This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen.
1. Band.

Moriz Reich.

Ausgewählte Werke.

Herausgegeben

von

Dr. Rudolf Fürst.

Mit Portrait.

Prag. F. Tempsky. Wien. F. Tempsky. Leipzig G. Freytag.
Buchhändler der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien.
Budapest 1894. Verlag Franz Kraus

E86514

Bibliothek

Deutſcher Schriftſteller

aus Böhmen.

Herausgegeben

im Auftrage der

Geſellſchaft zur Förderung deutſcher Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur in Böhmen.

Band I.

Moriz Reich, Ausgewählte Werke.

Prag. F. Tempsky. **Wien.** F. Tempsky, **Leipzig.** G. Freytag.

Buchhändler der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Wien.

1894.

Bibliothek
Deutscher Schriftsteller
aus Böhmen.

Herausgegeben

im Auftrage der

Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

Band I.

Moriz Reich, Ausgewählte Werke.

Prag. F. Tempsky. | Wien. F. Tempsky, | Leipzig. G. Freytag.

Buchhändler der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien.

1894.

Moriz Reich,

Ausgewählte Werke.

Herausgegeben

von

Dr. Rudolf Fürst.

Mit Portrait.

Prag.
F. Tempsky.

Wien.
F. Tempsky,

Leipzig.
G. Freytag.

Buchhändler der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien.

1894.

PT3835
B5
V.1

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

Zur Einführung.

In den Bestrebungen, den Entwicklungsgang des deutschen Volkes von Böhmen zu beleuchten und die nationalen Errungenschaften dieses Stammes in das allgemeine Bewusstsein zu rufen, hat die Beschäftigung mit der deutschen Literatur Böhmens einen angemessenen Raum bisher nicht gefunden. Der Entwicklung dieser reichen Literatur fehlt noch das geschichtliche Spiegelbild, und viele ihrer Denkmale sind mit dem Schutt der Zeiten bedeckt und von der Zerstörung bedroht. Dem Wunsche, diesem Mangel abzuhelfen und dieser Gefahr zu begegnen, entsprang der Gedanke der deutschböhmischen Bibliothek, dessen Verwirklichung die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen ermöglicht hat.

Die deutschböhmische Bibliothek erfüllt die Aufgabe, die wichtigen Denkmale deutscher Literatur, die sich auf unserem Heimatsboden vorfinden, zu erhalten und in das Licht der geschichtlichen Wahrheit zu stellen. Sie will dadurch dem deutschen Volksthum in Böhmen eine wertvolle Stütze nationalen Bewusstseins bewahren, den Antheil der Deutschböhmen an der gesammten Geistesarbeit der Nation auf literarischem Gebiete sicherstellen, Schätze unserer Literatur der Vergessenheit entziehen und vor der Vernichtung behüten. Fachmänner sind mit der Arbeit betraut, die Denkmale unversehrt ans Licht zu bringen und auf ihre geschichtliche Bedeutung, sowie auf ihren ästhetischen Wert hin zu prüfen. Die Bibliothek selbst aber ist keineswegs ausschließlich und auch nicht in erster Linie für Fachmänner und Gelehrte bestimmt. Sie wird einem geistigen Interesse des gesammten Volksthums dienen, gemeinverständlich gehalten sein und den Genuss der Literaturwerke, die sie in sich aufnimmt, allen Lesern von geistiger Empfänglichkeit vermitteln.

Die deutschböhmische Bibliothek fasst zunächst solche Literaturwerke ins Auge, die der Öffentlichkeit nicht mehr oder noch nicht zugänglich sind, Druckwerke, von denen sich nur noch wenige Exemplare nachweisen lassen und deren Untergang man gewärtigen müsste, wenn nicht für eine neue Ausgabe gesorgt würde, Nachlassschriften, die noch nicht veröffentlicht sind, und Arbeiten, die in älteren Zeitschriften vergraben liegen. Diese Thätigkeit will vorangestellt sein, weil Gefahr im Verzuge liegt. In weiterer Folge sollen auch solche Werke von Belang in die deutschböhmische Bibliothek aufgenommen werden, die zwar dem geistigen Verkehre bereits zugänglich sind, deren Ausgaben aber der Verbesserung, Ergänzung und der geschichtlichen Beleuchtung bedürfen. Endlich sollen auch neue Arbeiten, welche die deutschböhmische Literatur wesentlich bereichern, oder deren Geschichte aufhellen, nach Maßgabe der Mittel in die Bibliothek einbezogen werden.

Mit den deutschböhmischen Literaturdenkmälern der mittelhochdeutschen Zeit befasst sich der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen", der auch bereits eine Reihe von Publicationen aus diesem Gebiete ins Werk gesetzt hat. Unsere Bibliothek wird die spätere Zeit umfassen, mit der Übergangsperiode des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts einsetzen und bis in die neueste Zeit hineinreichen.

Als besonders wichtige Perioden heben wir hervor: Die geistliche Literatur im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, die Theaterliteratur, die sich um die Mitte und gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschböhmen herausbildete, die Professoren-Literatur, die in der josephinischen Zeit und in den nächstfolgenden Jahrzehnten die classische Überlieferung in Deutschböhmen lebendig machte und die durch Karl Egon Ebert eingeleitete Blütezeit deutschböhmischer Poesie in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts.

Jedes Heft unserer deutschböhmischen Bibliothek wird mit einer literargeschichtlichen Einleitung versehen und, wo es noththut, werden Erläuterungen und Textkritik beigegeben sein. Doch werden diese Zuthaten zu den Texten derart beigefügt sein, dass

der Genuſs der dargebotenen Werke dadurch in keiner Weiſe unterbrochen oder erſchwert wird. Die Hefte erſcheinen auf Grund eines vorgezeichneten Planes, aber in freier Folge; Publicationen aus älterer und aus neuerer Zeit werden einander ablöſen. Die erſten Bände bringen:

1. Ausgewählte Werke von Moriz Reich, herausgegeben von Rudolf Fürſt.

2. Die Sonntagsevangelien von Nicolaus Herman (1561), herausgegeben von Rudolf Wolkan.

Daran ſollen ſich in einer noch genauer feſtzuſetzenden Reihenfolge anſchließen:

Ausgewählte Werke von Johannes Matheſius.
Die Hiſtorien von der Sindfludt von Nicolaus Herman.
Ausgewählte Werke von Clemens Stephanie.
Gedichte auf den Winterkönig.
Liederdichter vom Hofe König Rudolfs II.
Lieder auf die Türkenkriege.
Katholiſche Kirchenlieder aus dem 17. Jahrhundert.
Nachgelaſſene Werke von Karl Egon Ebert.
Der Briefwechſel zwiſchen K. E. Ebert und R. Hamerling.
Gedichte von Friedrich Bach.
Die Dichter von „Oſt und Weſt".

Das Unternehmen beruht auf der Überzeugung, daſs das deutſche Volk in Böhmen die Überlieferungen ſeiner geiſtigen Entwicklung hochhält und daſs die geſammte Nation ein Intereſſe daran hat, die Literaturſchätze Deutſchböhmens erhalten zu ſehen. Wir erwarten zuverſichtlich, daſs dieſe Grundlage ſich als eine feſte und dauerhafte erweiſen wird.

Moriz Reich.

(Nach einer Silhouette im Beſitze des Herrn L. Reich in Raudnitz.)

Ausgewählte Werke

von

Moriz Reich.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

Gedichte.

Weſen und Heimat:

Selbſtgefühl 51
Wie ich es wünſchte 51
In anhaltender Krankheit 51
Sehnſucht 52
Krieg in Frieden 52
Mir ziehn ſich 53
Das Menſchenherz 53
Bekenntnis 54
Wiederſehen 54
Das nenn' ich mir ein Leben 55
Trutznachtigall 55
Beim Erwachen 55
Meinem Vater zum Geburtstage 56
Noch Thränen 56
Meine Mutter hat geſponnen 57
Großvater mein 57
Oſtern 58
Die Klauſe 59
Die nächtliche Wanderung 60
Gebirgslieder 62
Epiſtel 63
An Joſefine 65
Sonette an Joſefine 66

Speculation:

Rhapſodie 75
Der Cholera 76

Moriz Reich.

(Nach einer Silhouette im Beſitze des Herrn L. Reich in Raudnitz.)

Ausgewählte Werke

von

Moriz Reich.

Ausgewählte Werke

von

Moriz Reich.

Seite

Fragment 77
Jehova 77
Ein Empedokles 78
Auf dem Laurenziberge 79
Höheres muſs ſein 80
Natur und Kunſt 80
Die Nachtigall 81
Die Kohle 82
Der Tod 84
Sprich zum Fröhlichen nicht 86

Politiſches:

Ode an die Jünglinge 89
Auf der Prager Brücke 91
Der Bub' und die Roſſe 92
Das Weberlied 92
Hymne an den großen Napoleon 92

Epigramme und Satiren:

Der Strom 99
Der Bach 99
Einheit in der Vielheit 99
Fortſchritt im Stillſtand 99
Der Gemeine und der Edle 99
Der philoſophiſche Dichter 99
Rath an den Dichter 100
Jean Paul Friedrich Richter 100
An Goethe 100
Böſes Schickſal 100
Deutſcher Sänger Heldentod 100
Judenbrauch 100
Goethes letzte Incarnation 101
An die Gelehrten 103
Zwei Lungenſüchtige 103

Novellen.

Nur ein Schreiber 107
Der Geleitsmann 148
Der Jäger auf den Bergen 162

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

Gedichte.

Weſen und Heimat:

Selbſtgefühl 51
Wie ich es wünſchte 51
In anhaltender Krankheit 51
Sehnſucht 52
Krieg in Frieden 52
Mir ziehn ſich 53
Das Menſchenherz 53
Bekenntnis 54
Wiederſehen 54
Das nenn' ich mir ein Leben 55
Trutznachtigall 55
Beim Erwachen 55
Meinem Vater zum Geburtstage 56
Noch Thränen 56
Meine Mutter hat geſponnen 57
Großvater mein 57
Oſtern 58
Die Klauſe 59
Die nächtliche Wanderung 60
Gebirgslieder 62
Epiſtel 63
An Joſefine 65
Sonette an Joſefine 66

Speculation:

Rhapſodie 75
Der Cholera 76

Einleitung.

Leben und Schriften von Moriz Reich.

I.

Hart an der Grenze zwischen österreichischem und preußischem Gebiete, zu Rokitnitz, einem Städtchen in den rauhen Habelschwerdter Bergen, wurde Moriz Reich geboren. Sein Vater war der jüdische Lehrer, Vorbeter und Schlächter Joachim Reich, ein Mann von knorriger Eigenart, ein „Eichenbaum auf Felsenrücken", wie der Sohn den von schwerer Krankheit genesenen in einem Gratulationsgedichte gelegentlich nennt. Joachim Reich gehörte einer deutsch-böhmischen Familie an: er stammte aus dem Orte Raubowitz, im Chrudimer Kreise. Er erreichte ein höheres Alter, zog um die Mitte der fünfziger Jahre nach Stiebnitz, einem Nachbarorte von Rokitnitz, und hat das tragische Ende seines jüngsten Sohnes überlebt. Vermählt war Joachim mit Golde (Caroline), geb. Bonn, deren Familie vom Rheine herstammte. Sie war eine Frau von sanfter Gemüthsart, von hingebender Liebe für Mann und Kinder, selbstverleugnend bis zur Aufopferung. Sie starb in den ersten Maitagen des Jahres 1851 im Alter von 58 Jahren. Der Verbindung des Ehepaares Reich entstammen fünf Kinder, drei Brüder und zwei Schwestern. Die eine der Schwestern, nach ihrer Verheiratung in der Nähe von Prag lebend, starb schon im Jahre 1856. Die beiden älteren Brüder Lazar (Ludwig) und Elias (Eduard) sind heute noch am Leben; der eine wohnt als quiescierter Oberlehrer in Raudnitz, der andere als Privatmann in Rokitnitz. Der jüngste der Geschwister war Moses Josef, oder, wie er sich schon im Knabenalter nannte, Moriz, geboren am 20. April 1831. Moriz hieng mit inniger Liebe an seiner Familie. In seinen

Einleitung.

Leben und Schriften von Moriz Reich.

I.

Hart an der Grenze zwischen österreichischem und preußischem Gebiete, zu Rokitnitz, einem Städtchen in den rauhen Habelschwerdter Bergen, wurde Moriz Reich geboren. Sein Vater war der jüdische Lehrer, Vorbeter und Schlächter Joachim Reich, ein Mann von knorriger Eigenart, ein „Eichenbaum auf Felsenrücken", wie der Sohn den von schwerer Krankheit genesenen in einem Gratulationsgedichte gelegentlich nennt. Joachim Reich gehörte einer deutsch-böhmischen Familie an: er stammte aus dem Orte Raubowitz, im Chrudimer Kreise. Er erreichte ein höheres Alter, zog um die Mitte der fünfziger Jahre nach Stiebnitz, einem Nachbarorte von Rokitnitz, und hat das tragische Ende seines jüngsten Sohnes überlebt. Vermählt war Joachim mit Golde (Caroline), geb. Bonn, deren Familie vom Rheine herstammte. Sie war eine Frau von sanfter Gemüthsart, von hingebender Liebe für Mann und Kinder, selbstverleugnend bis zur Aufopferung. Sie starb in den ersten Maitagen des Jahres 1851 im Alter von 58 Jahren. Der Verbindung des Ehepaares Reich entstammen fünf Kinder, drei Brüder und zwei Schwestern. Die eine der Schwestern, nach ihrer Verheiratung in der Nähe von Prag lebend, starb schon im Jahre 1856. Die beiden älteren Brüder Lazar (Ludwig) und Elias (Eduard) sind heute noch am Leben; der eine wohnt als quiescierter Oberlehrer in Raudnitz, der andere als Privatmann in Rokitnitz. Der jüngste der Geschwister war Moses Josef, oder, wie er sich schon im Knabenalter nannte, Moriz, geboren am 20. April 1831. Moriz hieng mit inniger Liebe an seiner Familie. In seinen

zahlreichen Briefen an Eltern und Geschwister spricht sich eine beständige rührende Sorge um deren Wohlergehen und eine Hintansetzung seiner Person aus: „Am Grabe meiner Mutter habe ich meinen Glauben verloren!“ ruft er bei deren Hinscheiden.

Heimat und Elternhaus haben einen starken und wohlthätigen Einfluss auf Moriz Reich genommen. Seiner Heimat hat er den größten und weitaus besten Theil seiner dichterischen Production gewidmet. Die rheinische Abstammung seiner Mutter, die auf dem Lande und im Gebirge verlebte Jugend, die friedliche Gemeinschaft mit den Bekennern anderer Religionen, das alles war dazu angethan, sein Wesen nach einer bestimmten Richtung hin zu lenken. Der Abkunft seiner Mutter verdankt er wohl in erster Reihe jene national-deutsche Gesinnung, die er an vielen Stellen seiner Schriften energisch zum Ausdrucke gebracht hat, energischer, als dies sonst Sache des „jungen Böhmen“ der vierziger und fünfziger Jahre war. Dem Leben und Treiben seiner Heimat aber ist seine ruhige und unverbitterte Stellung zum Judenthume zuzuschreiben, die nichts gemein hat mit der in Heines „Rabbi von Bacharach“ herrschenden Stimmung, nichts mit dem „großen Judenjammer“ Börnes oder der ruhelosen Empfindlichkeit Berthold Auerbachs; auch ist er überraschend wenig von diesen Schriftstellern beeinflusst, sosehr sonst auch die Litteratur der vierziger und fünfziger Jahre unter dem Zeichen Heines und Börnes gestanden hat, so sehr gerade dem Dorfgeschichtenschreiber das leuchtende Vorbild der 1843 erschienenen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ zur Nachahmung anzueifern geeignet war. Schildert er auch in Briefen an die Seinen mit glühenden Farben die Feier eines jüdischen Oster- oder Vermählungsfestes, findet er auch Worte der Abwehr gegen die Art, wie in Freytags „Soll und Haben“ die jüdische Mutter gezeichnet wird, beklagt er auch in einem Briefe an seinen trefflichen Freund und Mentor Seligmann Heller die „äußere und innere Knechtschaft des Holz- und Wasserträger-Volkes Israel“, und vertheidigt er in einer Novelle „Vater und

Sohn" die Juden auch sehr energisch gegen ihre Bedrücker, so stellt er sich doch in seinem Thun und Denken weit mehr auf den Standpunkt moderner Skepsis, als dass er etwa gesonnen wäre, mit Heinrich Heine das „düstere Märtyrerlied" anzustimmen: er vertauscht nicht nur selbst seinen alttestamentarischen Vornamen mit einem moderner klingenden, sondern er dringt auch darauf, dass seine Brüder ein gleiches thäten. Seine Arbeiten tragen nur ganz ausnahmsweise jüdisches Localcolorit. In einer feinen Untersuchung über Shylock macht er einen scharfen Strich zwischen der Denkungsart eines modernen und eines mittelalterlichen Juden; ab und zu kann er es nicht unterlassen über einzelne Gewohnheiten, die man bei Juden anzutreffen pflegt, zu spötteln, er lacht herzlich, als in seiner Gegenwart über die Juden geschimpft wird, und betont gern seine Übereinstimmung mit den Gebräuchen der christlichen Mitbürger:

„Kinder mit Apfelgesichtern auch riefen: Gelobt Jesus Christus!
„Amen in Ewigkeit! grüßte der Jude zurück."

schreibt er seinem Freunde Hanisch in einer Schilderung seiner Heimat aus dem Jahre 1852. In einer sinnigen Parabel „Meine Bescherung am Weihnachtsabende" aus der frühesten Zeit seines poetischen Schaffens, dem Jahre 1849, erscheint ihm der Heiland, „der sühnende Sohn, dessen Haupt Gnade umstrahlt, der erlöset die Menschheit." Ein andermal, am Vorweihnachtstage 1851, fragt er:

„Wer bist du, leiser Glockenton,
„In meinen inneren Ohren?
„Ward etwa nun mein Gottessohn,
„Mein Heiland mir geboren?"

Über seine religiöse Überzeugung im engeren Sinne soll erst an fortgeschrittenerer Stelle in Reichs Entwickelung die Rede sein.

Über die frühe Kindheit Moritz Reichs wird des Wissenswerten nicht gar viel zu berichten sein. Bei aller Knappheit in der Lebensführung scheint doch kein eigentlicher Mangel in seinem Elternhause geherrscht zu haben. Nachbarlicher Verkehr,

gesellige Ausflüge, rüstige Gänge tauchen in seinen Erinnerungen an die Kinderjahre wiederholt auf. Moriz, dessen hervorragende Begabung man früh erkannte, wurde ins Gymnasium zu Reichenau nächst Rokitnitz geschickt; die höheren Classen (den Cursus der „Philosophie") hörte er in Prag, wohin er 1847 kam. Prag bot am Ende der vierziger und im Anfange der fünfziger Jahre für einen litterarisch arbeitenden Jüngling Anregung in Fülle. Die Ausschlag gebenden Arbeiten der hervorragenderen deutsch-böhmischen Schriftsteller waren alle bereits erschienen: Karl Egon Eberts „Wlasta" (1829), Alfred Meißners „Gedichte" (1845) und „Ziska" (1846), Moritz Hartmanns „Kelch und Schwert" (1845), seine „Neueren Gedichte" (1847) und seine „Reimchronik" (1849), Friedrich Bachs „Gedichte" (1847) und „Sensitiven" (1839), Uffo Horns „König Ottokar" (1845). Eine gemeinsame Tradition bildete sich allgemach aus: in Josef Bayer erstand den vereint Wirkenden ein gesinnungsverwandter Theoretiker, in Paul Alois Klars Taschenbuch „Libussa" ein Vereinigungspunkt, der neben den Genannten noch andere deutsch-böhmische Autoren wie Herlossohn, Kollar, Frankl, Hausgirg, Kapper, Rank, Heller sammelte, so sehr sich die einzelnen ihrer Richtung nach unterschieden, in Rudolf Glasers „Ost und West" bis zum Jahre 1848 ein belletristisch-kritisches Organ, reich in der Fülle des Gebotenen und vornehm in der Haltung, in David Kuh's „Litterarischer Zeitschrift" eine kritische Revue. Mit dem „Tagesboten aus Böhmen" gab David Kuh den Deutschen Prags ihr erstes in entschieden national-freisinnigem Sinne redigiertes politisches Tageblatt; die kosmopolitischen Tendenzen eines Ebert, Horn, Meißner und Hartmann fanden da eine Reform in modern-nationalem Sinne. Das hatte vor allem das Sturmjahr 1848 gethan, das den alten Kreis gesprengt und einen neuen und fortgeschrittenen an dessen Stelle gesetzt hatte. Reich selbst war wohl noch zu jung und zu neu in Prag, um von den Ereignissen des Revolutionsjahres persönlich betroffen zu werden. Wohl ist er, wie einst Lessing in Leipzig, von überängstlichen Heimats-

genossen bei den in der ländlichen Abgeschiedenheit befangenen Eltern als einer angeschwärzt worden, der im Kreise haltloser Kameraden sich manches zu schulden kommen lasse. Auch ist er noch 1850 an einem kleinen Conflict der Studenten mit der Behörde nicht ganz unbetheiligt; doch ist diese ganze Angelegenheit im Sande verlaufen und Reich hofft durch vorsichtiges und besonnenes Auftreten an öffentlichen Orten auch für die Folge der Behörde gegenüber gesichert zu sein. Die schlechte Nachrede, durch die er in der Heimat zu leiden hat, weist er mit der ganzen Gravität eines sehr jungen Menschen, der unversehens in weitere Verhältnisse gekommen ist, zurück. Welcher Unterschied zwischen einem in Rokitnitz erzogenen und einem im Umgange mit der Welt gebildeten Jünglinge! Wie sehr verachtet er, seinen inneren Wert wohl kennend, die hohlen, gehaltlosen Forderungen der Welt! Wie sehr bemitleidet er ganz Rokitnitz ob des nichtsnutzigen Geschwätzes seiner Bewohner und selbst seine Eltern, weil sie solchem Geschwätze glauben schenken, wie hoch steht er mit seinen Freunden über der Niedertracht solcher Verleumdungen! In Wahrheit ist es noch fraglich, ob der phantasievolle, alleinstehende, blutjunge Mann allen Fährlichkeiten des Stadtlebens so siegreich widerstanden wäre, hätte er nicht in seinem Altersgenossen Seligmann Heller, damals gleichfalls noch Gymnasiasten, einen Freund und Lehrer gefunden. Heller, zu Raudnitz gebürtig, als charaktervoller Kunstreferent der Prager „Bohemia" und gedankentiefer Dichter des „Ahasverus", den ersten Reihen unserer deutsch-böhmischen Schriftsteller angehörig, verschied am 8. Januar 1890 in Wien, noch nicht sechzig Jahre alt. Kurz vor seinem Tode gedenkt er (in der Zeitschrift „Deutschland") in rührenden Worten seines Verhältnisses zu Moriz Reich: „Das Jahr 1848", sagt er, „brachte mir neben den herben Täuschungen und Enttäuschungen auch das höchste Glück, das einem wohlgeschaffenen Menschen beschieden sein kann, einen wahren Freund, eine gleichstrebende Seele von wahrhaft jungfräulicher Lauterkeit." Was er aber kaum andeutet, das ist die wahrhaft antike Selbstverleugnung

und Opferwilligkeit, die sein Verhalten zu Reich in hohem Grade auszeichnet. Schon zu Anfang ihrer Freundschaft liest Heller, zweifellos der tüchtigere Schüler, mit Reich französisch, latein, griechisch, er leitet seine Studien und seine litterarischen Arbeiten. 1851 verläßt Reich das „nette kleine Stübchen," das er gemeinsam mit seinem Landsmanne Jacob Pam aus Abtsdorf auf dem Niklasplatz Nr. 15 inne hat, und zieht mit Heller zusammen, weil, wie er naiv seinen Eltern schreibt, „wir viel zu studieren haben."

Diese Fiction hält er ein paar Monate aufrecht. Dann erst gesteht er, ohne sonderliche Dankbarkeit, dass er nun keine Lectionen mehr gebe, dass ihn Heller, der 10 Gulden monatlich vom Hause erhalte und 14 durch Unterricht verdiene, nunmehr ganz ernähre, alles, selbst das Bett mit ihm theile und ihn zu unermüdlichem Fleiße und rationeller Lebensweise anhalte. Und auch Heller berichtet im October desselben Jahres viel Rühmliches über Reichs Fleiß und Eifer und ruft zufrieden aus: „Nur noch eine Stunde für 6 fl., so sind wir beide versorgt!" Dieses Verhältnis läßt sich bis in den Frühling 1852 verfolgen. Im Herbste 1852, als Reich anfieng seine Studien zu vernachlässigen nnd sich mit fieberischer Überhastung der litterarischen Production zuzuwenden, stellte ihm Heller eindringlich das Verkehrte seiner Handlungsweise vor, was ein Zerwürfnis mit Heller für mehr als Jahresfrist zur Folge hatte. Im September dieses Jahres bedauert Josef Bayer aufs lebhafteste, von einer Trennung beider gehört zu haben und räth Reich dringend zur Versöhnung. Heller hat ihm diese Verstimmung niemals nachgetragen; für die Art aber, wie Reich sein Verhältnis zu Heller aufgefasst hat, ist dieses ganze Zerwürfnis, in dem Reich zur Versöhnlichkeit gemahnt werden muss, charakteristisch. Reich scheint in der That bei aller Zuneigung für Heller niemals gezweifelt zu haben, dass er dem Freunde in ihrem Verkehre eben so viel gebe, wie dieser ihm; in einem Briefe von 1851, in dem er Hellers Tugenden mit Enthusiasmus und Hellers Fehler mit Behagen hervorhebt, charakterisiert er ihr Verhältnis

in folgender Weise: „Moriz Reich ist gerade jenes Element, mit dem Sie sich chemisch verbinden konnten; Sie sind verschlossen: er offen; Sie fest: er schwach; Sie gebend: er empfangend; Sie tief: er oberflächlich; Sie selbstbewußt: er furchtsam; Sie verwogen: er vorsichtig; Sie nur Geist: er durchgeistigte Sinnlichkeit. Was entsprang dieser Verschmelzung? Sie sind bereits auf dem Wege Ihre Würde mit Anmuth zu paaren; ich auf dem Wege zur Geistesfreiheit." Zwei Jahre früher, 1849, ist Heller der

„Freund von Kronion gesandt, zu tragen den lechzenden Priester"

und er sagt dem

„Genius herzlichen Dank für den ätherischen Freund."

Er verfasst, vermuthlich von Heller zu derartigen Übungen angeleitet, lange und scharfsinnige Recensionen über die Gedichte des Freundes (1851), in welchen dieser oft genug schlecht wegkommt: Stümperei und Dilettantismus, Hang zu Scheußlichkeiten wirft er ihm gern vor. Heller soll die Götter bitten, dass er gescheidter werde. Später wird der Ton anerkennender; er betont, dass der Freund durch seine Ausstellungen viel gelernt habe, hänselt ihn aber doch wegen seiner weltumfassenden Reformpläne. Man könne ihm, wie Schiller den Metaphysikern, sagen: „Bevor Seligmann Heller aus Raudnitz, 20 Jahre alt, die eine Welt fertig hat, erhält sich die alte durch Hunger und Liebe." Auch in seinen Briefen macht er sich zuweilen über Heller, den „geflügelten Genius", lustig und widmet ihm ganz zu Beginn ihres Verkehres folgendes wenig schmeichelhaftes Distichon:

„Lieset Du Höltys Lebensgeschichte: so liest Du die Deine!
„Dir nur eines gebricht, was ihn zum Hölty gemacht!"

Und doch hätte gerade Reich einen Mentor von Hellers Eigenschaften ganz anders schätzen sollen. Ein solcher sorgender Freund war geradezu Bedürfnis für ihn und hätte er ihn in einer späteren Periode seines Lebens zur Seite gehabt, so wäre sein Ende wohl weder so früh, noch unter so mitleidswerten

Umständen eingetreten. Die wohlthätige Einwirkung dieses Leiters seiner Schülerzeit ist leicht nachweisbar. Obwohl sich Reich ein schönes Quantum von Kenntnissen zu erwerben verstand, scheint er doch nicht zu den besten Schülern gehört zu haben. Seinen schriftlichen Arbeiten, die sich durch Schärfe und Consequenz des Gedankenganges auszeichnen, wird ein häufiges Abschweifen vom gestellten Thema zum Vorwurfe gemacht und demgemäß mitunter eine schlechte Censur zu Theil. Obwohl er von seinem angestrengten Studium den Eltern viel zu berichten weiß, meldet er doch immer nur mit auffälliger Kürze, dass seine Prüfungen „auch gut" ausgefallen, seine Professoren aber nicht „die besten" seien. Die Novelle „Nur ein Schreiber" bringt interessante Bekenntnisse über sein zerfahrenes Schulleben — er simuliert Ohnmachten, um den Prüfungen zu entgehen — über die ungünstigen Ergebnisse der Prüfungen, die er nach Hause zu melden scheut und den beginnenden Zwist mit Heller. Auch materiell musste ihm solch umfassende Unterstützung wie die Hellers gar wohl zu statten kommen. Eigentlichen Mangel hat er wohl nicht gelitten, ja stellenweise nennt er seine Lage sogar eine „recht gute"; aber über die Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse kam er niemals hinaus. Er verdient sich durch Unterricht in verschiedenen Häusern eine Summe von 10—20 fl. monatlich und scheint außerdem ein Stipendium von 10 fl. durch den Gutsherrn von Rokitnitz, den Grafen Nostitz, erhalten zu haben. Wohlgefällig berichtet er, wie sehr er von seinen Schülern und deren Familien geschätzt werde. Seine Lieblingsstunde ist die bei zwei jungen erwachsenen Mädchen. In diesen Stunden legt er, „der 20jährige Jüngling, der wenig von dem weiß, was wahres Wissen" nicht so sehr darauf Wert, dass seine Schülerinnen Namen und Daten auswendig wissen, als dass „sie für Geschichte empfänglich werden, ein Gedicht, einen Aufsatz verstehen, selbst einen schreiben lernen, dass sie eine deutsche Gesinnung, Wärme des Charakters fassen und ausbilden; dass sie unseren Schiller und Goethe nicht nur im Munde führen, sondern auch lesen und verstünden." So

schreibt er im December 1851 an seine Schülerin, Fräulein Marie Holk, als ein Missverständnis, das sein bis zur Empfindlichkeit gehendes tief wurzelndes Ehrgefühl besonders schwer nimmt, ihn von diesem Hause zu trennen droht. „Sie wollen mich zu einem Lügner, einem elenden jüdischen Betrüger, einem niedrigen Wurm machen?" ruft er emphatisch aus. Hätte er mehr Rücksicht auf seinen materiellen Vortheil genommen, so hätte er gewiß ängstlich darnach gestrebt, sich vor solchen Zerwürfnissen zu bewahren. Denn wie knapp waren bei alledem seine Verhältnisse! Die Abnützung eines Kleidungs- oder Wäschestückes, die Nothwendigkeit den Bedarf an Heizung oder Beleuchtung zu erhöhen, ein wiederholter Besuch des Theaters, das alles setzt ihn in die peinlichste Geldverlegenheit. Der Theaterbesuch ist seine liebste Zerstreuung; der Verkehr mit Heller, dem nachmaligen bedeutenden Theaterkritiker, setzt ihn in die Lage, schon sehr früh ein reifes und verständiges Urtheil über Stücke und Schauspieler abzugeben. Er sieht am liebsten classische Stücke: den Kaufmann von Venedig mit Ira Aldridge, die Braut von Messina, den Faust. Unter den Genüssen der Großstadt, die er auf dem Lande vermisst, nennt er auch, halb ironisch, das Theater:

Auch du, göttliches Schauspielhaus, was muss ich dich missen?
Wo sich die Lende zerschlägt Faust mit der tragischen Faust!

Neben dem Theater sucht er Zerstreuung im Besuche der Kunstausstellung, in der neu gegründeten studentischen Lesehalle und im Verkehr mit einigen Freunden und Collegen. Zu diesen gehören neben Heller und den Landsleuten Jacob Pam und Julius Hanisch, besonders Josef Bayer, der ihm 1852 in der Beschaffung von Unterrichtsstunden und in der Aufstellung eines Studien- und Arbeitsprogrammes freundschaftlich zur Seite steht. Im Jahre 1850 hielt sich auch sein Bruder Elias zu Bildungszwecken einige Zeit in Prag auf. Die Ferialzeit verbringt er, wenn die Zeit einen Besuch in der Heimat nicht gestattet, bei seiner Schwester in Hostaun oder bei seinem Bruder in Raudnitz. Gelegentlich macht er die Bekanntschaft des Dechanten

der Ursulinerinnen, der ihn freundlich aufnimmt oder eines höheren Beamten, der ihn in seinem Hotel tractiert.

Neben diesen Leiden und Freuden eines Schülers regt sich aber schon sehr früh — etwa seit 1849 — der Ehrgeiz eines werdenden Litteraten, eines jungen Mannes, der sich zu etwas höherem berufen fühlt, in Reichs Brust. Unausgeglichen und wechselvoll, oft in directem Gegensatze, sind seine Stimmungen und Hoffnungen. Er ruft in den Jahren 1849 und 50 mit hoffnungsfrohem Scherze aus: „Es wird eine Zeit kommen und die Kinder Israel werden sagen: Ein großer Mann ist geboren worden in unserer Mitte"; er schreibt (1849) seinen Eltern, wie seine übrigen Geschwister alle versorgt und glücklich seien, so habe auch er ein Mägdlein gar lieb und hold heimgeführt — die Poesie; er hofft auf eine schöne Zukunft und wird trotz aller Widerwärtigkeiten siegen in dem Bewusstsein seiner Kraft, die ihn über andere hebt und im Bewusstsein, ein Mensch zu sein. Dazwischen kommen wieder Ausbrüche der Verzweiflung, des Misstrauens gegen sich und die Menschheit. Die Welt hat ihn aus seiner Bahn getrieben, darum flucht er ihr und ihrem unseligen Treiben; er fühlt das Bedürfnis und die Kraft etwas großes werden zu können, der Geist wird aber durch den niedrigen Sinn der Welt verstümmelt und von seinem Fluge zurückgehalten; wer keinen Insecteneigennutz, keine Schlangenklugheit kennt, der gilt in den Ameisenaugen der Welt als ein Narr; er selbst ist nur ein Baum ohne Frucht, an dessen Rinde manches Insect nagt. Aber inmitten all dieser Verstimmungen bricht er immer wieder in jubelnde Dithyramben wie die folgenden aus: „Gegrüßt seist du, Sonne, die du strahlst, wie meine Seele! Alles Große, Schöne drücke ich an mein Herz und vorwärts blickt der Geist, immer vorwärts, bis eine ewige Glückseligkeit sich in meinem Busen lagert und keine trübe Wolke des Lebens den inneren Himmel stören kann." Diese Unausgeglichenheit geht, von all den Stürmen, die sonst das Herz eines leidenschaftlichen Jünglings durchtoben mögen, abgesehen, vornehmlich auf die Aufmunterung oder Enttäuschung

zurück, die Reich zu Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit erfuhr. Um das Ende des Jahres 1849 verschickte er zuerst seine Manuscripte — es waren Gedichte, „Jugendblüthen" betitelt — an die Redactionen; er erhielt zwar von den Herausgebern belletristischer Zeitschriften und Anthologien, wie Ignaz Zingerle in Innsbruck („Phönix") und P. A. Klar in Prag („Libussa"), zunächst nur abschlägige Antworten, aber doch in einem herzlichen Tone und unter Einladungen für die Zukunft, die freundlicher gefärbt sind, als dies die bloße Höflichkeit verlangen würde. Auch mit den Prager Litteraten ist er in persönliche Berührung gekommen. Im Frühsommer 1852 spricht er in der öfters erwähnten Epistel an Hanisch in humoristischer Weise über den

„ . . . . trefflichen Kuh, der Journalisten Gebieter,
„Der mir Vogels Gedicht zweimal auf einmal verliest.
„Drauf, mit Gönnerschem Lächeln und süßen Vermögensbewußtsein
„Sehr mich versichert, daß schwer sei die Declamation,"

womit auf die dem Kreise seiner Freunde noch wohl erinnerliche Vorliebe des verdienstvollen Publicisten und Politikers für die Recitation gewisser Lieblingsgedichte angespielt wird. Ungefähr in dieselbe Zeit fällt nach Meißners eigener Angabe, auch der Beginn des für Reich in gewisser Beziehung verhängnisvoll gewordenen Verkehres mit Alfred Meißner. Meißner hat Reich im Kaffeehause kennen gelernt; ein gemeinsamer Freund — vielleicht Bayer — hat sodann den jungen Schriftsteller in Meißners Haus gebracht, wo Reich durch den Vortrag einiger Gedichte, Meißners Aufmerksamkeit erregte und ihm eine hohe Meinung von seinem dichterischen Talente beibrachte. Aber schon am 9. November 1851 hatte sich Reich in einem Schreiben an Alfred Meißner gewendet, in dem er ihn in schmeichelhafter, doch würdiger Weise um sein Urtheil über übersandte Gedichte angeht. Dieser Brief spricht lebhaft von all den Sorgen und Zweifeln, die Reich schon damals so sehr bewegten: von dem Mißtrauen, ob er, der schon so manches gefühlt und gedacht, auch dichterisch fühlen und denken könne, von der Entmuthigung,

die ihm die rüde Diagnose eines Arztes („Tuberculosis cruciata") verursucht hatte, von den Qualen des Zweifels und des verzehrenden unbefriedigten Ehrgeizes, von der Ungunst der äußeren Verhältnisse, an der so viele Talente scheitern. „Hat man die Schädelstätten untersucht, in denen vielleicht Welten zu Grunde gegangen, die Golgathas, auf denen vielleicht so mancher Heiland verblutet? . . . Leitet das Weltmeer in den Bauch der Erde hinein und die Aetnas und Heklas werden erlöschen!"

Nach Meißners eigener Mittheilung ist dieser Brief ziemlich spurlos an ihm vorüber gegangen. Erst die persönliche Begegnung hat nähere Beziehungen zwischen beiden Schriftstellern herbeigeführt, die sich aber erst in den letzten Wiener Jahren, zugleich den letzten Lebensjahren Reichs, zu besonders innigen gestalteten.

Neben Meißner hat ihn seine schriftstellerische Thätigkeit auch in nähere Berührung mit Karl Gutzkow gebracht. Den directen Anlass gab die von Gutzkow seit 1852 in Dresden herausgegebene Zeitschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herde", an der sich Reich zu betheiligen strebte. Anfangs verhält sich Gutzkow etwas spröde gegen Reich. Er schickt die ihm gesendeten „Kleinigkeiten" zurück, denen er Tiefe zuspricht, aber incorrecte Form zum Vorwurfe macht und bittet, sein Blatt, namentlich mit Gedichten, nicht allzu häufig in Anspruch zu nehmen; er mahnt immer wieder zur Vermeidung der aphoristischen Schreibart, des Bilderschmuckes, des Phrasenkrames, der Feuilletoncapriolen und räth zu einer „einfachen und thatsächlichen Schreibweise"; ebenso verwirft er alles stofflich Anstößige, was den Rahmen einer Zeitschrift für den häuslichen Herd zu sprengen droht. Bald aber ändert sich sein Benehmen: weist er auch oft genug Reichs Einsendungen, namentlich Gedichte, aber auch Novellen zurück (von denen eine im „Familienbuche des österreichischen Lloyd" vollinhaltlich und in der Wiener Zeitschrift „Donau" gekürzt abgedruckt wurde, eine in der Pest-Ofener Zeitung erschien, eine aber handschriftlich sich im Nachlasse vorfindet), so wendet er doch an andere, ihm geeignet erscheinende Beiträge die nicht

unbedeutende Mühe einer völligen Umarbeitung, um sie für seine Zeitschrift geeignet zu machen, wo sie dann auch in der neuen Form erschienen sind. Auch Honorare bis zur Höhe von 15 Thalern werden dem jungen Mitarbeiter zugestanden, von dem er sogar einen journalistischen Liebesdienst gelegentlich zu erbitten nicht verschmäht, dessen Verweigerung die Abkühlung des Verhältnisses zur Folge hatte.

Wichtiger aber, als diese litterarischen Verbindungen, die ihre eigentlichen, mitunter ziemlich fragwürdigen Früchte erst in der Wiener Zeit trugen, ist der Schatz von Kenntnissen für Reich geworden, die er sich während der Prager Lehrjahre unter der weisen Leitung Hellers erwarb, die Reife in der Beurtheilung mancher religiösen und ethischen Frage, die er dem Verkehre mit den Prager Freunden verdankte. Neben der Gymnasialbildung hatte er sich ansehnliche Kenntnisse der modernen Sprachen verschafft, die ihm selbst durchaus gelungene Übersetzungen Byronscher Bruchstücke ermöglichten, und hat sich, wie viele hinterlassene Excerpte darthun, viel mit Litteratur beschäftigt. Am meisten hat er Goethe und Jean Paul gelesen, deren Werke er in seinen Briefen und Arbeiten immer wieder heranzieht. Nur in früher Jugend hat er an die aus dem Kreise Börnes stammende Fabel von Goethes marmorkalter Gefühllosigkeit geglaubt, bald aber ist er ihm „der Meister, der Ernte gehalten im menschlichen Leben“:

„Was vom Wagen Dir fällt, lesen wir Jungens nur auf.“

Gleichzeitig (1852) feiert er in einem Gedichte die Himmelfahrt Goethes und läßt, in nicht durchaus zutreffender historischer Auffassung, die Antike und die germanische Vorzeit, Hermes und die Walkyren, Zeus' Adler und Odins Raben, Amor und Mephistopheles um Goethes Schatten kämpfen:

„Und das alles kam von eines deutschen Sängers Zauberlächeln!“

Gleiche historische Mängel zeigen sich in einer Iphigenie-Recension von 1851, in der im Orest eine Symbolisierung von Goethes Leben und Streben erblickt und schließlich eine Versöhnung der nordisch-germanischen mit der classisch-hellenischen Richtung herbeigeführt wird. Ein Jahr später schildert er in

humoristischer Weise den Verfall der Litteratur nach Goethes Tode und im selben Jahre vertheidigt er in einem sehr feinsinnigen Feuilleton „Variationen über Goethe und Lenau" („der Wanderer" 1853, Nr. 597) Goethe gegen die Anwürfe Börnes: er weist hin auf Goethes dichterische Empfindung gegenüber der Speculation Lenaus, auf Goethes edles harmonisches Maß gegenüber Lenaus ruheloſem Gigantenthum, auf die Art, wie Goethe und Schiller ihren Stoff beherrschen, während Lenau und Byron, diese subjectivsten unter den neueren Dichtern von ihm fortgerissen werden, auch auf die Form, die von beiden gemeistert wird. Obwohl Reich selbst nur ausnahmsweise das antike Metrum anwendet und in der Regel in Reimen dichtet, so meint er doch: „Ich möchte den Reim die Harmonie im Kleinen, die Vorsicht im Zufälligen nennen, die Formen der Alten, die Harmonie im Großen, die Vorsicht des Schicksals." Glaubt er bei Lenau in dem Mangel an Selbstbeherrschung und Selbstkritik das hemmende Moment erblicken zu sollen, so scheint ihm die Hauptursache von Jean Pauls übergroßer Wärme, durch die ihm die Fähigkeit zum Bildner versagt sei, in seiner Nothlage zu liegen, die ihm eine innerliche Sammlung unmöglich mache, und ihn zwinge „den verliebten, empfindungsseligen Töchtern Deutschlands eine Morgenröthe nach der anderen an den Kopf zu werfen. Mehr Brot und weniger Morgenröthe!" Und die Manier Jean Pauls persiflierend meint er: „Aber er rächte sich dafür der arme Poet! er häufte aus aller Welt Enden so ein Kunterbunt in seinen Werken zusammen, daſs den thränenreichen Seelen erst der Schweiß von der Stirne laufen mussste, ehe sie aus dem Mist einmal eine fest gewordene Thräne, eine Perle, hervorgruben!" . . . Auch daran erkennt man die große Neigung Reichs für Jean Paul, daſs er dessen äußeres Los sich in einer Weise vorstellte, die so viel Ähnlichkeit mit seinem eigenen Schicksale hatte. Etwas ferner scheint ihm Shakespeare gestanden zu sein: in der schon erwähnten Besprechung eines Gastspieles des Ira Aldridge will er, in ziemlich modern anmuthender Art, im Shylock nicht den Typus

des Hasses und verletzten Ehrgefühles sehen, sondern aus dem Milieu heraus den rein individuellen Christenhass des mittelalterlichen venetianischen Juden erblicken. Über neuere Dichter hat er sich wiederholt — theilweise auch erst in Wien — geäußert: er verspottet in boshaften Distichen die etwas plumpakademischen Heldengedichte Pyrkers, die er in Gegensatz zur Dichtung Homers bringt; er bespricht die klare, verstandesmäßige Weise Wilhelm Hauffs, die ihm die höchsten Wirkungen auf das Menschenherz vorenthält; er preist in Hermann Lingg einen modernen Dichter in vollstem Wortsinne, der nicht die Schmerzen der subjectiven Lyrik, sondern die großen Leiden der Welt mit dem Auge eines Heilands sieht und gestaltet; er rügt das verwirrende Neben- und Durcheinander in Gutzkows Roman „Die Ritter vom Geiste" — seine Verbindungen mit Gutzkow waren dazumal bereits gelockert — und lobt gleichzeitig die glückliche Gabe Gustav Freytags, den Leser zu fesseln, ihn zu erfreuen und zu spannen, bedauert aber den journalistischen Kampf der zwischen beiden Autoren tobt; er findet ein glückliches Bild für Heines leicht gereizte Eitelkeit, beklagt das Geschick, das Grabbes Genius nicht zur künstlerischen Reife gelangen ließ und erkennt mit Grauen die vielen Berührungspunkte, die ihn mit dem Schicksale Heinrich von Kleists verbinden. Er selbst wurzelt mit einem Theile seines lyrischen Schaffens in den Traditionen der politischen Dichtung, deren Gegner er in einem nicht ganz gelungenen Gedichte „mit allen glühenden Wetterzacken" zu bekämpfen verspricht. Schon in sehr jungen Jahren hat er im „Weberlied" die sociale Frage gestreift. In einem frühen Gedichte — aus dem Jahre 1850 — fordert er die Jugend auf, nicht aus dem „Weltbuche moderner Zeiten" Begeisterung zu schöpfen; wie Heine, Lenau, Beck, schwärmt er für Ungarn, wie Hartmann, Lenau, Platen, Beck, Herwegh für Polen und Kosciusko, wie Byron und Wilhelm Müller preist er den Aufstand der Neuhellenen.

Napoleon dem I. gegenüber geräth seine freiheitliche und seine nationale Gesinnung einigermaßen in Zwiespalt; während

ein dem Jahre 1851 angehöriges Fragment in Napoleon nahezu den Helden des Buches Le Grand zu sehen geneigt ist, bekämpft er im Jahre 1850, nach Art der Dichter der Freiheitskriege, „den Corsicaner, der es wagte Hermanns großen Enkeln Ketten zu schmieden." Endlich (1852) ergreift er im Gedichte „Scaevola" den Ausweg, in Napoleon, solange er seinen ursprünglichen Plänen und Zwecken treu blieb, den Messias der Welt, der einem barbarischen Feind unterlag, zu erblicken, ihn aber wegen der Art der Durchführung dieser Pläne zu bekämpfen. Dagegen hat er Napoleon den III. „den großen Napoleon in Kleinoctav" in einer sehr gelungenen Satire in Heinischen freien Rhythmen ein Jahr nach dem Staatsstreich vom 1. December aufs unbarmherzigste verspottet:

„Wer da sagt,
„Ich sei nicht Messias
„Wird gottrechtlich
„Erschossen!"

Louis Napoleon ist ihm der Typus des Despoten geworden. Im allgemeinen hat er aber die Saite des Herweghschen Tyrannenhasses doch nur selten angeschlagen, ja, er hat in ganz jungen Jahren ein sauber geschriebenes Heftlein Gedichte „Jugendblüthen", in dem sich ein Lobgedicht auf den Grafen Nostitz befindet, dem Kaiser Ferdinand zueignen wollen. Gegen die Despoten hat er, von einigen Epigrammen abgesehen, besonders im Jahre 1850, nach Vereitelung der Hoffnungen von 48, gekämpft; so hat er gegen sie ein streng nach allen epischen Regeln Homers verfasstes etwas schülerhaftes Gedicht gerichtet, in dem, infolge einer phantastischen Mythologie, die Göttin Germania, die Tochter des Teut und der Freya, den Zeus um die Lösung der Knechtschaft der Deutschen bittet, worauf dieser durch Apollo den Krieg „zur Vertilgung unwürdiger Fürsten" anregt, ferner hat er eine an den Stil des Pfaffen Mauritius gemahnende Verspottung der berühmten Flottenpläne der Fürsten Reiz-Greiz-Lobenstein verfasst, ein an Herwegh erinnerndes Lied („das Magyarenross"), angestimmt, in dem das Gespenst des vom

Fürsten Gemordeten seine Henker bedroht, endlich ein weniger gelungenes Gedicht „Der Minotauros" geschrieben, das mit den Worten schließt:

„Bald liegt der Minotauros
„In seinem Blute da:
„Dann frei von Menschenopfer
„Bist du, Germania!"

Der nationale Zug in seinen politischen Gedichten, durch den er indirect mit den Sängern der Freiheitskriege, direct besonders mit Hoffmann von Fallersleben zusammenhängt, ist überhaupt stark bei ihm ausgebildet. Am stärksten wohl in zwei Gedichten aus dem Jahre 1850. Das eine, dem Mediciner Schlick gewidmet, ist eine Art nationales Leichencarmen,

„ . . . dass die Mutter Erde weiß,
Dass er deutschem Blut entstamme!"

Tausend Menschen in blondem Haar werden herbeiströmen,

„Denn seinen Flug wird nehmen
„Der freie deutsche Aar."

und — wie es in der Weise E. M. Arndts weiter heißt —

„Vom Belt zu den Lagunen,
„Vom Ister bis zum Rhein,
„Von Aetnas Feuerzungen
„Zu Islands Nordlichtschein
„Wird Deutschlands Banner fliegen,
„Wird deutsche Zunge dräun!
„Die Freiheit, sie muss siegen,
„Und frei wird deutsch auch sein!"

Das andere, die schon erwähnte „Ode an die Jünglinge", preist in begeisterten Worten die Helden Lützow und Schill und die nationalen Sänger Kleist und Körner. Einige minder bedeutende Gedichte rühmen mit leichter politischer Pointe die Herrlichkeit der alten deutschen Sitten. In einer Novelle — „Der Kinderhandel" — bringt er das feindliche Verhältnis der Deutschen und Tschechen zu tragischer Wirkung.

Dieses nationale Fühlen (in der Paulskirche wäre Reich neben Hartmann unter den „Großdeutschen" gesessen) führt

ihn auch in frühen Jahren zur Beschäftigung mit alter deutscher Mythologie und Litteratur. In der ersteren waren ihm wohl nur die Grundbegriffe eigen. Er verwechselt nordische mit deutscher Mythologie und kommt über die Aufzählung von Wodan, Thor, über die Walkyren und Odin kaum hinaus. Jacob Grimms „Deutsche Mythologie" (1835) hat er kaum gekannt, gewiss nicht nutzbringend verarbeitet; eher wäre eine Einwirkung durch die Lectüre Fouqués anzunehmen. Dagegen ist er der altdeutschen Litteratur durch sein ganzes Leben, besonders aber in den letzten Jahren, sehr ergeben gewesen. Sein „Mammon im Gebirge" (erschienen 1856) enthält ein Motto aus Walther von der Vogelweide, ein 1855 erschienenes Reisebild „Ein Ausflug aus Wien" bringt mittelhochdeutsche Citate aus dem 27. Abenteuer des Nibelungenliedes und ein spätes Sonett behandelt den Stoffkreis des Nibelungenliedes. Dass ihm das ältere Deutsch nicht ganz fremd war, ergibt sich schon daraus, dass er bereits 1852 in einem Gedichte von „michel wundern" spricht.

Wie in den Fragen der Litteratur und Politik, so ist Reich auch in vielen Fragen philosophisch-religiöser Natur überraschend schnell zur Reife in Auffassung und Urtheil gelangt. Um das Jahr 1851 ist sein pantheistisches, wohl weniger auf ein Studium Spinozas gegründetes, als vielmehr durch Aufklärung und Beeinflussung eines Spinozaisten entstandenes Glaubensbekenntnis vollständig entwickelt. Die Bibel ist ihm jetzt erst verständlich und erscheint ihm auf der höheren Stufe seiner Entwickelung unter einem durchaus neuen Gesichtspunkt. Sein Glaube an eine waltende Vorsicht befestigt sich. Gott, die Urkraft, hat sich in die Materie ergossen und diese durchgeistigt, sich verkörpert. Er glaubt an Gott, den Schöpfer der Welten und ihrer Geschöpfe, er glaubt, dass das einmal Geschaffene nicht mehr aus dem Weltall verschwinden kann. Zerfallen die Körper, so wandern die Seelen in einen schöneren Zustand, in eine schönere Welt; „und so ist ein ewiges Streben der Geister, bis alle Funken in die ewige Flamme des Schöpfers zusammenströmen." Oder, wie er einige Monate später sich ausdrückt: jeder Theil der Schöpfung ist ein Theil

der Gottheit, der höchste Theil der Schöpfung, der Mensch, ist daher der Gottheit am nächsten. „Das Leben ist ein Rad, das Kind hält die eine Seite, der Greis die andere; warum wird das Alter kindisch? weil der Geist, der in dem Körper lebt, seinen Lauf in dieser Hülle vollendet hat; er fängt an wieder ein Kind zu werden, d. h. Kind einer höheren Welt. Einen glücklichen poetischen Ausdruck hat er seinem Glaubensbekenntnisse oft zu geben gewusst: so in dem frühen Gedichte „Rhapsodie", in dem ihm die Betrachtung der unvergleichlichen Schönheit der Natur den Glauben an eine gütige Gottheit wiedergibt, ganz vorzüglich aber in den gewaltigen Stanzen „Jehova" aus dem Jahre 1851:

„Ich bin die Glut, die mit dem Stoffe ringt,
„Jedwed Gebilde ist von mir durchgossen,
„Ich bin der Quell, der aus dem Felsen dringt
„Und bin die Blume auch, durch ihn entsprossen."

Den Atheismus hat er schon in den „Jugendblüthen" bekämpft. Und „Glaube lieber Bruder! glaube an Gott! Ein Tempel sei deine Hütte!" ruft er 1851 dem Bruder an dessen Hochzeitstage zu. „Sollte die Welt mit ihrer frechen Zunge Dir dies Heiligthum belastet haben, so weihe es wieder ein mit dem Rosenöl deiner Frömmigkeit und auf den Altar lege als Sühnopfer dein Herz. Gott zu danken fehlt uns noch die Kraft und weil wir ihn nicht denken können, sollten wir ihn nicht fühlen? Ich glaube, alle Philosophen strafen sich im Herzen Lügen, wenn sie mit dem Kopfe Gott verneinen." Und wie eine schöne Frucht seiner, wenngleich mehr propaedeutischen Beschäftigung mit der Philosophie, muthet seine humane und im besten Sinne sittliche Auffassung der Pflichten eines Menschen gegen seinen Nächsten an. „Du kannst in Deiner Hütte die alten deutschen Sitten üben," fährt er fort, „Keiner gehe unbeschenkt aus Deiner Hütte, und kannst Du ihm nichs anderes geben, so gib ihm herzlich. Deine Hütte sei eine Oase in der Wüste, wo sich der Wanderer die lechzende Zunge netzt, deine Hütte sei eine Kapelle auf dem Berge, dass sie allen entgegen-

leuchte, daſs die Glockentöne des Friedens, die Liebe hinab auf ſtille Thäler klinge, Deine Hütte ſei eine ſchattige Eiche in der ſchwülen Sommerhitze unſerer Zeit und die Singvögel mögen darauf niſten, das Morgenroth der Freiheit ihn vergolden, der Himmelsthau des Glaubens ihn erquicken . . . .!"

So weit alſo war Moriz Reich fortgeſchritten an Bildung des Geiſtes und Herzens, als er Anfang October 1853 den für ſeine Fortentwickelung höchſt unheilvollen Entſchluſs faſste, ſeine Fachſtudien, die er ſchon ſeit 1852 nachläſſig betrieb, aufzugeben, und, um beſſere Gelegenheit zu journaliſtiſcher Bethätigung zu finden, ſich dauernd in Wien niederzulaſſen. Kaum zwei Jahre früher hatte er noch ſelbſt die Nothwendigkeit anerkannt, ſeine Phantaſie durch ernſtes und tiefes Studium zu zügeln. Er wurde von mancher Seite, darunter von Meißner, Gutzkow, Joſ. Bayer, Kapper zu dieſer Verlegung ſeines Wohnſitzes, der nur Heller kräftig widerrieth, ermuntert.

In keiner Weiſe war er für dieſes Leben, das Leben eines Wiener Litteraten, geeignet. Von noch kindlichem Denken und Fühlen, unſelbſtändig im Handeln, von einer Menſchenſcheu, der er ſelbſt in einer Hymne auf das weltferne Landleben gelegentlich den kräftigſten Ausdruck gibt, dabei von einer Sehnſucht nach Zärtlichkeit, die in dem Kreiſe kühler und gereifter Männer unbefriedigt bleiben muſste, zudem durch ſein raſch fortſchreitendes Lungenleiden unfähig, die Anſtrengungen eines ruheloſen geiſtigen Schaffens und die Aufreibungen einer bis zum äußerſten gehenden Nothlage zu widerſtehen, muſste er nothwendig zuſammenbrechen. Ein Empfehlungsſchreiben wurde ihm von Kapper an Ludwig Auguſt Frankl, den gemeinſamen Landsmann und Förderer junger Litteraten, mitgegeben. Frankl bedauert in einer umgehend erfolgten Antwort, nichts, als etwa eine einmalige geringe materielle Unterſtützung, zuſagen zu können. Ein Dr. Freud verſchafft ihm endlich eine kärglich bezahlte Lection, ein anderer Bekannter empfiehlt ihn vergeblich für einen Hofmeiſterpoſten. Heller, der dem Freunde nach Wien gefolgt war, konnte ihm blutenden Herzens in ſeiner Noth nicht

beistehen; betrugen doch seine eigenen Einkünfte oft nur 2 Kreuzer für den Tag! Es blieb Reich sonach nichts übrig, als sich zur Fristung seines Lebens Tag und Nacht der erschöpfendsten schriftstellerischen Production hinzugeben.

Dabei ist er ja noch vom Glücke begünstigt gewesen. Auf eine große Anzahl von angenommenen und abgedruckten Arbeiten fällt nur ab und zu eine Absage. Im Anfang des Jahres 1854 bringen Gutzkows „Unterhaltungen" gegen ein erträgliches Honorar eine Novelle Reichs („Nur ein Schreiber"); ebenso im Jahrgange 1855 eine Skizze („Aus dem Leben") gleichfalls gegen ein Honorar. Ferner hat Gutzkow kleinere Arbeiten („Wiener Umschau" 1854, „Ein Ausflug von Wien", die „Reinlichkeit" 1855) und einzelne Gedichte aufgenommen und honoriert, dagegen hat er auch vieles ungenützt zurückgesendet: So Gedichte (darunter das Gedicht „Wanderungen", das in weit hergeholter Weise die größte Wohlthat des Wassers darin sieht, dass es die Wiege eines Säuglings schaukeln hilft), ferner eine Novelle der „Verlorene Sohn", die sich in einer Umarbeitung „Vater und Sohn" im Nachlasse vorfindet, desgleichen eine 1856 in der Pest-Ofener Zeitung erschienene Novelle, „Drei Hochzeitstage", weiter eine Novelle „Der Kinderhandel", die im Jahre 1856 im „Illustrierten Jahrbuch des österreichischen Lloyd" und — sehr gekürzt — in der „Donau" erschienen ist und eine Arbeit über Wiener Litteraten, die die Pest-Ofner Zeitung später brachte. Neben Gutzkow waren es Ignaz Kuranda und Johannes Nordmann, die ihn gleich in den ersten Jahren litterarisch unterstützten. Kurandas „Ostdeutsche Post" brachte neben einzelnen Reisefeuilletons auch zwei größere Novellen „Doctor Jakel" und „Der halbe Kaspar", beide im Jahre 1854. Nordmanns „Salon" war ihm gleich von Anbeginn geöffnet. Er brachte schon 1853 die von Gutzkow zurückgeschickten „Kleinigkeiten", im Jahre 1854 nicht weniger als vier größere Novellen und mehrere Gedichte. Andere Blätter verhalten sich nicht weniger entgegenkommend. Der „Wanderer", herausgegeben von L. v. Seufried, bringt eine Fülle von Arbeiten Reichs: Feuilletons von litterarischem und belletristischem Cha-

rakter, Novellen („Jons Michels Jon" 1854) und Gedichte; die „Donau", herausgegeben von E. v. Schwarzer, bringt Beiträge derselben Kategorien, besonders kleine Novellen („Eine Schlesierin in Amerika," „Der Kinderhandel"); „Faust", herausgegeben von Meynert, Feuilletons von specifisch wienerischem Charakter und Novellen („Aus der Chronik eines Dorfgeistlichen" 1854); die „Pest-Ofener Zeitung", herausgegeben von O. v. Müller, litterarische Skizzen und Novellen („Mariechen," „Mammon auf den Bergen", „Drei Hochzeitstage" 1856); die „Sonntagszeitung", herausgegeben von S. Saphir, eine Novelle („Der Onkel aus Petersburg" 1855); die „Österreichische Zeitung", herausgegeben von Albert Hugo, Feuilletons. Neben diesen Wiener und Pester Tages- und Wochenblättern haben ihn im Laufe der Jahre auch einzelne rein belletristische Zeitschriften unter ihre Mitarbeiter aufgenommen. Das „Illustrierte Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung", herausgegeben vom österreichischen Lloyd, brachte im Jahrgange 1855 zwei Novellen: den „Kinderhandel" und das „Jägerhaus". Cerris Pariser Damenzeitung „Iris" nahm auf Empfehlung des Redacteurs Wagner von der „Österreichischen Zeitung" den „Jäger im Gebirge", den dieses Blatt für sein eigenes Feuilleton abgelehnt hatte, und honorierte ihn auf Reichs Wunsch mit 10 fl.

Auch in Bezug auf Verkehr stand Reich nicht ganz vereinsamt da. Er trat in nähere Berührung mit Franz Nissel, einem jener deutschen Dichter, dem erst nach seinem Hinscheiden die verdiente litterarische Würdigung zutheil wird; der Verkehr wurde aber durch das allzu heiße Bedürfnis Reichs, sich anzuschmiegen und ebensoviel zu verlangen, als er selbst gab, bald gelockert. Nissel weist die glühenden Vorwürfe Reichs wegen seiner Kühle und seiner seltenen Besuche mit blasierter Freundlichkeit zurück. Er erklärt, dass eine wirkliche Harmonie wegen der Ungleichheit ihrer Naturen zwischen ihnen nicht möglich sei; Reich möge ihm daher nicht die Pistole auf die Brust setzen und ewige Freundschaft fordern. „Seien wir einander, was wir uns sein können, junge Männer, die sich gegen-

seitig für ihr geistiges Streben interessieren, sich richten, sich wohlwollen, sich nützen, wenn sie können, sich gern, wenn es beider Zeit und Umstände fügen, sehen und ein Stündchen zusammen verplaudern. So sind wir uns noch immer mehr, als bloße Bekannte." Eine solche Zurückweisung musste Öl in die beständig flammenden Klagen Reichs über die Kälte und Lieblosigkeit der Welt gießen. Freundlich hatte ihn Betty Paoli aufgenommen und ihn in ihr Haus geladen. Innig scheint sich aber auch dieser Verkehr nicht gestaltet zu haben. Sein vornehmlicher Beschützer — soweit sich Reich überhaupt in Wien eines solchen erfreute — war Ignaz Kuranda, der Gründer der „Grenzboten", der bekannte österreichische Publicist und Abgeordnete. Vermuthlich durch den Kuhschen Kreis in Prag an ihn empfohlen, war Reich der Vermittler zwischen Kuranda und Gutzkow in Sachen der Schillerstiftung, die damals (1855) von Hammer in Dresden angeregt wurde und für die Reich in seinem bescheidenen Kreise eifrig wirkte. Er war nicht nur, wie wir gesehen haben, Mitarbeiter an der Ostdeutschen Post, sondern auch mit der Redaction und den Redacteuren in persönlichen guten Beziehungen. Kuranda hat ihm auch zum Schlusse eine Stelle in seinem Hause als Lehrer seiner Kinder angeboten, die anzunehmen aber dazumal (im Februar 1857) bereits die physische und geistige Kraft bei Reich nicht mehr vorhanden war. Neben Kuranda hat er noch mit einzelnen Wiener Journalisten desselben Kreises verkehrt; mit Michael Klapp, den geistreichen Lustspieldichter, den er „ätzend wie Lauge" nennt, mit Siegmund Schlesinger, mit Dr. R. Wagner von der „Österreichischen Zeitung", über dessen Kälte er sich, trotz der vielen Dienste, die er ihm erwiesen, bitter beklagt. Eine schwärmerische Freundschaft kettete einen jungen Lehrer, Namens Steinhard, an ihn; in der That scheint Reich in guten Stunden die Gabe, die „beliebt macht bei Menschen und Göttern" in hohen Grade besessen zu haben. Mit den Größen der Litteratur ist er indessen nicht in Berührung gekommen.

Dieses äußere Bild seines Lebens in Wien könnte aber seine Lage leicht erträglicher erscheinen lassen, als sie es in

Wirklichkeit war. Vor allem darf nicht übersehen werden, wie wenig einträglich in materieller Beziehung diese an Zahl ja ganz ansehnlichen litterarischen Erfolge waren und wie schwer es ihm trotz der Geduld und Zuneigung seiner Hausleute wurde — er wohnte in der Laimgrube an der Wien bei armen, aber zufriedenen und glücklichen Fabriksarbeitern — auch nur sein Leben zu fristen. Zum zweiten hatte seine Brustkrankheit bedeutende Fortschritte gemacht und verursachte ihm bereits heftige körperliche Leiden. Auch seine Erfolge blieben nicht ungetrübt; gerade jene Arbeiten von denen er sich den größten Erfolg versprach, wie die an Gutzkow geschickten Novellen, kamen unverwendet und unverwertet an ihn zurück. Ganz besonders gilt dies von seinem Drama „Saul", das er im Winter 1855 geschrieben und im Frühling an die Prager Freunde Meißner, Hanisch und Bayer mit der Bitte, es dem Intendanten zu empfehlen, gesendet hatte; trotz des warmen, selbst dem Verfasser zu enthusiastisch dünkenden Lobes, das Bayer dem Drama zollte, kam es von dort unerledigt zurück. Nicht besser wurde es von Laube aufgenommen, der es einfach als bühnenunfähig bezeichnete, auch nicht von Dr. Philippson in Magdeburg, dem es Reich für die Veröffentlichungen des jüdischen Vereines übermittelt hatte, ohne aber jemals ein endgiltiges Urtheil erhalten zu haben. Ähnlich benahm sich Oheral, der Redacteur der „Erinnerungen" in Prag, dem Reich eine größere Novelle zugeschickt hatte, die lange unerledigt blieb und endlich religiöser Bedenken halber nicht abgedruckt wurde. Schlimmer noch gieng es ihm mit Robert Prutz. Dieser schickte ihm seine Gedichte, von deren Erscheinen im „Deutschen Museum" Reich völlig überzeugt war, erst freundlich zur Umarbeitung zurück, wurde allgemach erregter und erklärte schließlich, als Reich nach der Gewohnheit überreizter Menschen ihm die verschiedensten Motive für eine Ablehnung unterschieben wollte, für Reichs Beiträge überhaupt keine Verwendung zu haben. Der Buchhändler Heckenast in Pest, der Verleger Stifters, in dessen Verlag die „Sonntagszeitung" erschien, lehnte es ab, Reichs No-

vellen zu übernehmen. All diese, ein krankes Gemüth, wie es Reich besaß, tief schmerzenden Abweisungen, fielen in die Jahre 1855 und 1856 und brachten ihm endlich, im Verein mit vielen anderen Umständen, seiner äußeren Lage, seiner Krankheit und seiner leidenschaftlichen Abneigung gegen das Stadtleben, dem er sich durch lange den ganzen Sommer ausfüllende Besuche in der Heimat entzog, in jene verzweifelte Stimmung, die in seiner letzten Correspondenz mit Alfred Meißner so ergreifend zum Ausdrucke kommt. Im Juli 1856 wendet er sich von Rokitnitz aus wieder an Meißner; dieser habe ihm schon so oft Beweise seines Wohlwollens gegeben, dass er auch in seiner neuesten und größten Noth von ihm Rath und Hilfe erhoffe. Beständige Krankheit, das Ausbleiben eines mit Bestimmtheit erwarteten Honorares, die litterarischen Misserfolge dieses Jahres und die Nothwendigkeit für eine größere Arbeit (den Roman „Friedel") Muße zu gewinnen, hätten ihn in die traurigste Lage versetzt. „Niemand nimmt sich meiner an und doch hat mir noch niemand Gaben abgesprochen, welche etwas leisten könnten." So bleibe ihm nichts übrig, als an Meißner die Bitte um ein kleines Darlehen zu richten. Meißner hat in der denkbar freundschaftlichsten Weise auf diese Bitte erwidert; er hat sie nicht nur erfüllt, sondern auch in jeder möglichen Weise dem Patienten Muth zugesprochen. Er räth ihm dringend zu einer hydropathischen Kur, die ihm gewiss seine Gesundheit ganz wiedergeben werde; einmal gesund könne es ihm an nichts fehlen, denn „Sie sind ja so hoch begabt, ich kenne kaum einen jungen Poeten in der ganzen Litteratur, der mir so großes zu versprechen scheint." Zu dem erbietet sich Meißner für sein Auskommen künftig Sorge tragen zu wollen und macht sofort bei zwei Buchhändlern (Katz in Dessau und Campe in Hamburg) den Versuch, die Novellen Reichs anzubringen. Die Wirkung dieses Briefes blieb auch nicht aus. Reich hatte zu allen anderen Aufregungen gerade damals durch die seit Jahren bestehende Liebe zu einer jungen Landsmännin — ihr Vornamen lautet Josefine — stark zu leiden; auf Tage der Glückseligkeit folgen Wochen bitteren Zweifels und auf süße

Liebeslieder Sonette, die, unverkennbar von Heines „Liedern zum Lazarus" beeinflusst, der Geliebten die stärksten Vorwürfe in den stärksten Ausdrücken ins Angesicht schleudern. Der Brief Meißners kommt nun gerade in eine Periode der Versöhnung mit der Geliebten und so kann Reich wieder aufathmen. Weiß er auch viel Trauriges über die Vereinsamung seines Wiener Lebens, über Krankheit, Armut, Missstimmung und Enttäuschung vorzubringen, so nimmt er doch Meißners Anträge, die er so großmütig, so voll, so ganz nennt, dass er sie kaum mit beiden Armen umspannen kann, freudig an und hofft von Meißners ärztlichen Verordnungen und der Fußreise ins Riesengebirge, die ihm dessen Großmuth ermöglicht hat, Genesung. Selbst in Wien hält, trotz des inzwischen erfolgten Hinscheidens der Schwester, diese bessere Stimmung noch an; nur über drückende Schulden und den Mangel eines Verlegers hat er zu klagen. Darin kann ihm nun Meißner nicht helfen: die unaufhörlichen Anfeindungen, die, wie er selbst klagt, von Wien aus gegen Meißner erhoben werden, haben den Absatz seiner Schriften und damit auch seinen Einfluss bei den Verlegern vermindert. Er kann nichts thun als Reich an Julius Gundling empfehlen, der ihn denn auch zur Mitwirkung am „Deutschen Familienbuch" auffordert; doch ist Reich seiner Einladung nicht mehr nachgekommen, hat vielmehr unausgesetzt darauf gedrungen, dass Meißner ihm einen Verleger verschaffe. Da sendet dieser endlich Reichs kleine Erzählungen an seinen eigenen Verleger Grunow (Herbigk) in Leipzig, der mit seinen Gedichten und dem Ziska gute Geschäfte gemacht hat und auf dessen Erkenntlichkeit er rechnet. Denn nur dann, klagt Meißner, dürfe ein Autor auf die Gefälligkeit eines Buchhändlers rechnen, wenn seine Werke die Cassa des Verlegers tüchtig füllten. Mit manchem seiner früheren Verleger, wie Kober in Prag, bei dem „Die Freiherren von Hostivin" erschienen waren, habe er in dieser Hinsicht trübe Erfahrungen gemacht. Als Gegenleistung erbittet er von Reich eine Ankündigung seines Ziska in einem Wiener Journal, da er ja dort ganz

ignoriert werde. In fieberhafter Weise harrt Reich der Entscheidung: „Ich bin nicht im Stande, mich an eine Arbeit zu machen; mein Herz ist krank, ich habe keinen Muth, keine Energie, kein Leben! ein Funke lebt noch in mir — kommt der rechte Luftzug, so kann er wieder zur Flamme werden, er erlischt völlig, wenn ich in der schlaffen Todesruhe verharren muss, wie ein Schiff bei monatelanger Windstille." Die Entscheidung verzögert sich: Reich vergisst jede Rücksicht und schleudert Meißner die Behauptung ins Gesicht, er vernachlässige ihn, weil Reich seinem Ersuchen wegen des „Ziska" nicht nachgekommen sei. Meißner antwortet mit Worten, die zwischen Mitleid und Entrüstung eine würdige Mitte halten. Kaum hat Reich seine Verdächtigung mit seiner immer acuter und beängstigender auftretenden Krankheit entschuldigt, als Meißner sich bereits wieder in voller Thätigkeit im Interesse Reichs befindet. Er hat es bei Kuh durchgesetzt, dass Reich zu Beginn des Jahres 1857 aufgefordert wird, regelmäßige Wiener Correspondenzen für den „Tagesboten" zu schicken, die zeilenweise (mit 2 kr.) honoriert werden sollen. Er fährt mit seinen ärztlichen Ordinationen fort, verheißt ihm die sichere Zustimmung Grunows und vertröstet ihn für den schlimmsten Fall auf den Prager Verleger Bellmann. Reich antwortet dankbar, lebensfreudig, gehoben. Er verspricht, bald wieder flott werden und dann sein Ruder ohne Unterstützung mit sicherem Tacte schlagen zu wollen. Erlangt er seine Gesundheit wieder, die er dann nur Meißner und seinen braven Hausleuten zu danken hätte, so will er auf Kurandas Rath nach Leipzig gehen und ein neues Leben anfangen. Aber diese hoffnungsfrohe Stimmung dauert nur durch Tage an. Eine furchtbare Abspannung, eine verzehrende Ungeduld, eine schneidende Ironie kommt mit einemmale bei Reich zum Durchbruche. Wie soll er an Kuh Wiener Correspondenzen richten, da er in Wien nicht lebt, sondern stirbt! „Man ruft dem, der in Gefahr ist, jeden Augenblick: Wart ein wenig! Wir werden Dir schon helfen! Hab Geduld! zu." Er fühlt, wie er täglich tiefer herabsteigt, wie er sich immer unähnlicher wird, er fürchtet

den Wahnsinn, „ehe der Tod diesem Gerädertwerden von unten nach oben mit einem Gnadenstoß ein Ende macht.“ Eine eigenartige sprunghafte Todesphilosophie, gleich einer Kette von glänzenden Aphorismen, kommt zum Ausbruche: „Man kommt so leicht in die Zugluft und erkältet sich, wenn man zarter als andere vom lieben Gott construirt ist . . . Er legte Gold auf den Grund unseres Gemüthes und die unedleren Metalle darauf und ganz oben Schlacken — dann kam das Leben und räumte eins nach dem anderen ab, bis das reine Metall mit seinem Lichtblicke und Himmelsklang zu Tage lag. Man strahlt einen Moment in einer seligen Vollendung, die Natur ruft: Siehst Du, das hatte ich mit Dir vor! Warum hast Du Dich nicht besser bewahrt und plötzlich über Nacht ist all die Herrlichkeit verloren und wir sind kahl und nackt, kalt und nüchtern!“ Mit furchtbarer Aufregung ruft er: „Philister über mir! Die Metze Delila hat mich verrathen!“ Man könne an sein Talent nicht heran, da habe man seinen Character in den Staub gezogen, Fallen würden ihm gelegt, der Wall der Hindernisse mache jede Bethätigung unmöglich. Und in diese an Raserei grenzende Stimmung fällt Meißners Benachrichtigung, dass Grunow die Übernahme des Verlages abgelehnt habe und nun an Bellmann herangetreten werden solle. Noch am selben Tage läßt er einen Trostbrief mit einem kleinen Geschenke, und schon am nächsten Tag (am 11. Februar 1857) die Nachricht folgen, dass Bellmann die Sammlung gegen ein Honorar von 200 fl. angenommen habe. Reich antwortet auf all diese Nachrichten, die guten und die schlechten, ganz stumpf. Er empfindet weder Schmerz noch Freude, noch Dankbarkeit; er hat einen Ekel vor jeder Lectüre, eine Abneigung gegen jeden Verkehr, „während noch vor wenigen Tagen seine Hand sich sehnsüchtig in die leere Luft ausstreckte nach einem freundlichen Händedruck, während er noch vor Kurzem nach einem warmen Blick wie ein Fieberkranker lechzte.“

Und mit wilder Redseligkeit charakterisiert er sein vergangenes Leben. „Eigentliche Noth litt ich nicht; allein sorgen

müssen, man werde kein ehrlicher Mann bleiben können, bei lebendigem Leibe sich für einen toten Mann angesehen zu wissen, mit Fußtritten tractirt zu werden — das ist ärger als Hunger!"

Nochmals bessert sich die Stimmung; er gewinnt es auf Meißners Bitte über sich, der Sammlung einen Titel zu geben: „Auf den Bergen" sollte sie heißen und das berühmte Motto aus der „Braut von Messina" an der Stirne tragen. Er erklärt sogar, sich immer besser zu befinden und verspricht — ohne Doppelsinn — dass seine beständigen Belästigungen nunmehr aufhören sollten. Bald verflackert das letzte Strohfeuer der Hoffnung; sein Leiden wird schlimmer, er versinkt in die alte Energielosigkeit. Endlich beschließt er, nach Rokitnitz zu gehen, um in der heimatlichen Gebirgsluft Erholung zu finden. Zunächst begibt er sich nach Großstiebnitz, einem Orte in der nächsten Nähe von Rokitnitz, woselbst sein Vater jetzt wohnte. Dort soll er übel aufgenommen, ja, wegen der Schilderung seiner heimatlichen Zustände, wodurch sich der und jener getroffen fühlte, angefeindet, und in roher Weise beleidigt worden sein; endlich sei er vom Wirte aus dem Gasthause, in dem er wohnte, ausgewiesen worden. Von all diesen Vorkommnissen enthält der letzte, elf Tage vor seinem muthmaßlichen Todestage geschriebene Brief an Meißner nichts. Er bringt fast nur Klagen über seine Gesundheit, Bitten um ärztlichen Rath, dabei aber doch noch die Sorge für den kommenden Sommer. Der Entschluss des Selbstmordes muss ihm plötzlich gekommen sein. Nochmals, am 19. März, fuhr er nach Rokitnitz, den Arzt zu consultieren. Er muss einen schlimmen Bescheid erhalten haben. Am 26. März, gleich nach Tische, entfernte er sich vom Hause und schritt in Gedanken verloren dem Walde zu. Tage vergiengen, man harrte umsonst seiner Wiederkehr. Die größte Aufregung bemächtigte sich seiner Verwandten; man rückte ein nur für Reich verständliches Inserat in die Wiener „Presse" ein. Heller schrieb verzweifelte Briefe an Elias: nie und nimmer dürfe man an einen Selbstmord glauben, einer solchen Unsitt-

lichkeit sei Moriz nicht fähig. Er sucht sich mit den unwahrscheinlichsten Annahmen zu trösten: bald sollte Moriz heimlich nach Deutschland gegangen sein, um ein neues Leben zu beginnen, bald zu Prag im Krankenhause darniederliegen. Das letzte Gerücht erhält eine vage Bestätigung; sofort beeilt sich Heller, es in einer Notiz in der Ostdeutschen Post als Gewissheit zu constatieren, von wo es in andere Wiener Blätter übergieng, und in einem glücklichen Brief an Elias seine Freude auszusprechen, Moriz so richtig beurtheilt zu haben. Notiz und Brief tragen das Datum vom 8. April 1859. An diesem Tage wurde Moriz Reich erhenkt im Walde auf der „hohen Wurzel" bei Stiebnitz aufgefunden. Dem gerichtlichen Befunde zufolge ist der Tod schon am 26. März eingetreten. Über die Ursache seines Selbstmordes hat er sich in einem hinterlassenen Briefe an Vater und Bruder des näheren ausgesprochen: Nicht ein geheimes Laster, das man ihm andichten wollte, sondern die übermäßige Anspannung seiner Körper- und Geisteskräfte, wodurch er sein Productionsvermögen nach und nach erlöschen sah, der Mangel an Freunden, die beständige Erwartung und Enttäuschung, die unaufhörliche Überreizung der Phantasie, sobald sein dichterisches Vermögen versiegt war, das alles habe ihn zum Selbstmorde getrieben. „Nehmt Euch mein Unglück nicht so zu Herzen, es war so nothwendig, wie es kam; mir war ein früher Tod bestimmt!"

Sein Testament stammt schon aus dem Sommer 1856. Mit großer Gewissenhaftigkeit sind seine kleinen Schulden aufgezeichnet, die von den ausständigen schriftstellerischen Honoraren zu tilgen sind. Ein etwaiger Rest käme seinem Vater zu Gute. Kuranda wird zu seinem litterarischen Testamentvollstrecker ernannt. Viele Wiener und Prager Blätter haben dem jungen Poeten ehrende Nachrufe gewidmet: als erste die „Theaterzeitung" (aus der Feder Michael Klapps), hierauf die „Presse" vom 19. April 1857, deren Nekrolog in viele andere Blätter, wie den „Tagesboten aus Böhmen", die „Erinnerungen", die „Pest-Ofener Zeitung" u. a. übergegangen ist und die schon

bei den ersten Gerüchten vom Verschwinden Reichs theilnahmsvolle Worte gebracht hatte, dann die „Österreichische Zeitung" in Wien, die „Bohemia" in Prag u. a. Alle rühmen das schöne Talent, und das kindliche, reine Wesen des Heimgegangenen und bedauern übereinstimmend das unglückliche Geschick, das ihn nach Wien geführt hatte. Manche, wie Michael Klapp, rühmen noch das liebenswürdige, wenn auch etwas scheue, jeder Koketterie abholde Benehmen Reichs.

Zu seinem Wesen paßte auch sein Äußeres, wie es Alfred Meißner beschreibt: er war mittelgroß, von zartem Bau, mit langem braunen Lockenhaar und schwärmerischem Auge, sein Gesicht war weich und mädchenhaft, dabei freundlich und gewinnend. Wie seinem Denken nnd Fühlen, so fehlte auch seinem Äußeren jedes Merkmal der jüdischen Race. Trotz seines einnehmenden Äußeren war es ihm in seinem kurzen Leben nicht vergönnt, Frauenliebe zu genießen, so oft er auch seiner verzehrenden, mitunter bedenklichen Sehnsucht nach dem Weibe Ausdruck geliehen hat. Er hat sich, sein Wesen und Wünschen gern selbst charakterisiert und immer wieder, wie um sich gegen Beschuldigungen zu wehren, sein reines, lauteres Streben, seine hohen und edlen Ziele, seinen Abscheu vor allem Gemeinen hervorgehoben. In glühenden Versen hat er aufgezeichnet, wie er von frühester Jugend an nur der Muse gelebt und ihr Körper und Seele rein gewahrt habe und fleht (1851) zu Apollo, ihn, wenn er ihn nur als müßigen Träumer erkannt, an einem Felsen zu zerschmettern.

„Nur lass mich schweben nicht gleich Prometheus,
„Im Himmel nicht und nicht auf Erden,
„Verachtet von Göttern
„Und Menschen!"

Neben der Poesie steht ihm die Wissenschaft in zweiter Linie.

„Doch mit den Wissenskräutern
„Will ich mein Wesen läutern
„Und ziehen ruhig groß."

Bescheiden ist das Maß seiner Wünsche für seine äußere Lebensführung. Im Jahre 1851 bezeichnet er als die Summe

des Erstrebenswerthen eine glückliche Häuslichkeit mit Weib und Kind in abgeschiedener Waldgegend. Ein schönes lebensfrohes Selbstgefühl spricht sich da noch bisweilen aus:

„Grüne Erde, freue Dich:
„Ich wohn' auf Dir!
„Gold'ne Sonne, freue Dich:
„Du leuchtest mir!
„Lieber Vater, freue Dich!
„Du schufest mich!"

Bald aber gewinnt die pessimistische Lebensauffassung völlig die Oberhand. 1852 klagt er:

„Mir zieh'n sich aller Liebe
„Aller Freundschaft Flammen
„In einen kurzen Wehlaut
„Ein tiefes Ach zusammen!"

und im selben Jahre:

„Ich bin ein armer kranker Mann,
„Der Dir kein Lied mehr singen kann!"

Einige Jahre später schreibt er all seine Leiden seinem Geschicke zu, das ihn nur träumen gelehrt. „Ich muss untergehen," klagt er,

„Weil ich den Mannesarm, den straffen,
„Zur Lebensarbeit nicht gespannt,
„Die schöne Kraft, so stark zum Schaffen,
„Auf süße Träume nur verwandt."

und mit rührenden Worten schließt er:

„O gib mir, Gott, mein Leben zurück!
„Ich will mich bemühen nach Menschensitte
„Und will auch genießen ein menschliches Glück!"

Reich kam nicht mehr in die Lage, seiner neuen Erkenntnis gemäß zu leben. Seine Lebensuhr, die doppelt so schnell lief wie bei anderen Menschen, war auch doppelt so schnell abgelaufen; sie hat ihm wenig glückliche Stunden gewiesen. Die ruhelose Hast, die sein Leben aufgezehrt, hieß ihn auch den Tod suchen. Und so gilt mit einer leichten Variante auch von Moriz Reich das Wort, das Goethe einst über den unglücklichen Günther gesprochen: „Es war ihm nicht gegönnt, sich zu sammeln und so zerrann ihm sein Leben und Dichten."

II.

Die litterarische Production, die Reich entfaltete, ist eine quantitativ ungemeine, wenn man erwägt, dass ihm nur sechs durch den Kampf ums Dasein knapp bemessene Jahre zu Gebote standen. In der That ist in seiner besten Zeit, den ersten Monaten des Jahres 1852, kaum ein Tag vergangen, der neben den übrigen Arbeiten nicht ein, oft auch zwei und mehr Gedichte Reichs gezeitigt hätte, so dass sich in der Zeit vom Anfang Januar bis Ende Mai dieses Jahres die Zahl von über siebzig — darunter die am besten gelungenen — zusammendrängt. Dabei scheint Reich nicht eben leicht produciert zu haben: von jedem Gedichte finden sich mehrfache Abschriften, die meistens durch Correcturen von neuerlicher Durcharbeitung zeugen. Die Gedichtmanuscripte Reichs erinnern in ihrer äußeren Form stark an die Heinrich Heines.

Naturgemäß konnten bei solcher Fülle nicht alle Früchte zur Reife gelangen; viele lassen als halbreif und unreif eigentliche Entwicklung vermissen. Manche seiner Gedichte kranken an einer wirren und zügellosen Phantasie, vielen fehlt die Fähigkeit, den aufgenommenen Gedanken auch consequent und pointiert bis zu Ende durchzuführen; sie kommen über den Ansatz nicht hinaus und verlaufen farblos und undeutlich. Nicht wenige weisen in Bild und Vergleich eine gewisse schwerfällige Pedanterie, einzelne wohl auch das vergebliche Bestreben auf, einen weit hergeholten, mühsam ausgeklügelten Stoff wirksam darzustellen. Eine volle Beherrschung der metrischen Formen ist ihm überhaupt versagt geblieben: so häufig er sich auch im Hexameter und Distichon, in der sapphischen Strophe, im Sonette, in der Nibelungenstrophe versucht, so werden doch nur die wenigsten seiner Gedichte höheren Ansprüchen in formeller und prosodischer Beziehung genügen. Gleichwohl sind ihm zahlreiche seiner Gedichte auch sehr wohl gelungen: so jene, in denen er in ergreifender Weise sein Geschick,

seine Wünsche, Hoffnungen und Enttäuschungen kennzeichnet, oder jene, die in herzlichen Worten der Heimat und des Vaterhauses gedenken. Nicht minder trefflich hat er seiner religiösen und philosophischen Überzeugung dichterisch Ausdruck verliehen, oder in flammender Begeisterung seine Altersgenossen zum Kampfe für deutsches Recht und deutsche Freiheit aufgerufen. Scharf und spitz, gewöhnlich aber auch treffend und witzig ist sein Epigramm, von eigenartiger ganz individueller Färbung seine bitter-humoristische Satire, die sich in den Liebessonetten zum ingrimmigen Hohn steigert. Von liebenswürdiger Einfachheit sind dagegen seine wenigen im Dialekte gehaltenen Gebirgslieder, die in ansprechender Weise auf den Ton des Gebirgsbewohners gestimmt sind. Über die meisten seiner Gedichte wurde bereits an anderer Stelle gesprochen.

In der liebevollen Beschäftigung mit seiner Heimat liegt zweifellos der Schwerpunkt seiner Thätigkeit. Seine Dorfgeschichten, die Alfred Meißner nach dem Tode Reichs unter dem Titel „An der Grenze" (Prag, Bellmann, 1858 und 1859) sammelte und herausgab, nehmen eine eigenartige Stellung ein. Sie haben nichts von der durchgeistigten Reflexion Auerbachs an sich, der nichts zu klein ist, um als Anknüpfungspunkt für die Idee zu dienen und sie schwingen sich nicht zu jener gewaltigen Seelenmalerei empor, die Auerbachs beste Stücke in hohem Maße auszeichnet. Sie sind auch nicht von Immermanns behaglicher Breite beeinflusst, für den die Menschen so recht Producte ihres eigenen Grundes und Bodens sind, aus dem sie herauswachsen. Nur sehr bedingt stehen Reichs Arbeiten unter dem Einflusse der Schriften des Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), dessen nach Art der Dorfgeschichte des 18. Jahrhunderts stark didaktisch-moralisierende Weise (sein „Uli der Knecht" schließt mit den Worten: „Merke Dir das, lieber Leser!") ebensoweit von Reichs Production entfernt ist, wie die offen zur Schau getragene und mit Nachdruck betonte Tendenz („Zweitens bittet der Verfasser, nie zu vergessen, dass er ein Republikaner ist, in Freiheit geboren und mit Leib und Seele ihr zugethan",

Leiden und Freuden des Schulmeisters, Vorwort) oder die liebevolle Versenkung ins Kleinste, die mitunter bis zum Übermaße getrieben wird, und das Zurückgreifen auf die deutsch-schweizerische Vorzeit, wodurch in beiden Fällen neben dem Einzelschicksale auch die Cultur der Gesammtheit die gebührende Beachtung finden soll. Dagegen wäre die Vorliebe fürs Übersinnliche, Gespensterhafte, die bei Reich („Nur ein Schreiber", „Doktor Jakel") gelegentlich hervortritt, wohl auf Jeremias Gotthelf („Die schwarze Spinne" u. a.) zurückzuführen. Eine directe Einwirkung dagegen ist von Josef Rank, dem Landsmanne Reichs, ausgegangen. Wie wenige vor ihm hat Rank in den „Geschichten aus dem Böhmerlande" (1833—44) und in den „Geschichten für arme Leute" (1853) frei von Tendenz und Reflexion in Augenblicksbildern, wie sie sich just ergaben, schönen wie häßlichen, das Leben und Treiben einzelner seiner Landsleute gezeichnet und hat, unabhängig von allem Beiwerke, wenn auch nicht ganz frei von jeder Lehrhaftigkeit, die Conflicte, wie sie ein leidenschaftliches, ein schuldbewußtes oder ein verderbtes Menschenherz für sich und andere herbeizuführen vermag, nachzubilden gestrebt. Darin ist ihm Reich in seinen verdienstvollsten Arbeiten gefolgt, auch darin, daß er mitunter das bäuerliche Localcolorit aufgegeben und sich mit verwandten Bevölkerungsclassen beschäftigt hat.

Das Leben seiner Heimatsgenossen hat er in jeder Form behandelt. In derb humoristischen Skizzen, die mehr noch als die anderen den Charakter des Ortes, dem sie entsprossen und dem sie gewidmet sind, an der Stirn tragen. Dahin gehört die Humoreske „Der Schrank", die in gelungenster Weise die Verlegenheit eines dem bäuerlichen Dienstbotenstande angehörigen Ehepaares schildert, dessen Habe aus einem mächtigen Schranke und einer winzigen Hütte besteht, der Schrank findet aber keinen Platz in der Hütte, bis endlich der gütige Gutsherr die drollige Verlegenheit als deus ex machina löst; ferner die Geschichte von der „Hochzeit des kleinen Schneiders", in der die Verbindung zweier lustiger Dorffiguren, eines zwerg-

haften und wunderlichen Schneiderleins und einer alternden und verworrenen Frauensperson geschildert wird und in der der ganze Muthwille und Übermuth der Dorfbewohnerschaft drastisch zum Ausdrucke kommt. Zugleich eine liebenswürdige Humoreske und eine culturell nicht unbedeutende Schilderung ist der „Onkel aus Petersburg". Ein Landsmann, der es in St. Petersburg zu einer angesehenen bürgerlichen Stellung gebracht hat, kommt nach Jahren in sein Heimatsdorf zurück und wird durch die Tactlosigkeit seiner Verwandten und Bekannten, die ihn durch die möglichste Ausnützung zu ehren versuchen, zur schleunigen Rückkehr genöthigt. Diese Erzählung, nahe verwandt mit der Satire, hat durch ihre besonders zahlreichen persönlichen Anspielungen viel böses Blut erregt. Eine ganz eigenartige Lebensweisheit spricht sich im „Trutzian" aus, eine Philosophie des modernen Individualismus, die ein skandinavischer Dramatiker mit den Worten: Der stärkste Mann ist der, der allein steht, ausgedrückt hat. Der „Trutzian" thut seinen Dorfgenossen, die zugleich seine Neider sind, alles zum Trotze und gegen ihre Erwartung und zwingt doch alle und alles nach seinem Willen. Eine zarte psychologische Studie eines Mädchenherzens ist „Die erschrockene Susanne". Ein Mädchen, das in ihrer Kindheit von Geiern entführt wurde, wird wegen ihres romantischen Wesens von ihrer Umgebung scheel angesehen und von ihrem Vater, einem Müller, falsch behandelt. Ein ähnliches Schicksal hat ihr Jugendgespiele, ein ehemaliger Priester und späterer Maler, zu erdulden. Beide treffen sich auf einer Wallfahrt und werden vom alten Müller, der sein Kind schon tot glaubte und durch den „Complimentenschuster", einem komischen Kauze, in eine etwas rohe Kur genommen wurde, mit Freuden zusammen gegeben.

Ebenso stark wie in diesen vorwiegend heiter gehaltenen Skizzen ist Reich in jener Gruppe von Erzählungen, in denen er die Nachtseiten des menschlichen und bäuerlichen Lebens schildert. Eins der ergreifendsten Nachtstücke, dabei mit einem leichten Tropfen Humor versetzt, ist „Der Invalide". Ein

braver alter Soldat, der im Kriege ein Auge verloren hat, büßt beim Holzsammeln auch das zweite ein und stirbt unter schrecklichen Qualen, doch nicht ohne den Trost, seine Kinder durch die mildthätige Gemeinde wohl versorgt zu wissen.

Eine Verwandtschaft der Motive herrscht in der „Wiedergeburt" und im „Kinderhandel". In beiden Fällen ist es die blinde Rachsucht eines Vaters, die an Stelle des gehaßten Kindes das geliebte ins Verderben reißt. Die „Wiedergeburt", die glücklich ausgeht, erzählt von einem Wildschützen, der seinen unehelichen Sohn dem Tode durch Erfrieren aussetzen will, durch besondere Umstände aber den geliebten legitimen Sohn nahezu auf diese Weise verloren hätte. Der „Kinderhandel" hat den Haß zwischen Deutschen und Tschechen zum Gegenstande. Zwei Väter verschiedener Nationalität, die einander seit lange grollen, tauschen in einer Stunde der Trunkenheit ihre Kinder, um sie die fremde Sprache lernen zu lassen. Jeder bringt den Sohn des anderen durch Rosse — eine Pferdehandel war die Ursache des Zwistes beider Väter — auf fürchterliche Weise ums Leben. Ein Thierstück von dumpfer Gräßlichkeit ist „Jons Michels Jon". Ein Abdeckergehilfe wird durch seine Geliebte seinem rohen Gewerbe entzogen und schwört, niemals wieder ein Thier abzuschlachten. Der Vater verweigert ihm die Geliebte; da stürzt er sich wüthend wie Ajax auf das Roß des Hauses und streckt es mit einem Beilhiebe zu Boden. Dann rast er nach dem Rinderpferch und mißhandelt die Thiere so lange, bis sie ihn zerstampfen. Ein romantisch-phantastisches Thierstück ist auch die Erzählung „Doktor Jakel". Ein bäuerlicher Naturarzt fühlt sich beleidigt, weil ein Thierarzt und Metzger ihn als „Collegen" anspricht. Mit Hilfe der ganzen Bauernschaft der Gegend, die ihm insgesammt anhängt, treibt er um Mitternacht alles kranke Vieh vor die Behausung des Metzgers, der, mit gespenstiger Arbeit beschäftigt, die Geister des von ihm geschlachteten Viehes zu sehen glaubt.

Tiefer psychologisch angelegt sind zwei kleine Erzählungen, die sich mit den Stürmen der menschlichen Seele beschäftigen:

der „Halbe Kaspar" und „Veilchen". Die erstere schildert die quälende Reue eines Krüppels, der, ohne rechten Grund gereizt, einen Menschen heimtückisch ermordet hat und nun den Tod durch die Kinder des Ermordeten sucht und findet, die zweite stellt den eigenthümlichen Seelenzustand eines jüdischen Mädchens dar, das dem lange ersehnten Manne angetraut werden soll und sich in der Nacht vor der Hochzeit in plötzlich erwachtem Abscheu ertränkt. „Aus dem Leben" schildert die Nachtseiten des Kunstreiter- und Circuslebens, dem sich ein etwas leichtsinniges Geschwisterpaar ergeben hat, um einer missliebigen Stiefmutter zu entgehen. „Der Jäger auf den Bergen" ist eine länger ausgesponnene Erzählung von einem alten bösen Weibe im Gebirge, das ihrem Sohne, dem Jäger, und seinem jungen Weibe alle möglichen schlimmen Streiche spielt. Schließlich lässt sie sich von den Feinden des Jägers zum Wilddiebstahle verleiten, wird vom Sohne arretiert und ins Gefängnis gebracht, worauf sie nach einiger Zeit zur großen Freude des Sohnes und der Schwiegermutter, eines plötzlichen Todes stirbt. Die Rohheit im Fühlen und Denken des sonst gutherzigen Ehepaares wird da ganz treffend ersichtlich gemacht.

Wie ein mahnendes „Weh' uns Armen" klingt die Erzählung „Mariechen". Ein Kind begüterter Eltern flieht mit seiner Mutter den von der Cholera durchseuchten Wohnort. Bei der Abreise bemerkt Mariechen seine liebste Schulfreundin, die den Ort nicht verlassen kann, weil sie, wie die Mutter erklärt, kein Geld hat. Das nimmt sich die Kleine so zu Herzen, dass sie auf der nächsten Station erkrankt und stirbt. Die Mutter kehrt in die verseuchte Stadt zurück, pflegt die Kranken und adoptiert Mariechens gesund gebliebene Freundin. „Aber Mariechen blieb tot für immer."

„Mammon im Gebirge" ist durch die Aufnahme in Heyses und Kurz' „Novellenschatz" (2. Serie, 3. Band) die bekannteste Erzählung Reichs geworden. Heyse hat sie der Sammlung „An der Grenze" entnommen. Ein gedrängter Auszug stand in der „Pest-Ofener Zeitung" vom 4. April 1856. Die Er-

zählung behandelt die Untreue eines Mädchens, das im Vereine mit ihrem Liebhaber ihrem alten Freier einen Schatz rauben will, von diesem aber durchschaut wird; als der Anschlag fehl geht und ihrem Liebhaber den Tod bringt, wird sie wahnsinnig.

Diese Erzählung leitet zu einer dritten Gruppe, den Novellen, über. In diesen zeigt sich Reich nicht von der stärksten Seite. „Das Jägerhaus", eine Novelle in drei Capiteln, die nicht ohne Empfindung und Geist geschriebene Geschichte eines verlorenen Sohnes, leidet an einer wenig wahrscheinlichen Lösung: Ein Flintenhahn, der sieben Jahre lang an derselben Stelle im Walde liegen geblieben ist, beweist nach dieser Zeit in obendrein nicht sehr überzeugender Weise die Unschuld des als Mörder verdächtigten Sohnes. Die glücklich gezeichnete Figur eines alten Försters und eine recht graziöse Liebesgeschichte bilden die starken Seiten dieser Erzählung. „Nur ein Schreiber", in 4 Kapiteln, erzählt mit Humor und starken Localbeziehungen die Geschichte eines gräflichen Bastardes, der in der Heimat wegen seines eleganten Benehmens verhätschelt wird und sich eine schmerzliche Verhöhnung in der Fremde zuzieht, auf etwas gewaltsame Weise aber schliesslich glücklich wird. Eine verworrene Composition, Tagebuchblätter, lange Schilderungen, locale und persönliche Anspielungen, Reflexionen, Mysticismus und Rationalismus schädigen die Wirkung dieser Erzählung. Den militärischen Stoffkreis, den „Nur ein Schreiber" anschlug, behandelte eine Soldatengeschichte „Der Geleitsmann" mit wenig Glück. Wie „Das Jägerhaus" muthet sie dem Leser zu viel Unwahrscheinliches zu: ein Hauptmann gibt einem böswilligerweise Assentierten aus Wohlwollen dessen in Militäruniform verkleidete Braut als „Geleitsmann" mit; trotzdem der Geleitsmann Tag und Nacht wegen der angeblichen Staatsgefährlichkeit des Rekruten nicht von dessen Seite weicht, erkennt dieser seine Braut nicht, bis endlich bei einem Mordattentat, das der Soldat gegen seinen unheimlichen Geleitsmann unternimmt, das Geschlecht des Geleitsmannes ans Tageslicht kommt. Der Rekrut heiratet

seinen Geleitsmann und bleibt ganz und gar beim Militär. Ferner finden sich im Nachlasse zwei Novellen vor, die beide Gutzkow für seine „Unterhaltungen" nicht annehmen wollte. Die eine, in 8 Kapitel getheilt, aus dem Jahre 1853 stammend, ist „Vater und Sohn" betitelt und bringt sehr ansprechende Züge aus dem jüdischen Familienleben und dem Leben eines unbemittelten, eifrigen Studenten mit deutlicher Beziehung auf Reichs eigenes Schicksal. Sie erzählt von einem strebsamen, jungen Manne, der, obwohl Sohn eines verbrecherischen Vaters und in beschränkten und dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, sich durch eigene Tüchtigkeit das Studium ermöglicht und ein gesuchter Rechtsanwalt wird. Als solcher vertheidigt er den eigenen Vater, der wegen Wuchers und Betrugs angeklagt ist, und weist in flammenden Worten auf die Lage der Juden hin, der die Vergehungen seines Vaters zur Last fielen. Die treffliche Frau Golde und deren Tochter Rosalie, die der Held schließlich heimführt, tragen intime Rokitnitzer Züge: eine Familie Bodascher dürfte das Original abgegeben haben. In dem Schullehrer Seligmann Richter, den eine unglückliche Liebe und unstillbarer Bildungsdrang zu einem kärglichen Leben in der Hauptstadt treiben, ist unschwer Seligmann Heller zu erkennen. Äußerst gelungen ist die Figur der „langen Ruwke". Die zweite Novelle „Drei Hochzeitstage", im Jahre 1856 in der „Pest-Ofener Zeituug" abgedruckt, in 7 Kapitel gegliedert, behandelt die niederträchtigen Ränke, durch die ein Schwager den anderen ins Gefängsnis bringt und schließlich in den Tod jagt. Die überaus edle Tochter dieses Unmenschen, die sich schließlich mit dem rächenden Sohne des Opfers vermählt, hat nicht mit Unrecht Gutzkows Bedenken erregt. Die ganze Intrigue gruppiert sich um die Gestalt des Pater Schimek, eines vortrefflichen Priesters von einsiedlerischen Lebensgewohnheiten, der in den fünfziger Jahren in Raudnitz thatsächlich gelebt hat.

In der kleinen Erzählung, dem wichtigsten Zweige der litterarischen Thätigkeit Reichs, steht er auf einem eigenthümlichen und für seine Zeit originellen Standpunkt. Wie den Vertretern

der „neuesten Richtung“ unserer gegenwärtigen Litteraturperiode ist ihm jede Seite des menschlichen Thuns und Leidens recht zur poetischen Darstellung, wobei er aber, bezeichnender Weise, weit mehr zur Darstellung des Düsteren, Rohen, Bösen, als etwa zu der des Lüsternen, Obscönen, Lasterhaften geneigt ist. Seine Erzählungen sind, trotz Gutzkows prüder Bedenklichkeit, durchweg rein und keusch. In der Behandlung des Unheimlichen, Fürchterlichen ist er wesentlich moderner als etwa E. T. A. Hoffmann. Das Spukhafte, Übernatürliche steht bei ihm in letzter Linie: seine mitunter höchst drastischen Effecte verdankt er durchwegs der Darstellung des Dämons in der Menschenbrust und der menschlichen Leiden und Geschicke. Sein Stil ist mehr ein kunstloses episches Mittheilen, als ein dramatisches Darstellen. Gern setzt er an die Spitze der Erzählung eine kurze stimmende und einführende Reflexion. Sonst ist seine Erzählungsweise einfach, nur mit wenigen, aber treffenden Bildern durchsetzt, wie bei den meisten jungen Dichtern stark subjectiv, mit wiederholter Einflechtung seiner Person. Ab und zu findet sich ein leicht dialektischer Anklang. Die Schilderung einzelner Gestalten seiner Heimat ist ihm vorzüglich gelungen; ebenso das ganze Localcolorit, das allerdings ausnahmslos die Farbe seiner Heimat trägt. Die Tendenz ist wenig aufdringlich, in ihrer discreten Art aber, wo sie bezweckt ist, noch wirksamer.

Den Sommer 1856 verbrachte Reich mit der emsigen Arbeit an seinem Roman, den er bis in seine letzten Lebenstage aufs eifrigste förderte. Es sind zwei Bücher des Roman's „Friedel“ in der Handschrift erhalten, der auf Alfred Meißners Rath den Titel „Der Sporn“ hätte führen sollen. Der Roman steht stark unter dem Einflusse des Wilhelm Meister und will die Schicksale eines jungen Burschen darstellen, der dem väterlichen Hause entflohen ist. Bald aber werden die weitesten Kreise zur Behandlung herangezogen: Dorfkinder und heuchlerische Pfaffen, edle Pascher und Zigeuner, Komödianten und Offiziere, Felsenhöhlen und Mordattentate, das sind die einzelnen Ingredienzen des Romans, die ein recht wirres Ganzes geben. Neben Friedel steht eine

Frau v. Koch im Mittelpunkte des Interesses, eine verführerische, aber lasterhafte Frau, das Haupt einer fahrenden Schauspielertruppe, die ihren edlen Gatten betrügt und ihr Kind misshandelt. Der Hauptfehler der Composition liegt in einem wahren Schachtelsystem von Erzählern: in der Erzählung des einen beginnt ein zweiter zu erzählen, in der Erzählung des zweiten ein dritter u. s. w. Auch passiert es, dass ein Mann Dinge mit der Genauigkeit eines Augenzeugen berichtet, von deren Schauplatz er, als sie sich zutrugen, durch Länder und Meere getrennt war. Dagegen sind die einzelnen Kreise, das Leben und Lehren in der Dorfschule, das liederliche Treiben der fahrenden Komödianten, das patriarchalische Zusammenhalten der Schmuggler, stellenweise ganz vorzüglich und mit erstaunlicher Lebenserfahrung geschildert.

Nennen wir der Vollständigkeit halber noch ein paar kleinere Anekdoten („So oder so", „Eine Schlesierin in Amerika") kleine Thiergeschichten („Der Kanarienvogel und die Katze"), Feuilletonerzählungen, „Geschichte eines Kreuzers", „Eine Eisenbahngefährtin", so haben wir erschöpft, was Reich auf dem Gebiete der Erzählung produciert hat. Die Kritik hat sich nur mit der Sammlung „An der Grenze" befasst. Als einer der ersten brachte Kuhs „Tagesbote aus Böhmen", am 2. Juli 1858, eine Recension, in der auf die seltene Vereinigung von traumseliger Weichheit und seelenvoller Innigkeit mit einem derben Realismus hingewiesen wird; dabei werden aber das „Jägerhaus" und „Nur ein Schreiber" als die „Perlen der Sammlung" bezeichnet. Eine vollständige Ausgabe aller Arbeiten Reichs wird gefordert. Dagegen betont Ernst Willkomm in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" vom 20. December 1860 mit Recht, dass Reichs eigenthümliches Fach die Dorfgeschichte in knapper pointierter Form sei und lobt ganz besonders die Originalität in Stil und Sprache. In jüngster Zeit hat Alfred Klaar in Nr. 216 der „Bohemia" vom 9. August 1891 Reichs Begabung eingehend gewürdigt.

In Kürze sei noch auf die Feuilletons von Reich hingewiesen. Seine litterarischen Essays, in denen er seine

Stellung zu Goethe, Jean Paul, Lenau, Hauff, Gutzkow, Freytag, Lingg markiert, wurden bereits an anderer Stelle herangezogen. Eine eigenartige Gruppe sind seine Reise- und Städtefeuilletons. Die ersteren zeichnen sich durch besonders lebhafte Schilderungen von Land und Leuten aus. Hierher gehört ein „Ausflug von Wien", ein Reisebrief, der das Leben und Treiben auf dem Dampfschiffe und in der Pferdeeisenbahn (Linz-Budweis) sehr lebendig schildert und interessante culturelle Nachrichten aus Südböhmen und Oberösterreich bringt. Ein anderer „Ausflug von Wien", in Gutzkows „Unterhaltungen" abgedruckt, erfreut durch besonders frische Schilderungen der Mitreisenden und durch einzelne fesselnde Notizen über Prags Musik- und Litteraturleben und seine Industrie. Eine „Wiener Umschau" bringt lebendige Wiener Straßenbilder, „Prag und Wien" architektonische Schilderungen, in denen Wien auf Kosten Prags schlecht genug wegkommt, und einen Ausfall gegen die Wiener Volksbühne. Von sonstigen Feuilletons sind noch der Hervorhebung werth: „Gedichte — hm?", das hübsche Betrachtungen über den Grund der Abneigung weiterer Leserkreise gegen die Lecture von Gedichten und einen originellen Ausblick auf die Zukunft der Litteratur bringt, „Über die Reinlichkeit" in Gutzkows „Unterhaltungen", über „Reisen und Lesen", das eine etwas gezierte Parallele von Reisen und Lesen durchführt, „Tagebücher und Briefe", das die Vorliebe für Tagebücher und Briefe historisch zu entwickeln sucht, die „Frühlingsfrage", eine besonders warm und poetisch geschriebene Apotheose des Frühlings, „Noth bricht Kohlen", novellistisch angehaucht, eine „Besteigung des Stephansthurms", eine tief empfundene Würdigung der herrlichen Stephanskirche.

Noch wäre schließlich eines Theiles seiner Thätigkeit zu gedenken, in dem Reich eine directe Wirkung nicht erzielte. Es ist dies die Wirkung des Dramatikers. Seiner fünfactigen Tragödie „Saul und David" (1855) ist die Anerkennung der berufsmäßigen Dramaturgen nicht erzielte. Sie ist in sehr ungefügen fünffüßigen Jamben abgefasst und hat die Ge-

schichte Sauls und Davids zum Vorwurfe. Sie hält sich in der Hauptsache an die Begebenheiten, wie sie das erste Buch Samuelis von Cap. 15,8 an schildert. Den Besuch Samuels im Hause des Isai erzählt David dem Saul nach dem Sieg über Goliath. David, der schon der Waffenträger Jonathans im Kampfe gegen die Philister gewesen war, streitet deshalb gegen Goliath, weil er Sauls Tochter Michal, deren Hand Saul dem Sieger verspricht, liebt. Die Ausforderung Goliaths wird von einem Feldhauptmanne erzählt, ebenso später der Sieg Davids. Saul wird wortbrüchig und verlangt von David noch zweihundert Häupter der Philister; Michal tritt auf und redet von ihrer Liebe zu David. Saul stiftet sie an, David zu ermorden; sie geht zum Scheine darauf ein, verhilft aber David zur Flucht und gesteht dies später freimüthig dem Saul. Die Scene im Hause des Ahimelech mit den Schaubroten und dem Schwerte Goliaths, die Verrätherei Doegs und die Ermordung der Priester durch Saul ist im Anschlusse an die Bibel (Cap. 21, 22) verwendet. Isai und seine Söhne treten auf und machen David Vorwürfe wegen seines Abfalles von Saul. Er erzählt von seinem Zuge gegen Kegila. David richtet zwei Hirten. Er nimmt Sauls Wasserbecher (26. Cap.). Versöhnung mit Saul, die aber David bricht, sobald er von der Ermordung des Ahimelech hört. Michal, in Sorge um David, geht in den Tod. Es folgen Volksscenen von derben Humor, die ziemlich aus dem Tone des ganzen herausfallen. Die Scene im Hause der Hexe von Endor ist stark in Shakespeareschem Geiste gehalten: es erscheinen die Schattten jener, denen Saul im Leben Unrecht gethan. Kampf der Israeliten und Philister, Jonathan fällt, Saul stürzt sich in sein Schwert, David läßt den Mann steinigen, der ihm diese Nachricht gebracht. (Cap. 31 und II. Buch Samuelis Cap. 1).

Der Hauptfehler des Stückes liegt in der vulgären, oft trivialen Sprache. Dagegen ist der überlieferte Stoff nicht ungeschickt dramatisch verwertet; unmotiviert ist nur der Tod Michals. Reich hat sich in einem Brief an Josef Bayer selbst

über sein Drama geäußert: er vermisst darin das höchste dramatische Pathos, das ganze Stück ist ihm zu ruhig, in Sauls Charakter liegt zu viel Reflexion, zu wenig Affect, Michal ist ihm zu wenig individualisiert und erinnert zu sehr an die Gestalten Racines. Er vertröstet auf sein zweites Stück: in der That finden sich im Nachlasse in zwei Fassungen ein frühes dramatisches Fragment „Der erlöste Erlöser". Der gekreuzigte Heiland wird, in einem stark tendenziösen Symbolismus, von Martin Luther erlöst. Schematisiert, aber nur in einer einzigen Scene ausgearbeitet, ist ein Columbusdrama. Es spielt auf San Jago. Columbus sendet den Mendez mit einigen Indianern nach Spanien und verspricht, ihn auf der Insel zu erwarten. Als nach Mendez' Abfahrt ein Schiff nach San Jago kommt und Columbus sich weigert, die Insel zu verlassen, bricht unter seiner Mannschaft eine Meuterei aus. Nach blutigen Kämpfen bleiben die Anhänger des Columbus Sieger; Mendez kommt mit seinem Schiffe und mit einem „Vater Unser" schließt das Stück. Glücklicher ist ein Lustspielplan, in dem ein Herr v. Albrich die übermäßige Vorliebe seiner Familie für das Landleben dadurch heilt, dass er sie alle Unbequemlichkeiten und Widerwärtigkeiten, die damit verknüpft sind, mit Vorbedacht auskosten läßt. In einem Oratorium ist der biblische Stoff des Thurmbaues zu Babel, in eine Apotheose Jesu Christi auslaufend, behandelt.

Das ist die Summe von Arbeit, die dem Dichter Reich in seinem überkurzen Leben zu leisten vergönnt war.

Rudolf Fürst.

Gedichte.

Leben und Heimath.

Selbstgefühl.

1850.

Grüne Erde, freue dich:
Ich wohn' auf dir!
Gold'ne Sonne, freue dich!
Du leuchtest mir!

Purpurrebe, freue dich!
Du rötest mich!
Lieber Vater, freue dich!
Du schufest mich!

Wie ich es wünschte.

1851.

In einem waldigen Thal ein Hüttchen klein,
Von einem Silberbächlein rings umflossen;
Darinnen sollt' ein liebes Weibchen sein,
Von allem goldnen Maienduft umgossen;
Auf bunter Blumenau ein Knäbchen fein,
Das tummelt' sich auf wilden Bergesrossen!
Das wär' der lichte Himmel schon auf Erden:
Ihr Götter! soll er mir denn niemals werden?

In anhaltender Krankheit.

1852.

Wer dir nur könnt' ein Liedchen singen,
So jugendheiß und kindlichvoll,
Das in den Himmel müsste dringen,
Weil einem Himmel es entquoll!

Ich bin ein armer kranker Mann,
Der dir kein Lied mehr singen kann!

Ich hab' mein Lied schon ausgesungen,
Das ich doch erst begonnen kaum,
Den du mit Zaubersang durchklungen,
Schon ausgeträumt den schönen Traum!

Ich bin ein armer, kranker Mann,
Der dir kein Lied mehr singen kann!

Vergebens trug es mich nach oben,
Vergebens in den Schacht hinab,
Den Zweifel fand ich auch nur droben
Und unten fand ich bald mein Grab!

Ich bin ein armer, kranker Mann,
Der dir kein Lied mehr singen kann!

Sehnsucht.

1852.

Ich sah die Feuerfliege sehnsuchtsvoll umschweben ew'ges Licht!
Bis sie verzehrend faßt mit Wonnebeben ew'ges Licht!
Dein lechzen in den Thalen alle Aehren,
Und auf den Hügeln alle Purpurreben, ew'ges Licht!
Die leichten, luftgewiegten Glanzgefieder,
Die Myriaden meergehegter Leben, ew'ges Licht!
Die Kräfte all, die durch den Aether schießen,
Die Gottes demantreichen Mantel weben, ew'ges Licht!
Zu dir aufblicken Jünglinge mit deinen Augen,
Zu dir die blinden Greise an den Stäben, ew'ges Licht!
Die Kettenschmiede, finstre Völkerdränger,
Die Heiligen, die Zeugnis von dir geben, ew'ges Licht!
Die Seraphim, in dir nach dir verlangend,
Die Erdenwürmer, die am Staube kleben, ew'ges Licht!
So viele Blumen athmen, Sterne duften,
Auf Erden und im Himmel, zu dir streben, ew'ges Licht!
Wenn mich der Todesengel hat entbürdet,
Will ich auf seiner Schwinge mich zu dir erhebeu, ew'gem Licht!

Krieg im Frieden.

1852.

Zwar hab' ich mich noch nicht getummelt
In wildem Kriegsgestampf:
Doch habe ich schon gestritten
Gar manchen blutigen Kampf!

Ich litt noch von Söldnerwunden,
Nicht in der Schlachten Noth:
Doch hat mir das tückiſche Leben
Gebleicht mein Jugendroth!
Und nicht auf dem Felde der Ehre,
Im Kampf für das Himmelslicht,
Nein, von den Waffen der Freunde
Mir bald das Herze bricht.

Mir ziehn ſich....

1852.

Mir ziehn ſich aller Liebe,
Aller Freundſchaft Flammen,
In einen kurzen Wehlaut,
Ein tiefes Ach zuſammen!

Das Menſchenherz.

1852.

Ich lobe mir ein volles Herz,
Das tief ſich kann ergeben,
Das jede Freude, jeden Schmerz
Durchfühlt in fremdem Leben!

Ein ſolches Herz hat Widerhall
Vom Nahen und vom Weiten,
Weil tauſend Fäden aus dem All
Zu ihm zurücke leiten!

Den Menſchen nenn' ich hochbeglückt,
Er lebt ein ganzes Leben.
Er kann, ein Gott, in's Sein verzückt,
In Allem ſchaffend weben!

Es iſt, als ob ſich die Natur
In ihm wollt' ſichtbar werden,
Drum legt in ihn ſie jede Spur
Vom Himmel und der Erden!

Bekenntnis.

1852.

Meinem erſten Liebchen gab ich Haſelnüſſe,
Meinem zweiten Geiſt mit vollem Herzen,
Spare einem Dritten alle meine Küſſe —
Doch mir winken keine Altarkerzen!
Liebe kenn' ich nur in ihren Schmerzen!

Erſtes Liebchen wuſste nicht von meinem Lieben,
Zweites konnt' es nimmer mir erwidern;
Weil mit meiner Liebe ich allein geblieben,
Spricht die Wehmuth nur aus meinen Liedern!
Kennt den Vogel nun an den Gefiedern!

Gebt ein Mädchen mir an meinen Buſen,
Laſst es mich nach Herzensluſt umrangen!
Abſchied geb' ich allen Schweſtermuſen,
Und doch ſoll die Lei'r nicht müßig hangen,
Himmel ſinge ich von ihren Wangen!

Wiederſehen.

1852.

Immer noch fließeſt du ſanft in den nämlichen Windungen, Bächlein,
Aber die Wellen ach! ſind ſie die nämlichen auch?
Hab' ich in euch als Kind mich froh, unſchuldig geſpiegelt,
Stieg ich in eueren Schoß traulich und harmlos hinab?
Immer noch rauſcht ihr Verſtändigem wunderbare Geſchichten,
Und der Begeiſterung voll ſchäumt ihr wie damals noch auf!
Aber was fordre ich Thor von dir, du bewegliches Bächlein,
Soll ich zufrieden nicht ſein, daſs du dasſelbe mir ſcheinſt?
Wäre der Kindheit Freund doch nur alſo gleich mir geblieben,
Daſs ich das nämliche Herz drückt an die nämliche Bruſt!
Wenn auch die kindlichen Welten ins Meer ſchon alle gemündet,
Daſs mir die nämlichen doch murmelten kindlichen Ton!
Aber ich finde ach! nicht einmal die früheren Ufer
Und einen fremderen Gang wandelt der fremdere Bach!

Das nenn' ich mir ein Leben.....

1853.

Das nenn' ich mir ein Leben noch,
Wem ſo wie mir drei Sonnen hoch
Erglüh'n in dreien Himmeln!

Die ein' iſt die am Firmament,
Die ſommerlich herniederbrennt,
Vergoldet alle Wälder!

Die and're iſt in meiner Bruſt!
Sie flammt in gleicher Lebensluſt,
Verklärt mir Wieſ' und Wälder!

Die dritte iſt's, ohn' deren Licht
Die anderen beid' beſtehen nicht!
Mein Liebchen voll von Himmeln! —

Das nenn' ich mir ein Leben doch!
Wenn leuchten ſolche Sonnen noch!

Trutznachtigall.

1853.

Trutz Sturm und Froſt
Trutz ſchmaler Koſt
Sich ſchwingen
Und ſingen
Mit hellem Schall
Muß Nachtigall!

Beim Erwachen.

1856.

Weil ich den Mannesarm den ſtraffen,
Zur Lebensarbeit nicht geſpannt;
Die ſchöne Kraft, ſo ſtark zum Schaffen,
Auf ſüße Träume nur hab' verwandt;

Weil ich den Ernſt als Spiel getrieben,
Ein holdes Spiel mir ward zum Ernſt:
Iſt mir nur Mühſal übrig geblieben
Und alles Schöne weilt nun zufernſt!

Ich darf des Daſeins ſüße Gewalten,
Der Arbeit Lohn, den frohen Genuß,
In meinen Träumen nur geſtalten,
Nur träumen, ach, des Liebchens Kuß!

Wie wahr, wie wahr ſind meine Leiden,
Wie lügneriſch mein lieblichſter Traum!
Ja, Leid wird ſelbſt aus meinen Freuden,
Wenn ſie beim Erwachen zerrinnen in Schaum!

Ich hab' nur Eine, Eine Bitte:
O gib mir, Gott, mein Leben zurück!
Ich will mich bemühen nach Menſchenſitte,
Und will auch genießen ein menſchliches Glück!

Meinem Vater zum Geburtstage.

1849.

Gott, der Allgütige, ſahe mit Lächeln den Baum, da er blühte,
Sandte in göttlicher Huld ſonnige Strahlen herab! —
Monde nach Monden durchſchritten in magiſchem Zwielicht den Himmel;
Stürme durchtoſten auch oft ſtörend das friedliche Thal,
Gott, der Allgütige, ſandte das Licht und ſandte die Stürme,
Freude beglücke die Bruſt, Trauer erheb' ſie zum Herrn
So ſteht der ſüdliche Baum dem Wechſel der nordiſchen Lüfte;
Endlich erglänzte die Frucht golden und purpurn darauf
Gott, der Allgütige, ſehe auch dies mit lächelndem Auge,
Sende noch lange den Strahl, daſs für ihn dufte der Baum!

Noch Thränen.

1851.

Mein Vater hat geſchrieben,
Der Mutter ſeiner Braut:
Will dich in Sammet hüllen,
Biſt du mir angetraut!

Konnt ſie in Sammt nicht hüllen,
Denn klein war ſeine Habe:
Dacht' Gott: ich wills erfüllen! —
Deckt ſie mit einem Grabe!

Meine Mutter hat mir geſponnen....

1851.

Meine Mutter hat mir geſponnen
Ein Tüchlein weiß wie Schnee,
So oft es kommt an die Sonnen,
Thut's mir im Herzen weh!

Drein iſt in dunklem Mooſe
Eine Blume eingewebt.
Ich glaube, es iſt eine Roſe,
Darauf eine Perle bebt;

Und ob ſie Roſe heiße,
So iſt ſie doch nicht roth,
Es iſt die nebelweiße,
Denn meine Mutter iſt tot!

Großvater mein.

1851.

Großvater mein! Großvater mein!
Was biſt du am Rhein nicht geblieben?
Am freien Rhein, am deutſchen Rhein,
Was biſt du nicht geblieben?

Die Goldne, ſo hieß dein Töchterlein,
Die mich hat in Böhmen geboren,
Man wickelt' in weiße Linnen ſie ein,
Die mich hat einſt geboren!

Man legte ſie in den Eichenſchrein —
Ob das wohl die Kinder betrübe?
Es deckt ſie nun ein Hügel von Stein —
Ob den ein Engel je hübe?

Leb' wohl du reiches, armes Land!
Lebt wohl ihr armen Leute!
Mich knüpft kein himmlisch', kein irdisch' Band
An dieses Dörfchens Geläute!

Großvater mein! Großvater mein!
Einst kamst du vom Rheine gezogen:
Nun zieht der betrübte Enkel dein
An des Rheines bläuliche Wogen!

Ostern.

1849.

Schon winken die lachenden Hügel,
Willkommen! Willkommen! o Sohn!
Die Hoffnung, sie spendet mir Flügel,
Ich fliege mit Winden davon!

Gott grüß' euch, ihr heimischen Felder,
Gott grüße den Bauer darauf!
Gott grüß' euch, ihr luftigen Wälder,
Euch Hirschen gesegn' er den Lauf!

Schon seh' ich die schäumende Klause,
Die Geister der Ritter ziehn,
Mit wildem Waffengebrause,
Durch Thore der Bergruin'!

Schon hör' ich die Räder der Mühle,
Mit längst gewohntem Gekrach,
Und hinten in schattiger Kühle
Badet das Mägdlein im Bach!

Schon nahet der Eltern Gefilde,
Es nahet der heimische Herd;
Es tönet das Glöcklein so milde,
Dass thränend der Wandrer es hört.

Schon ſchwillt mir die Wonne den Buſen,
Es kläret die Liebe den Blick;
Es künden die Klänge der Muſen
Mir lieblich mein nahendes Glück!

Die Klauſe.

1849.

Die Klauſe iſt ein kleiner Bach,
Ich möcht ihn nicht vertauſchen —
Nicht ziehen wilden Strömen nach
Dahin, wo Meere rauſchen!

Er iſt ſo klar und freudenhell,
Und ſummt ſich Freudenlieder —
Im Wald da droben iſt ſein Quell,
Draus bringt er Sagen nieder!

Die Sonne badet d'rin ſo gut
Ihr Antlitz wie im Meere,
Drin lagert ſich des Mondes Glut
Mit ſeinem Sternenheere!

Ich weiß, woher der Junge brauſt,
Wohin er einſt wird münden —
Das Meer, woher, wohin es ſauſt,
Wer will mir das verkünden?

Und baden kann ich da genug
Mit fröhlichen Geſellen!
Statt Flotten ſeh' ich manchen Zug
Von luſtigen Forellen!

Und wenn ein holdes Waſſerweib
Mir will in Liebe winken,
Kann ſinken ich an ihren Leib
Und muſs doch nicht ertrinken!

Die nächtliche Wanderung.

1851.

So wie der scheidende Sohn der Mutter sich immer zurückkehrt,
Diese umfasset das Haupt, das theure, nnd küsst es und seguet;
Aber er reißt sich los und bezwingt die gebietende Thräne:
So stürz' immer von neuem ich zu deinem blühenden Schooße,
Himmlische, Tochter Kronions, und wieder zieht mich die Noth fort!
Führ' mich, duftende Maid, am rosigen Arme zur Heimat,
Wo mir Zeus ernährt in räumiger Hütte die Eltern,
Alt und fromm und geliebt von Göttern und redenden Menschen;
Wo der geschlängelte Bach sich wälzt über glitzernde Kiesel,
Und in getheileter Reih' sich dehnen die friedlichen Hütten!
Wo manch glühendes Mägdelein meiner gedenket im Mondschein,
Wenn von Horen geführt ambrosische Nacht sich herabsenkt:
Dorthin führ' mich, Geliebte, und sing mir ein liebliches Lied vor! —
Stabbewaffnet durchschritt ich mit Theodorn die Gassen,
Schweigsam sogen wir ein die Blicke des blassen Gesichtes,
Welches so traut und licht einherschwimmt durch die Gewölke;
Aber wir nahn jetzund der geliebeten Hütte der Eltern,
Da verbergen wir wohl die Stäbe, auf Listiges sinnend,
In das gehäufte Gebälke und öffneten leise die Pforte:
„Viel mir gefürchtete Eltern! ich weiß, wie der Kinder ihr sorget,
Dass nicht nächtiger Thau und Fledermäuse uns schaden:
Darum nahe ich euch mit meinem befreundeten Dori,
Euch zu fragen, ob ich der Dunen des Freundes mich freun darf!"
„Geht, ihr Lieben, mit Gott! wie freut mich die kindliche Frage!
Dass ihr ehrend erkennt des Vaters geziemende Aufsicht!
Doch nicht lernet zu viel bei der Lampe gefährlichem Scheine,
Dass das himmlische Blau nicht trübe werde im Alter!"
Herzlicher küsst' ich den Greis und die speisebesorgende Mutter,
Denn es hüllen die Eltern wie schattende Flügel das Kind ein! —
Draußen, enteilend gedachten wir suchend der Stäb' im Gebälke,
Schritten mit lustiger Ferse und spähten in jegliches Fenster,
Ob nicht rosige Jungfrau'n blickten durch thränende Scheiben.
Da schmückt Hannchen den Busen und güldene Locken mit Sträußchen,

Denn Musik tönt ladend in's dörfliche Festhaus; wo die
Röcke und glänzende Schürzen auffliegen im brausenden Reigen,
Fliegt auch mancher Kuss von Munde zu Munde verstohlen;
Aeltere Paare verdrängen die jüngern und diese entweichen,
Fliehen zum plätschernden Troge, die glühenden Wangen zu
kühlen. —
Da stickt manche das Kleid und denkt des, ach, fernen Geliebten;
Sie strahlt nicht in dem Tanz, wiewohl hochbusig und sinnvoll,
Denn es geziemt nicht der Braut zu folgen dem bräunlichen Burschen,
Wenn auch flink er genaht und sie treibt mit ehrendem Antrag. —
Jetzt durchschritten wir kühn die Gräber des mächtigen Friedhofs,
Aber es klopft das Herz trotz männlich geschwollenen Busens.
Fördernde Schwingen des Zephyrs beflügelten unsere Ferse,
Bald ward finstrer der Pfad, denn es nahte der brausende Eichwald,
Schattend auf ragendem Berge, durchrauscht von mächtigen
Geistern —
Da haust Schwarzel, gehüllt in das Fell des zottigen Bären,
Welcher des Tages schläft auf wiegenden Wipfeln, entkräftet,
Jeglichem Jäger zum Ziel, doch dreht sich die Achse,
Steigt er mit Brüllen herab wie ein menschenerwürgender Bergleu!
Wehe dem Wandrer, der sich bei gastlichen Freunden verspätet,
Denn ihm naht Unheil und grauses Verderben des Schicksals.
Dürres Gebeine der Rinder und augengehöhlete Schädel
Starren am Boden umher, benagt von dem scheußlichen Unthier;
Diese nun hat er geraubt aus den friedlichen Hütten der Menschen,
Oder aus Gräbern umher auch die heiligen Leichen verzehrend.
Manchmal nahet er sich im bunten Gewande dem Dorfe,
Kinder ziehen ihm nach und Kindern ähnliche Männer:
Diese nun lockt er hinan in des Waldes umhüllendes Dickicht,
Öffnet den Männern den Leib und sauget das röthliche Blut aus,
Aber die Kleinen verzehret er ganz bis auf das Gebeine! —
Diesen nun schritten wir durch, den Wald voll schrecklichen Grauses;
Finstrer ward es und finstrer und jegliches Sternchen ver-
schwand uns. —
Da braust fernher Jammergeheul und ein pfeifender Sturmwind.

Angſtvoll rann uns Schweiß und die Ferſe erhob ſich zum Fluge.
Aber hinter uns her jagt Schwarzel, der mächtige Waldgeiſt.
Und wie Hexengeheul im Schlote der Eſſen erſcholl es:
„Jüngelein! fürchtet nur nicht! ich will euch nur ſchlachten und eſſen;
Wahrlich! gar trefflich ſchmeckt's, ihr ſeid mir ein ſtattlicher Biſſen!"
Stärker entrann uns Schweiß und es floß die bereuende Zähre;
Ach! ſchon fühlten wir nah des Giganten erdroſſelnde Rechte,
Da hemmt plötzlich den Fuß ein glühender Hügel von Kohlen,
Um ihn ſitzen die nebligen Geiſter erwürgeter Knäblein,
Blaſſe Geſichte, beleuchtet von ſprühender Lohe der Eiche;
Wie der bebartete Löwe durchſtöhnet die hallenden Föhren,
Wenn ihm der Höhle enttrug ein gewappneter Jäger die Jungen,
Funkelnd in grünlicher Flamme der Höhlung ihm kreiſen die Augen,
Und mit dem zottigen Schweife entwurzelt er ſtämmige Bäume:
Alſo ächzte der Geiſt und es blitzte die buſchige Wimper,
Als er die Schaarung erblickt der Rettung gewährenden Schemen.
Furchtbang floh er zurück, denn das Reine, es ſiegt noch im Tode!
Lang aufathmet' mein Herz und ich ſprach zu den ſchürenden Knochen:
Seid ihr Geiſter des Lichts und nicht des finſteren Abgrunds,
Führt uns aus dem Gebüſch zu friedlichen Hütten der Menſchen!
Schweigend erfaßte ein Kind die plötzlich erbleichende Kohle,
Winkte mit knöcherner Hand und wir folgten mit neuem Entſetzen:
Doch bald nahte der Saum des mitternächtigen Waldes,
Und als freudiger Schimmer der Himmelslichter uns grüßte,
War nicht weiter zu ſehen der ſchaurigführende Leichnam!
Fernhin glühte die Kohle durch ſchillernde Zweige des Waldes. —
Da erſt hub ſich der Muth und wir ſahen die weißlichen Hütten,
Hörten das Bellen der Hunde und tiefabſprudelnde Quellen. —

Gebirgslieder.

1851.

I.

Meiſter, ich ga oich meine Braune
Mit dam hüſcha Selbeglöckla:
Gat mer oire joſte Braune
Mit dam gala Sontüchröckla!

II.

Juchhe! hoite hon mer Kermeß!
Weißes Hembla,
Pfafferkucha,
Joftes Maedla
Afzufucha!

Juchhe! hoite hon mer Kermeß!
Harchſt de, Riela,
s'Glasla klenga,
Muſich ſpiela,
Maidlan ſprenga!
Juchhe! hoite hon mer Kermeß!

III.

Ich weß a Sonne
Ai der guldenen Boche,
Aim Herzla vor Wunne
Su oft ich ſe ſoche!

Ich weß a Hüwala,
Dös iſt wul ſchin,
Uf em Giewala
Zwie Rehlan ſtihn!

Ich weß ſchine Schofe
Unter Riſlan gor ruth,
Su oft ich ſe trofe
Stog mer mei Blut!

Ich weß oich a Wieſe,
Wu olledos leit,
Dos is meine Lieſe,
Ai de Ewigkeit!

Epiſtel an Julius Haniſch.

1852.

Sei, Amalthea, geprieſen, du herrliche Ziege des Nachbars,
Die den tuberkelnden Gott täglich mit Molken verſieht!
Ach! welche ſchreckliche Nächte ſo ohne Europen zu ſchlafen,
Während mein Bruder gepaart weich in den Armen ihr ruht!
Hören, ach, muſs ich allnächtig das Liebesgeſeufz' und Geküſſe,
Und allnächtig allein finde ich Elender mich!
Oft auch küſſ' ich mein Kiſſen in thöricht erwartender Hoffnung,
Daſs es von meiner Glut Leben und Liebe empfang'!
Deshalb ſehnte ich mich nach der Hauptſtadt offenem Buſen,
Sehnte mich nach der Baſtei köſtlichem Auslegetiſch!
Plötzlich ergriffen mich auch der Kunſtausſtellung Begierden,
Daſs ihr geklekſeter Mond ewig verloren mir ſei!
Wie oft gieng er mir auf gleich dem prickelnden Kalk in dem Scheffel!
Weh! Kunſtausſtellungsmond! wahrlich du brichſt mir das Herz!

Auch du, göttliches Schauspielhaus, warum muſs ich dich miſſen?
Wo ſich die Lenden zerſchlägt Fauſt mit der tragiſchen Fauſt!
Dich auch, trefflicher Kuh, der Journaliſten Gebieter!
Der mir Vogels Gedicht zweimal auf einmal verlieſt,
Drauf mit Gönnerſchem Lächeln und ſüßem Vermögensbewuſstſein
Sehr mich verſichert, daſs ſchwer ſei die Deklamation!
Wie verſchmerze ich euch, ihr deutſchen Söhne Albions,
Mit dem verlängerten Rock, mit dem langweil'gen Geſicht?
Solches im Herzen erwägend und Thränen im düſteren Auge
Stieg ich unglücklicher Zeus träge aus flaumigem Bett!
Floh die unſelige Hütte des ſeligen Bruders Elias,
Suchend den Troſt der Natur, die mir kein Stadthor verſchloß!
Fröhliche Mägde des Dorfes, verhüllet den knoſpenden Buſen,
Wandelten Hand in Hand, freundlich mich grüßend, vorbei;
Kinder mit Apfelgeſichtern auch riefen: gelobt Jeſus Chriſtus!
Amen! in Ewigkeit! grüßte der Jude zurück! —
Einſam ſinget der Landmann, mühvoll pflügend den Bergſturz,
Für ſich ſelber ein Lied, nur von dem Walde belauſcht!
Drauf mitfühlend erbeben die tönenden Wipfel der Buchen
Und dem Echo des Lieds lauſchet der Pflüger gerührt!
So im wechſelnden Nachhall fließen die ſtillen Geſänge,
Bis ſie der Bach im Thal, freudiger hüpfend, vernimmt;
Zauberiſch ſtimmt er mit ein, daſs die Geiſter auf ſchäumenden Roſſen
Feſter die Zügel an ſich ziehen in weilender Luſt!
So nimmt mündende Waſſer im herrlichen Laufe der Strom auf
Der aus beſcheidenem Quell menſchlichen Herzens entſprang;
Denn auch die Gräſer, die Blumen, die Bäume rings an den Ufern
Singen mit Blüte und Duft, jedes nach eigener Art!
Regt nach dem Maaße des ringsum hochanſchwellenden Sanges
Sich nicht die Spinne zum Tanz, künſtleriſch trippelnd im Kreis?
Wunder! nachdem ſie den Reigen in fertigem Schwunge geſchloſſen,
Hinterläſſet ihr Fuß fein hingeſchrieben das Lied!

Selbstzufrieden wie ich, wenn gelungen mir sein wird dies Briefchen,
Setzt sie im Mittelpunkt ihres Gewindes sich fest!
Hüt' sich mir einer, die göttliche Künstlerin giftig zu nennen,
Weil sie das Hausrecht braucht gegen das Fliegengeschmeiß?
Brauche die Hausfrau gegen die Pfuscher in Winkeln den Besen,
Aber dich, Fee in der Luft, hüte sie und auch dein Schloss!
Bist du Zeugin mir nicht von dem Worte des heiligen Buches,
Dass einst Gott aus Nichts schuf die erhabene Welt?
Spann er nicht wie du aus sich selber den sonnigen Faden,
Der sich aus innerer Kraft rhythmisch zum Ganzen gefügt?
Schafft er nicht, wie du, das täglich Zerstörete wieder?
Ewiges fertiges All ist es nicht ewiglich jung? —
Solcherlei Vieles erlebend ergab ich mich froher Empfindung,
Dachte nicht mehr an die Stadt, nicht an ihr leeres Getrieb;
Auch nicht einmal an dich, du lieber und guter Getreuer!
War mir die Seele zu voll, sucht' ich die Freundinnen auf!
Andere meinen, es seien die Musen im lieblichen Kreise,
Aber du weißt es, Freund, dass es die Musen nicht sind!
Wohl sind Musen sie mir, doch sind's nicht die älteren Neune,
Josefine, du bist's! liebste Regina, auch du!

An Josefine.

1855.

Unentrinnbar und schrecklich ist dein Dilemma zu nennen:
Nur wenn es regnet zu nahn deinem erfreulichen Haus!
Sonnenlicht und des Äthers heiteres Antlitz zu schauen,
Danach sehnt sich mein Herz, minder nicht, Holde, nach dir!
Wie soll ich beten, o gib uns, Himmel, ein fröhliches Wetter,
Wenn die Erfüllung des Wunsches mir deine Pforte verschließt?
Nein! es ströme herab in nie versiegenden Güssen
Täglicher Regen! Gewölke hülle den Aether uns ein!
Dass der Bäche Gewalt zerreiß' ihr Bett, überschwemme
Wüthend das Städtchen, dein Haus und ich auf rettenden Arm

Dich durch der Fluthen Gewog' in meine geſicherte Kammer
Trag', wo in meiner Gewalt fürder du bleiben mir ſollſt!
Taub deinen Bitten und Thränen, den Eltern dich wieder zu geben,
Blieb' ich, bis du mir verſprächſt, immer zu Hauſe zu ſein,
Regnen mag's oder ſchnein, mag heiter die Sonne uns flechten
Um des waldgen Gebirgs Stirne den goldenen Kranz!
Denke der Äcker und Gärten, der emſigen Bergesbewohner
Mitleidsvoll und erhör', eh' es zu ſpät, meinen Wunſch!

Sonette an Joſefine.

1856.

I.

O wüſsteſt du, wie ſchlecht dich Lüge kleidet!
Wie Liſt dich und Verſtellung häſslich macht!
Wie fromme Einfalt aus den Augen lacht,
Wie Wahrheit jedes Hinterpförtchen meidet!

Wie Falſchheit deinen Umgang mir verleidet
Und meine ganze Seele hüllt in Nacht,
Die ängſtlich über deinem Antlitz wacht
Und echtes Gold vom trügeriſchem ſcheidet:

Du würdeſt nicht wie geſtern mir begegnen
Mit Worten, die nicht zu dem Herzen ſprechen,
Die nur verlegner machen den Verlegnen!

Willſt du das morſche Herz mir vollends brechen,
O thu's auf einmal — und ich will dich ſegnen!
Doch ſcheu' die Stunden, welche alles rächen!

II.

Du wirſt dein lieblos Handeln einſt bedauern,
Schlaflos im weichen Dunenbette liegend,

Vergangnes Leben innen überfliegend:
Doch nicht mehr nützen wird mir dann dein Trauern!

Gedenken wirst du dann mit tiefen Schauern,
In Schlaf dein waches Herz vergebens wiegend:
„Des Lebens Lust, wie lügend und wie trügend
„Die Zeit zermalmt's mit den gewaltgen Hauern!

„Ein treues Herz konnt' ich mein Eigen nennen.
„Mit allen Wurzeln hieng es an dem meinen
„Ich ließ es kalt in eigner Glut verbrennen!

„Mich kümmerte sein Grämen nicht, sein Weinen
„Zu spät, zu spät, ach, soll ich's erst erkennen,
„Dass zu den Edlen er gehört, den Reinen!"

III.

Die ihr des kranken Herzens bitter spottet,
Das sich vergebens sehnt nach einem Herzen,
Die ihr, dass eingebildet meine Schmerzen
Zu höhnen mich, euch so zusammenrottet —

Weil den gemeinen Weg einher ihr trottet,
Ihr waget über den profan zu scherzen
Der nicht zufrieden mit des Lebens Kerzen
Nach Sonnen sucht (ihr sagt: er Don Quixotet!)

Mag, wenn ihr lechzet auf den Siechenbetten,
Nicht fromme Bruderhand den Trank euch reichen!
Und schmachtet ihr in Kerker und in Ketten,

Soll euer Blick den Richter nicht erweichen,
Euch aus der dumpfen Finsternis zu retten!
Und Raben mögen zehren eure Leichen! —

IV.

„Beherrsche dich! wie können wir dir helfen?
Du selber trägst die Schuld von deinem Leiden!
Wie sind doch wir Gesunden zu beneiden!"
So hör' ich täglich rufen sie und belfen!

Als wären von den Heilgen sie, den Zwölfen,
So führen ihre Schafe sie zu weiden —
Mich wird mein Wesen stets von ihnen scheiden,
Wir werden Ghibellinen sein und Guelfen!

Denn Mitleid kann man nur mit Gleichen fühlen;
Wie dank' ich's euch, daß ihr euch kalt verschließet,
Die nichts ihr könnt, als in der Erde wühlen!

Wenn ihr mich so beharrlich nicht verstießet,
Ich ließe von der Welle weg mich spülen
Der Zeit, auf deren Grund als Sand ihr fließet!

V.

Habt ihr erst das gelitten, was ich leide,
Mag euch das Herz wie Blei zur Erde drücken:
Die Blume, die mich herrlich sollte schmücken,
Die Luft ist, ach, geworden mir zu Leide!

Dem Grimm, der Kälte und dem giftgen Neide,
Der dummen Bosheit ränkevollen Tücken —
Wie sollte mein Ruin dem Bund nicht glücken?
Dass sich der Feind an meinem Anblick weide!

Ich soll mich gegen die Verstimmung wehren,
Aus eigner Kraft herstellen Harmonien!
Nicht so den eignen Werth in Groll verzehren?

Wie gegen dieſen Feind zu Felde ziehen?
Mit Schild und Schwert, mit Bolzen oder Speeren?
Im Herzen ſitzt er ach, wie bring' ich hin?

VI.

Ja, ringen muß ich mit dir wie Brunhilden
Siegfried dem König Gunther unterjocht!
Wie hat da Bruſt an Heldenbruſt gepocht!
Wie flatterte das Haar der nordiſch Wilden!

Daſs Schild nachher zuſammenſchlug mit Schilden,
Als Hagen mit Chrimhildens Recken focht,
Das hat Brunhildens Stolz allein vermocht,
Am Brunnen auch Siegfriedens Tod des Milden!

Willſt mich wie jenen an den Nagel hängen?
Nicht möcht' ich König Gunther ſein, der Schwache!
Mit Siegfrieds Fauſt will ich in's Bett dich drängen —

Ihm überlaſſ' ich dann die Braut aus Rache,
Der zwiſchen Weiberfäuſte ſich ließ zwängen —
Er löſt den Gürtel dir und ich? ich lache!

VII.

Du haſt ſchon beigewohnt dem Feſt der Schützen
Und zielen ſie geſehen nach der Scheibe!
Sonſt könnteſt du zu deinem Zeitvertreibe
Mich nicht als Ziel ſo meiſterlich benützen!

Du läſſeſt deinen Arm wohl unterſtützen
Wie Moſes, daſs ſtets ausgereckt er bleibe,
Jehovah Feinde Iſraels zerreibe!
Da Schüſſ' auf Schüſſ' in meinem Buſen blitzen!

Anſammelt ſich das Blei in engen Ringen,
Das Brett ſteht da, als wäre nichts geſchehn,
Als könnte nicht der Meiſterſchuſs gelingen!

Jetzt fährt es in das Centrum mit Gedröhn,
Zwei Flügelmänner ſiehſt hervor du ſpringen —
So haſt mein Herz getroffen du geſehn!

VIII.

Wenn willig ihr dem Manne gönnt den Thron
Soll er bei eurem Nahn ihn höflich räumen?
Denn Rohheit wär's noch länger da zu ſäumen,
Der Herrſchaft hieß' es zugeſellen Hohn!

Wie ſeiner Mutter naht der fromme Sohn,
Mag einen Augenblick vorher er ſchäumen,
Mag ihm vor Grimm das Herz empor ſich bäumen,
So nahe jedem Weib der Mann! — Doch drohn

An ſich zu reißen männiſch ſie die Zäume,
Fußſchemel gleich betretend Männernacken,
Dann ſtöre unwirſch ihre Herrſcherträume!

Laſs fühlen ſie der Joviskeule Zacken!
Und ſproſsten auch die erſten blonden Fläume
Kaum erſt um deine ſtraffen Jünglingsbacken!

IX.

Forttrachte du mit Eifer nach dem Wiſſen!
Es ſtrebe zu dem Manne auf das Weib!
Sie ſollen ſein Ein Geiſt, nicht nur Ein Leib!
Des Hohen und des Höchſten ſtets befliſſen!

Die Seele werde ſchwungvoll hingeriſſen
Hoch über allen leeren Zeitvertreib!
Doch bleib ein Weib! gut, innig, ſanft, o bleib
Treu der Natur! dann wird man rufen müſſen:

Seht hier ein Weib, das Männern gleich es thut
Im Denken, Wiſſen, Handeln und im Wollen,
Auf dem der Geiſt des Chriſtenthumes ruht!

Müſst ihr dem hohen Manne Ehrfurcht zollen,
Welch' Lob iſt für dies Weib hinlänglich gut,
Das ein Gefäß iſt alles Liebevollen!?

X.

Sie ſpricht von meinem Werth, als wär' ich Ware!
Wie viel ich an Verſtand, Vernunft, Gemüth
Beſitz', was ich von Stand nnd von Geblüt,
Von welchem Ruf, weiß ſie bei einem Haare!

Nicht iſt's der Herzenszug, der wunderbare,
Der in geheimnisvoller Tiefe glüht,
Mir, wenn ich nah', aus ihr entgegenſprüht —
Auch iſt es nicht der Trieb der Mädchenjahre!

Berechnung iſt's, daſs ich nicht ganz gewöhnlich,
Nicht allzuhäſslich, auch nicht gar zu ſchöne,
Sehr reizbar zwar, doch nicht ganz unverſöhnlich!

Die Redensart iſt's, die ich ſtreng verpöne:
Er iſt von Wert! ſie klingt mir gar ſo höhnlich!
Darum erlaub', daſs ich dich auch verhöhne!

XI.

Schmerzt es dich tief, zu ſehen Gottes Bild
Entweiht, entſtellt in Menſchenangeſichten;
Droht Häſslichkeit ſo eher zu vernichten
Dein ſanft Gemüth, als Schönes ſtimmt es mild:

Dann wird dein Durſt nach Edlem wohl geſtillt,
Willſt deinen Blick du auf dich ſelber richten!
Nicht kann auf Seinesgleichen lang verzichten
Der Menſch, ſoll werden er nicht ſcheu und wild!

Doch biſt du eingeſchüchtert rings von Fratzen,
Denk' dich als Gott, ganz unter Fehlgebornen!
Als Adler unter einem Volk von Spatzen!

So wirſt du wieder finden den verlornen
Gleichmuth, ein echter Löwe unter Katzen,
Apollohaupt unter den Kahlgeſchornen!

Speculation.

Rhapsodie.

1849.

Gott bin ich, sagen sie, alle Menschen sind ewige Götter —
Ewig? — da luden mich Düfte zur Ruhe vom rauschenden Flieder.
Hesper schüttelte sanft den Wipfel der Friedhofspalme —
Träumend ließ ich mich nieder auf einem Grabeshügel:
Ewig? Da glänzten im Mondlicht die Zeichen carrarischen Marmors:
„Hier ruht ein Weiser — unglücklich war er — Frieb' seiner Asche!"
Ewig? so wäre ich, unsterblich das nächtliche Säuseln?
Modert nicht eher mein Leib, als diese tönenden Zweige?
Sprechen sie nicht vom Weltgeist, der in der Menschheit waltet?
Feuergloben! wer schuf euch? wer dich, Glut meines Busens,
Wenn es ein Vater nicht ist, ein himmlischer, gütiger Vater?
Wer schuf dich, erhabnen Strom, der schäumend sich fortwälzt?
Wer das Weltmeer und seine weißen Löwen?
Wer den purpurfinstern Abgrund und seine Welten?
Drang in die Äther ein Blick, wo trauernd Hyaden sich wälzen? —
Säusle Ruhe herab, o Wipfel, auf duftende Gräber!
Friede säusle herab dem bleichen glühenden Jüngling!
O! wie das Dörflein so selig ruht im Mondenscheine!
Ruft das Glöcklein so selig, so ruhig herab in die Thäler!
Beten werden sie jetzt die Frommen in heiligen Hallen!
Einst, da betet' ich auch — wie ruhig schlief dann der Knabe! —
Dort winkt die Lyra, im himmlischen Tempel mir zu: o bete!
Ja! ich komme! ich komm'! ich werde die goldenen Saiten
Mit dem geistigen Finger dir rühren; dein lieblicher Athem
Wird aus dem Himmel herniederschweben und sterben auf Blumen! —
Ewig, ewig bin ich, ein Strom, ein feuriger Gießbach,
Der in das Weltmeer sich wälzt, in die alldurchströmende Flamme!
Vater! ich kenne dich! siehst du mich dein Kind, mein Vater?

Flammt, o flammt! ihr Feuer! so spricht Jehova zum Kinde! —
Und wie ein Schemen trug mich der Abendhauch nieder vom Hügel —
Golden wogten die Fluren — der Friedhof rauschte nach mir;
Kornblümlein sammelte ich und wand einen Kranz, Josefine,
Lispelte leise in Winden: Schlaf wohl, o Josefine!
Und die Ähren säuselten leise sich zu: Josefine!

Der Cholera.

Worte eines Gläubigen.

1850.

Du Geißel über ganze Reiche,
Du Flammenruth', in Gotteshand:
Und machst du morgen mich zur Leiche,
Sei heute doch im Liede mir genannt!

Es hat der Mensch die Oceane
Nun überbrückt, im Äther wallt
In Erdentiefen seine Fahne,
Dass Himmel, Erd' und Meer von ihm erschallt!

Gleichwie der Herr im heißen Trabe
Einst Kirsch' auf Kirsche fallen ließ,
Dass sich der träge Knabe labe
An jenem Fund, den weg er stieß:

So streut er uns des Wissens Früchte
Auch einzeln nur und säumend hin,
Dass wir im Schweiße der Gesichte
Auflösen, was ergötzt den Sinn.

Doch hätten wir uns nach den Funde
Nur einmal demuthsvoll gebückt,
Es hätte uns von Seelengrunde
Als Glaube schon der Fund beglückt!

Nun ſchwillt von ſelbſterrungenem Wiſſen
Die Bruſt uns auf, voll ſtolzem Wahn —
Da trittſt du hin, zu unſrem Kiſſen
Und blitzeſt uns verſteinernd an.

Du lehrſt uns auf die Kniee ſinken
Und rufen: „Herr! dein iſt die Welt!
Wir folgen deines Auges Winken
Und haben unſer Haus beſtellt!“

Fragment.

1851.

O vergib mir, glühende Sappho, daſs ich
Deiner Lyra rauhern Ton entlocke:
Aber heiß drängt innerer Schmerz mich an die
Bebenden Saiten!
An dem Abhang felſiger Bergesrücken,
Weh' mir, ſitz' ich; (unter mir Waldſtromdonner,
Über mir wirft ſengende Pfeile Phöbus;)
Sitz' ich und klage!
Klage, Gott dich, Schöpfer dich an und frage:
Wozu Alles? —

Jehova.

1851.

Ich war der ewigfertige Gedanke,
Der ſich am Kelch des eignen Seins verzückte;
Ich warf ihn hin und wählte das Geſchwanke
Des Lebens, daſs der Schwall mich niederdrückte,
Daſs ich, erſt werdend, frei empor mich ranke,
Zum höchſten Einen zwänge das Zerſtückte!
Der Kelch verlor ſich in dem Strom der Zeiten,
Und ihn zu ſuchen, brauch' ich Ewigkeiten!

Ich bin die Glut, die mit dem Stoffe ringt,
Jedweb' Gebilde iſt von mir durchgoſſen;

Ich bin der Quell, der aus dem Felsen dringt,
Und bin die Blume auch, durch ihn entsprossen;
Ich bin das Lied, das jedes Herz bezwingt,
Und bin der Sänger auch, dem es entflossen!
Ich bin das Kleine, Große, Nahe, Ferne;
Der Erdendunst, das Ätherlicht der Sterne!

Ich werde sein, wenn einst der Kampf vollendet,
Ein heiligwebend, geistdurchwogtes Ganzes!
Und jede Kraft, dem Reinen zugewendet,
Theilhaftig eines duftgen Siegerkranzes!
Ins Feuermeer der Ewigkeit entsendet,
Ein jedes Glied des stillen Sphärentanzes!
Neubrütend spreit' ich aus dann mein Gefieder,
Und neue Sonnen rollen wuchtend nieder!

Ein Empedokles.

1851.

Getreten hab' ich jede Erdenregel
Und will, mein eigen Fieber, mich verzehren,
Ich steh' nun an des Vulkans Aschenkegel,
In dem die Flammenerze tobend gähren,
Ins Reich der Kräfte lüft' ich nun die Segel,
Das soll kein Schwert der Cherubin mir wehren!
Ihr Elemente! lasst mich mit euch rütteln,
Dass Erdenpfosten ihre Häupter schütteln!

Im finstern Erdenherzen lohen Gluten,
Und starre, welke Geisterhände schüren;
Anstürmend brechen Bahnen sich die Fluten,
Dass sie das All mit Macht zusammenrühren,
Aus allen Bergen dräuen Flammenruthen,
Verderben über Stoffgebild' zu führen!
Mit euch, ihr Geister, will ich Feuer fachen,
Die Erde reißen in den Höllenrachen!

Es will dem greisen Brahma nicht gelingen,
Zum Gottheitschemel wieder aufzusteigen,
Er mag durch Myriaden Körper ringen:
So lange Sterne tanzen ihren Reigen,
So lange Kräfte noch das All durchdringen,
Muss er die hohen Adlerschwingen neigen!
Drum soll des Weltgebäudes Veste beben,
Denn die Vernichtung nur gebiert das Leben!

Ihr Jünglinge mit glühendheißen Lüsten,
Steigt auf, steigt auf zu meinem Flammenkrater!
Verlasst des Lebens unfruchtbare Wüsten,
Durch eueren Tod entsteht der Weltberather!
Es bricht der Ocean aus seinen Küsten
Und wieder über Wassern schwebt der Vater!
Und hat der Tod die menschlichen Bereiche:
Dann ist das Weltall eine kalte Leiche!

Schon stillet sich des Riesenschmerzes Toben,
Es schweigen alle wilden Titansklagen;
Von Brahmas Geiste fühl' ich mich umwoben,
Von seines Lebens Glutenstrom getragen!
Ha! seinem Hauch entschweben neue Globen,
In Jugendkraft lenkt er die Sonnenwagen!
Von seinen Armen bin ich heißumschlungen,
Ich habe ihn, und er hat mich errungen!

Auf dem Laurenziberge.

1850.

O, dass die Kräfte der Natur
Sich stets bekriegen:
Dass in des Äthers friedlichem Azur
Die Blitze liegen!

Als noch in freien Eichenhainen
Die Einfalt weilt auf grüner Flur,
Da opferte das Blut der Seinen
Der Wilde seiner Gottheit Spur;

Und da die Städte hoch sich heben,
Des Menschen Geist gen Himmel fliegt,
Da muss der Mensch in Banden leben,
Despotenwillkür hat gesiegt!

O, dass die Kräfte der Natur
Sich stets bekriegen,
Dass in des Äthers friedlichem Azur
Die Blitze liegen!

Höheres muss sein.

1852.

Um dich wirft Alles seinen Schatten,
Er fällt in deine Brust hinein!
Auch du, o Mensch, wirfst deinen Schatten,
Und deiner soll verschwendet sein?

Natur und Kunst.

1852.

Bescheiden ist der Mensch!
Er könnte seine Lieder
Mit Tönen höhrer Wesen
Wohl vergleichen!

Und er verschmäht es nicht,
Im höchsten Schwunge sich
Mit Lerch' und Nachtigall
Zu messen!

Denn diese singen ganz
In jedem Tone sich,
Und jeder Ton erschöpft
Ihr ganzes Dasein!

Allein der Mensch vermag,
Da vielgetheilt er ist,
Nur selten sich im Lied
So zu vereinen!

Und Kunst nennt man die Kunst,
Die so zerstreuten Farben
Im Brennpunkt der Natur
Zu sammeln!

Die Nachtigall.

1850.

Vollendet ist der Weltenbau,
Gestirne kreisen in den Sphären,
Jehova thront im Ätherblau,
Umstellt von Geisterchören:

Es wirbeln im Liede die Sänger empor,
Den gütigen Vater zu preisen,
Zu preisen den hohen, den himmlischen Chor
In jubelnden, stürmenden Weisen.

Die Vögel kommen zu dem Fest,
Im Chor zu musiciren,
Sie strömen her aus Ost und West,
Die Kehlen zu probiren:

Die Krähe, die Eule, die Amsel, der Schwan,
Der Uhu, der Kuckuck, Rothkelchen und Rabe,
Sie schwimmen den siebenten Himmel hinan,
Dem Vater zu weihen die jährliche Gabe.

Die Amsel schlägt, der Kuckuck ruft,
Die Lerche schmettert ihre Ode;
Der Rabe krächzt von Leichenduft,
Der arme Schwan singt sich zu Tode!

Die Sonne warf den Abschiedsgruß
Aus Edens blauen Thoren,
Die Nacht trat auf mit düstrem Gruß,
Geleitet von den Horen:

Da klang es in lieblichem, wogendem Fall,
Wie silberner Glocken Getöne;
Es lauschten die Geister dem himmlischen Schall,
Der Klage der holden Camöne!

„Ich bin die süße Nachtigall,
Das Lied ist meine Seele;
Des Weltenschmerzes Widerhall,
Ich bin die Philomele!

O, Rafael, öffne die ehernen Thore,
Und führ' zu Jehova mich ein;
So lange schon klag' ich im buschigen Rohre,
Nun lass auch im Himmel mich sein!"

Da sprach Jehovas hoher Sohn:
„Du sollst auf Erden weilen!
Des Edlen Thräne sei dein Lohn,
Dein Lied soll Wunden heilen!"

Sie senkte sich weinend ins Waldige nieder,
Und stimmte ihr Klagelied an;
Das Lied, das ich sang, ist eins ihrer Lieder,
Sie hat mir es angethan!

Die Kohle.

1854.

Im finstern Stübchen lieb' ich es zu sitzen,
Erhellt von inneren Gedankenblitzen!
Wo mit dem Ohr man sehen mag und hören,
Und aller Wesen Geist wie nie beschwören!
So ward heut Nacht auch am Kamin ein Knistern
Verständlich mir allsam ein Zungenflüstern;
Die Flamme spricht sich gerne aus zur Flamme,
Dieselb' in Dichterbrust, im Eichenstamme!
Ein Eichenast mit bloßgelegten Adern
Begann im Zorn zu sprühen und zu hadern
Mit einer Kohle, die in sich zusammen
Gepresst zum Stein, nicht wollte gleich entflammen!
„Du Stein", so schrie der Ast, „wie kalt und dunkel

Erſcheinſt du mir, unheimlich dein Gefunkel!
Der böſe Sänger, der mich konnt' verdammen,
Dich Flammenloſen dennoch zu entflammen!
Ich glaub' auf mich entlud ſich nur ſein Grollen,
Daſs Menſchenherzen ihm nicht brennen wollen!
Daſs ſeines Liedes Fackeln all verſprühen,
Und dennoch keine Seele mag erglühen!"
Als ich ſo klagen hört' im Zorn den Fanten,
Da bat ich einen gleich ſeiner Verwandten,
Gefällig ihm zu helfen, ob zuſammen
Die Kohle ſie nicht möchten wohl entflammen!
Die beiden Äſte ſtarben nun ſelbander,
Sie blühten einſt am Stamme miteinander!
Sie ſangen nun ein Lied mit rothen Zungen,
Das ſie dereinſt mit grünen ſchon geſungen!
Die Funken alſo aus den Flammen ſprangen,
Wie einſt die Blüten aus den Blättern drangen!
Was ſie am Stamm erlebt in hundert Jahren
Hab' ich in Augenblicken nun erfahren!
Der Tod iſt zur Entfaltung nur ein Streben,
Man lebt im Tod erſt tauſend volle Leben!
Als ſie nun ſprachen von den Lenzen allen,
Von Vogelſang und Schmetterlingenwallen,
Von Küſſen, der in ihren duft'gen Schatten
Manch Pärchen ſchier nicht konnte ſich erſatten:
Da endlich war die Kohle auch erglommen,
Der tiefe Schlaf von ihrer Seel' genommen:
„Ihr Schwätzer", ſprach die Kohle zu den Zweigen,
„Wenn Greiſe reden, ſollen Kinder ſchweigen!"
Die Äſt' erſchraken vor den düſtern Gluten
Der Kohle, aber mir ſchien ſie zu bluten;
„Wir müſſen," ſprach ſie, „uns zu Tode härmen,
Daſs ſich der Sänger dorten mag erwärmen!
Er ſelber dient ja auch der Welt zur Feurung:
So lebt das ew'ge All durch Selbſtbefeurung!

Ihr, Säuglinge von Bäumen, seht verachtend
Herab, mich schwarzverkohlten Stein betrachtend,
Den jene, die dem Allgeheimnis trutzen,
Der Erde in den Busen greifend nutzen!
Was lange brennen soll, muss viel erleben!
Leicht prasselt ihr wohl auf, leicht sterbt ihr eben!
Ich glühe lang, doch bin ich schwer zu zünden,
Wie gerne schweigt, wer zuviel hat zu künden! —
Der Träumer, der sich sehnt nach Paradiesen,
Wie jener dort, er sei an euch gewiesen!
Ich war in Eden einst der Baum des Lebens,
Des goldne Frucht das Ziel des Menschenstrebens!
Als Adam war hinausgetrieben worden,
Da ward zum Stein der Baum von Pisons Borden!
Der Mensch hat wieder mich emporgetragen,
Er wird das Zauberwort zu sprechen wagen,
Das in ein Eden wandelt unsre Erde,
Dass wieder ich zum Baum des Lebens werde!"
Die Kohle sprach's, von Röthe übergossen,
In deren Glut vergiengen die Genossen;
Nur ich allein vermochte drein zu sehen,
Und sah im Feuer einen Baum erstehen
Mit Wurzeln, Stamm und Ast und Blüth' und Früchten,
Den Lebensbaum, wie man ihn möchte dichten! —
Im finstern Stübchen lieb' ich es zu sitzen,
Erhellt von inneren Gedankenblitzen.

Der Tod.

Eine Legende.

1855.

Umringt von seinen himmlischen Chören
Der Herre saß im eignen Licht;
Man konnte Strahlen wandeln hören
Durch's All von seinem Angesicht;

Der Engel Auge, gottentſproſſen,
Sah auch die Welt in Gottes Glanz;
Sie ſelber roſenlichtumfloſſen,
Um's Silberhaupt den goldnen Kranz!

Da trat der Schönſte unter Allen
Hervor aus jenem Lichtgewühl,
Ließ ſeine eherne Stimme ſchallen
Empor zu dem ſmaragdnen Pfühl:

„Allvater! hörſt du auch mit Schweigen
Den Preis der Engelbrüder an,
Wie ſchön die Sterne ihren Reigen,
Die Ströme wandeln ihre Bahn!

Wie unſer Abbild auf der Erde,
Der Menſch, den Blick gen Himmel hebt,
Und wie der Thiere fromme Herde
Geſellig mit dem Menſchen lebt;

Du blickſt doch in der Menſchen Herzen,
Den Makel findeſt du darin;
Uns ſpareſt gnädig du die Schmerzen,
Verſchließeſt ſie im hohen Sinn!"

Da ſchwiegen alle Engelchöre
Erſchrocken vor dem kecken Wort,
Der Herr allein ſprach düſter: höre!
Du muſst nun aus dem Himmel fort!

Der Meiſter darf den Makel wiſſen,
Doch ſiehet ihn der Jünger ſchon,
Dann iſt die Harmonie zerriſſen
Und euer Preis iſt mir nur Hohn!

Darum zu tilgen ſteige nieder,
Was makelhaft, mit deinem Speer!
Nicht eher kehrſt du zu uns wieder,
Bis Alles, was da lebt, iſt hehr!"

Der Engel schwang sich durch die Lüfte
Hinab gleich einem zornigen Blitz,
Aufthaten sich der Erde Grüfte,
Seit damals erst des Todes Sitz!

Es wandelte mit Gottesblicken
Der Engel durch die Menschenreihn,
Von diamantnen Speeres Zücken
Entflammt der Leichenbrände Schein.

„Muss ich denn alle Erdensöhne
Dem unbarmherzigen Tode weihn?
Ist makellos nicht Eine Schöne,
Nicht Eine Menschenseele rein?

Mir beizustehn steigt keiner nieder
Der Brüder aus den Himmelshöhn,
Sie singen noch immer ihre Lieder,
Der Mensch sei heilig, die Welt sei schön!

Warum ward mir allein die Klarheit,
Der Blick in's Menschenherz verliehn,
Wenn ich zum Lohne strenger Wahrheit
Die Erde muss als Tod durchziehn."

Sprich zum Fröhlichen nicht .....

1855.

Sprich zum Fröhlichen nicht: „Wie bist du heute so fröhlich!"
Denn in Trübsinn vielleicht stürzet dein Ruf ihn zurück!
Dem Nachtwandler gleicht der Fröhliche, welchen des Himmels
Magischer Zug von der Last irdischer Schwere befreit!
Rufest du ihn, übertönt dein grober menschlicher Laut den
Reinern Sternenklang, der ihm beflügelt den Fuß!
Er erwacht und sieht mit schwindelndem Auge den Abgrund,
Den er blind nicht geschaut, sehend nun stürzt er hinab!
Jeglicher Trauernde weiß, um was er trauert; der Frohe,
Wüßt' er warum er sich freut, freut er sich, ach, schon nicht mehr!
Sprich zum Fröhlichen nicht: „Wie bist du heute so fröhlich!"
Sei es wo möglich mit ihm, dass er durch dich nicht erwacht!

Politisches.

Ode an die Jünglinge.

1850.

Klugheit, Schmach dir! staubige Selbstsucht schuf dich!
Jugend! gluthvoll drückst du die Schöpfung an dich.
Athmest Feuergeist, inniger Weltenliebe
himmlische Flammen!
Walten Götter blitzenden Schrittes oben,
Wo der Äther liebend umspannt die Sternwelt:
Schmücken, Jüngling, Locken, wie deine golden,
göttliche Schultern!
Darum, Herzglut, lodre auch du im Wogen
Mächtger Jugend! Liebe und Thaten künde,
Harfe! dass es Greise vernehmen, staunen
jugendlich Fühlen!
Als der Corsikaner es wagte Hermanns
Großen Enkeln Ketten zu schmieden, als er
Donnernd einbrach, Fürsten und Völker bebten,
Reiche vergiengen:
Da erscholl es brausend durch Deutschlands Gaue,
Logen Freiheit Herrscher getäuschten Stämmen:
Greise! wer griff erst nach dem Schwert, zu sterben
Tod der Spartaner?
Deutsche Jugend! Lützowens wilde Schaaren,
Schill durch Mordschlag mit den getreuen Brüdern,
Deutsche Sänger! Körner und Kleist sie starben
Tod der Spartaner!
Als der Machtspruch kalter Despoten bannt' ihn
Auf das Eiland Helena, mörderisch, feige:
Jugend! da floß Mitleid vom Feuerauge
dir aus dem Busen!
Warum, Menschheit, blickst du nur rückwärts immer
In das Weltbuch modernder Zeiten? warum

Labst du dich nicht funkelnden Blickes an den
Thaten der Neuzeit?
Die Titanenkämpfe Polonias, dessen
Innere Glühkraft mordet' die Moskowitin,
Kosciuszkos flammende Seele — und ihr
weilt auf Ruinen?
Als der Bourbon, Schwüre nicht achtend, punisch
Spanien Treu' hielt (blutige Opfer bracht' es!)
Und das Mordbeil auf gegen Himmel dampfte,
Mönche regierten:
Führten Mina, Rigo, Guiroga, Helden
Gegen Albas; fielen in Cadiz tausend
Carbonari gegen die Soldateska, —
weilt ihr noch immer?
Söhne Hellas! schwinget auch ihr das Banner?
Wohl; ich seh' des Capudans fliegend Leibross,
Seh' den Halbmond vor Missolunghi schimmern —
Tapfre Hellenen!
Land der Schönheit, du allein siegtest, krönte'st
Deinen Otto, jugendlich wieder blühend!
Immer warst du Göttern und Sängern heilig,
Wiege Homeros!
Träumer! starrst du immer noch auf die Gräber
Der dreihundert? muss ich erfassen diesen
Schwersten Donner? nun so erzittere, wenn du
schmettern ihn höre'st!
Enkel Brutus'! Söhne der alten Roma!
Zündet Freudfeuer an auf den sieben Hügeln!
Opfert Hekatomben dem günstigen Mavors!
Rom ist erstanden! —
Schöner Kriegsgott! Lockiger Garibaldi!
Flüchtig irrst du, trauernd von Meer zu Meere!
Rom verblutet unter der Doppelgeißel
zweier Despoten! —
Stehe Honved! Blutest du? Bist ein Jüngling!

Vater Bem ist ewiger Jüngling! wiehert
Dort sein Schlachtross sterbend nicht auch Colocza?
Blutiges Schlachtfeld!
Einen hat Ischariot verrathen: Jesus!
Ewig ruht ein Fluch auf dem Namen Judas;
Alle Ungarn hast du verrathen, Görgei,
Judas der Ungarn! —
Das, was Großes nur Brüder thaten:
Davon zährt nicht, Jünglinge, träge harrend!
Zeigt der Nachwelt, dass ihr die Stirn' euch könnt mit
Lorbeern umschlingen!
Wilhelm Tell schlug Einen nur, meuchlings, listig:
Wir, ein Gluthstrom, stäuben euch alle Kronen
Offnen Kampfes! Werfen die Fackel muthig,
In die Vulkane!
Wirble Einmal, Harfe, noch! brause Stromfall
Ähnlich, Lava, Klugheitverzehrend in der Jugend
Feuerschacht! dass sie erwache, fühle,
dass sie erwacht sei! —

Auf der Prager Brücke.

1850.

Heilige Schauer
Dunkler Vorzeit
Ergreifen den Denker!
Dieser Brüstungen
Kühner Gedanke
Zuckt aus Carolus
Schöpfrischer Flamme —
Doch mancher Tropfen
Rieselnden Schweißes
Floß mit dem Wasser,
Floß mit dem Blute
Fort in das Weltmeer! —
Wehe ihr Männer!
Warum erschlugt ihr
Die Freiheit kündenden
Retter aus Schweden?
Heute blüheten
Eure Gefilde,
Völker des Lichtes
Trügen des Banner
Des böhmischen Löwen,
Göttlich umschlungen
Vom Kranze der Freiheit
Ruhte der Slave
An dem germanischen
Bruderherzen! —
Heilige Schauer
Dunkler Vorzeit
Ergreifen den Denker!

Der Bub und die Rosse.

1850.

Jüngst sah ich zwei Rosse und einen Mann,
Der geißelte, spornte und rief:
Die Rosse, sie giengen den Schlendrian,
Dem Reiter der Schweiß herunterlief:
Da nahte ein Bube von hinten!
Der schlug mit dem Tuche das faule Gespann,
Die Rosse, sie sprengten von hinnen;
Da spreizte sich stolzer der Reitersmann,
Und dachte: sie kommen zu Sinnen!
Und seh' ich so faul die Staatsrosse ziehn,
Die Backen des Reiters so roth:
Da denke ich: Herr Gott! Wie diese sich mühn!
Da thäte es wahrlich erst noth,
Es käme der Bube von hinten!

Das Weberlied.

1850.

Im Mai
Da war ich in der Stadt,
Ich hörte die Schalmei
Auf Berg und Wiesenmatt.

Die Frauen trugen Linnen,
Es wehten auf den Zinnen
Die Banner weiß.

Sie durften nicht rabaten
Und ich erhielt Ducaten
Für meinen Schweiß!

Im Mai
Da war ich in der Stadt,
Ich hörte nicht Schalmei
Auf Berg und Wiesenmatt.

Die Frauen trugen Seide,
Die hohen Thürme beide
Sie trugen schwarz und gelb.

Sie wollten mir nichts geben,
Drum trug ich meine Weben
Zurück in mein Gewölb!

Hymne an den großen Napoleon in Kleinoctav.

1852.

Darf ich es wagen,
Staubgeborner,
Dir zu schwingen
Das Weihrauchfaß?

Doch geringe Creatur auch
Lobsinget dem Herrn:
Drum will ich, traun,
Desgleichen thun
Seinem Abbild
Auf Erden!
Horch! welch ein Donnern
Welch ein Flammen?
Ja, du bist es!
Schreitest einher
Auf den blitzenden
Wolken der Grenadiere!
Und es beben
Und es zittern
Mit dem Antlitz
Zur Erden
Die Ohnehosen!
Vor dir her
Posaunen
Die rothen Backen
Der Trompeter.
Doch Gütiger du
Vernichtest nicht mehr,
Als zweitausend Kinder
Deines Grimmes wert —
Sanft wie das Wandeln
Des Tages
Deine Vaterblicke!
Weltsühnender Mittler,
Den uns der Rachegott,
Dein großer Ahn Zebaot
Huldvoll gesandt!
Aus dem heiligem Zelte
Der Gottheit
Hast du gejaget
Eifervoll
Die Mäkler und Schacherer —
Frommen
Einfältigen Herzens,
Ein Schaf,
Winktest du
Deinen Erzengeln,
Den Blauröcken,
Der Schmach
Angedenken
Niederzureißen —
Vom Berge des Friedens,
Dem Öhlisee,
Gossest du nieder
Auf die gemeine
Canaille
Sonnen des Heils:
„Wer da sagt,
Ich sei nicht Messias,
Wird gottrechtlich
Erschossen!“
Und du wandelst
Eine aufrechte
Feuersäule
Vom Land aufs Meer,
Vom Meer aufs Land!
Und der Adler
Voran,
Deines Ahnherrn
Heiligen Geist,
Der mit dir
Schon baden gemusst
In geweihten Wasser,
Träufst auf dich,
Schwanz unterhalb,

Kraft, zu heilen
Blinde und Lahme, —
Auf daſs ſie Alle,
Hinlaufen
In die Kaſerne
Für dich zu jaen.
Und die Bratwürſte
Deiner Hulden
Im Maul
Jauchzen ſie: Heil!
Halleluja!
Halleluja!
Laſs mir einwohnen
Gottesodem,
Daſs ich dich geleite
In die Schauer
Der Hölle!
Wie du den erzgeformten
Satan,
Cavaignac,
Stürzteſt
In die Keller von Mazas!
Doch den ſündenbewußten
Seraph Abadona,
Den todtblaſſen Thiers,
Sandteſt du
Mit Extrapoſt
Der Erzengel
Geheimer Polizei,
Der Wächter
Des Gottesthrons,
Hinüber
In das Fegefeuer
Von Deutſchland!
Die kleinen Teufelchen,
Die nur mit giftgem Griffel
Eingraben die Worte der Hölle,
Blickteſt du an —
Und es entfiel ihnen
Die Feder —
Du drückteſt ihnen ein,
Holdſeliglächelnd,
(Und die ſieben Himmel
Deines Hofes
Lächelten nach)
In die ſchwarzen Fäuſtchen
Die himmelsaugige
Pfauenfeder
Deines entfalteten Schweifes!
Deine Geliebten,
Deine Jünger,
Die predigend Reiſenden,
Voran
Dein jungfräulicher
Johannes,
Jeſuit Montalembert,
Üben die Wunder
Deines Weltſäckels!
Breiten aus
Deinen Namen,
Den ſegenentfaltenden
Unter den Heiden:
Den Sozialiſten,
Den Communiſten,
Den Legitimiſten,
Den Orleaniſten,
Und noch anderen Geniſten
Und Miſten
Vielerlei!
Du aber leideſt

Hingeworfen
Auf Golgatha,
Die Schläge
Von dem gewaltigen
Herrscherarme
Des, der da war
Ist und sein wird,
Deines Ahns —
Er durchschauert dich
Mit den Gottgeheimnissen
Des jüngsten Gerichts!
Gießt herab
Auf dein Haupt
Die ewigen Gnaden
Der Menschenerlösung!
Ach! sein Kittel
Hängt dir herab
Schlotternd am Boden:
Denn deine
Hungerleiderglieder
Füllen ihn nicht!
Seine Krone
Drückt dich herab
In den Staub,
Dem du entsprossen;
Sein Schwert
Ist der Mann,
Der dich schwingt,
Dich wälschen Dolch!
Sein Ross,
Witternd den Zwerg
Stolz schnaubend,
Wird es dich schleudern
Unter die Hufe
Des Pöbels. —

Schon hat Pontius Pilatus
Dich Judenkönig
Von Boulogne,
Von Straßburg,
Blutig gegeißelt,
Dorngekrönt
Vor das Volk geführt,
Der alte Schuft
Ludwig Philipp
Bitter fragend:
Was ist Wahrheit?
Heil dir
Erlöser!
Davids Sprosz!
Möge der Psalmengeist
Davids Geist
Mich überschatten,
Dasz ich preise
Nach Würden
Deinen morgenröthlichen
Friedesäuselnden
Kreuzestod!
Sieh! eines Morgens —
Noch dämmern die Lüfte —
Kein Laut der Vögel,
Kein Laut der Wasser —
Aus dem Zionsthor
Strömen die Völker,
Wogen der Sündflut,
Hinauf die Höhen
Der ölträufenden
Schädelstätte
Golgatha!
Zugführend
Trägst du die Last

Deines Scepters,
Deines Kreuzes —
Rufeſt:
„Mich dürſtet“,
Und den hohlen Schwamm
Deiner Phraſen
Preſst man dir
An den lechzenden Mund —
Deine Apoſtel
Werden dich läugnen!
Werden verrathen
Um Silberlinge
Den Rabbi
Und ſich erhenken!
Wo ſind deine Donner?
Daſs du einherfährſt
Auf Wolken?
Wo ſind deine Blitze?
Daſs du einherfährſt
In Flammen?
Wo ſind deine Heere?
Wo ſind deine Boten

Judenkönig?
Dich entkleiden die Henker,
Dich ſpotten die Weiber,
Dich liebt keine Seele! —
Doch du dauerſt mich,
Du zahmes Kätzchen,
Das ſich vermaß,
Seiner Sippſchaft
Mit dem Löwen
Zu gedenken!
Du legſt
Das blutende Haupt
Unter das Beil
Der Guillotine —
Sind ja der falſchen
Smerdes
Schon viele gefallen!

Darf ich es wagen,
Staubgeborener,
Dir zu ſchwingen
Das Weihrauchfaß?

Und du vergib, du hehrer Menſchenſohn,
Daſs ich dich konnt' in ſolche Fetzen hüllen;
Doch gegen ſolche Teufel kann nur Hohn
Dein heiliges Gotteswerk erfüllen.

Epigramme und Satiren.

Der Strom.

1850.

Nur das Gemeine, das Seichte, es sichtet dem forschenden Blick sich,
Aber die Tiefe, sie hüllt ewig in Schweigen sich ein!

Der Bach.

1850.

Ach, wie erglühet mein Grund vom sonnigen Blicke des Himmels,
Aber dein finsterer Schlamm brütet nur Scheußliches aus.

Einheit in der Vielheit.

1851.

Nur ein Gedanke durchzuckt in verschiedener Färbung die Geister:
Wie sich die Welle des Lichts spielend zerschlägt am Krystall!

Fortschritt im Stillstand.

1851.

Wie sich der Stein in der Woge erkämpft immer weitere Kreise:
So durch die Menschheit treibt siegend der einige Geist!

Der Gemeine und der Edle.

1851.

Nur wenn Leiden dich drücken, erkennt dich der erste als Bruder:
Aber so Freude wie Leid fühlet der andere mit dir!

Der philosophische Dichter.

1851.

Mögen auch Farbe und Kleister die Nacktheit dir übertünchen:
Durch das erkünstelte Roth sieht man das Leichengesicht!

Rath an den Dichter.

1852.

Zerre die Muse nie herbei an den seidenen Haaren,
Willst du, dass sie sich frei stelle je wieder dir ein.

Jean Paul Friedrich Richter.

1852.

Dir athmete ein Titan aus der Ätnabrust
Der innern Flammen hellste Gottesfunken.
Fürsichtige Natur nahm dir des Sehens Lust:
Sonst hättest du das All in dich getrunken!

An Goethe.

1852.

Meister! Schon Ernte gehalten hast du im menschlichen Herzen:
Was vom Wagen dir fällt, lesen wir Jungens nur auf!

Böses Schicksal.

Wo tieferer Gehalt gebricht,
Sagt man: das ist ein Reimer!
Und fehlt es mir an Tiefe nicht,
Schilt man mich einen Träumer!

Deutscher Sänger Heldentod.

Uns Hunger, keinen Heldentod!
Auch Körner starb für Kommisbrot!
Denn nicht ward eine Schlacht geschlagen,
Im Kampfe für Fouragewagen
Färbt er vor Scham die Erde roth!

Judenbrauch.

1852.

Wo eine Leich' liegt auf der Erden,
Mit der sie soll vereinigt werden,
Verhüllt man jedes Spiegels Schein,
Weil einer brach, geschliffen fein!

Zwei Scherblein legt man auf die Lider:
Die Augen wurden Scherben wieder!
Ein Eisenschloss kommt in die Gruft.
Verschlossen sei die Todeskluft! —

Drauf wird ein Lämpchen angefacht,
Weil dort der Geist zum Licht erwacht!

Goethes letzte Incarnation.

1853.

Als Goethe sich einmal herniederließ
Aus dem strengen Geisterverließ,
Sich umzuschaun auf dem deutschen Parnaß,
Wo er einst Herre gewesen was,
Ob noch keimten die echten Lieder,
Die den Himmel bringen zur Erde wieder,
Die Erde tragen zum Himmel empor:
Da schallt ihm von Ferne entgegen der Chor.
„Von Weitem klingt's wie Harmonie!"
Dachte der kluge Meister hie,
„Man muss der Sach' zu Leibe gehn,
Dann ist es auch um den Einklang geschehn!
Deshalb schlagen die Götter nicht drein,
Weil aus der Fernsicht die Welt so rein,
Weil aller Widerstreit und Zwist
Der Erde im Himmel Musik nur ist —
Ich war ein Mensch — ich muss das besser wissen!"
So kam er herab, des Guten beflissen,
Als Jüngling, wonniglich zu schauen,
Mit Götterblick und königlichen Brauen;
Das dunkle Haar geringelt fein in Locken,
Darinnen einzelne Blütenflocken,
Ein Saitenspiel in der zarten Hand,
Wie Orpheus zog durch Griechenland!

Erſt hörte er beſcheiden mit an,
Was ſang der eine oder andre Mann.
Ein ſpöttiſch Lächeln um den Mund
Man ihm gar bald abmerken kunnt,
Wie er ſah, daſs all die verſchimmelten Sachen
Noch unſern Muſenhausrath machen,
Daſs, ſeit er oben ſitzt bei Homer,
Keine neue Sait' erklungen wär,
Daſs man verwende ſo viel Geiſt
Auf Dinge, die man Lappalien heißt,
Daſs man Leute preiſt als Dichter,
Weil ſie fromm ſind und gar keine Böſewichter.
Dann hat er auch müſſen erfahren,
Wie ſie ſich all als Excellenzen gebahren,
Als wären ſie alle auch Miniſter
Und Dichterfürſten, — fand leider nur Philiſter
Er ſprach den Einen und Andern an,
Fand aber keinen ſchlichten Mann,
Der Alles beim rechten Namen nennte,
Und für die Wahrheit ſchier entbrennte!
Man war gar fein, man war galant,
Nicht ennuyant: witzig, pikant!
In Kleinigkeiten Seher tief,
Im Großen blind, das Rechte ſchief,
Man ſah den Edelſtein für Sand:
So waren die Dichter und Sänger im Land!
Das Hirn vertrocknet, das Herz verbrannt,
Das Originale überſpannt,
Eitles Schwenz- und Lügenweſen,
Am beſten, man lernte gar nicht leſen!
„Da iſt kein ander Hilf noch Rath,
Als eine rettende Sängerthat!
Als ein Griff in die Saiten von Geiſterhand!"
So dacht' er, präludirte gewandt,
Und fieng erſt an mit ſchwächern Tönen
Die Hörer an Himmelsklang zu gewöhnen,

Dann fortgeriſſen vom göttlichen Drang
Schwang er ſich auf zu dem heiligen Sang,
Den er in dem olympiſchen Kreis
Zu ſingen wagt im Angeſicht des Zeus!
Da ruft der Chor der neuen Poeten:
„Schweigt ſtill, Du Nachahmer von Goethen!“
Und halten ſich faſte die Ohren zu;
Doch ſtörten ſie nicht des Sängers Ruh',
Denn emporgetragen von ſeinen Accorden
Saß er ſchon wieder im Sängerorden!

An die Gelehrten.

1852.

Mögt ihr euch ſchwer belaſten,
Den kleinen Hirnkaſten
Mit dem gelehrten Zeug;
Ihr könnt nichts andres geben,
Als von der Sammlung eben,
Die ihr geſchleppt in Euch!

Doch mit den Wiſſenskräutern
Will ich mein Weſen läutern
Und ziehen ruhig groß!
Denn Gold auf ſich zu haben
Und bleiern hinzutraben,
Das iſt des Eſels Los!

Zwei Lungenſüchtige.

1852.

Erſter L.:

Wahrlich, die Poeſie hat's Spiel in der Welt ſchon gewonnen
Urteln die Ärzte ſogar heutiges Tags nach dem Ton!

Zweiter L.:

Lieber! ſie foppen die Bruſt und klopfen, als klopfte der Tod ſchon,
Schreit's nicht drinnen „herein!“, nun ſo hat's nicht Gefahr!

Novellen.

Nur ein Schreiber.

1854.

1. Capitel.

Seiner Gnaden kommen.

Ist denn heute Sonntag? Die Glocken der vordern sowohl als der hintern Kirche regen ihre melodischen Zungen zu einem feurigen Zwiegespräche. Wer sie von weitem belauschte, der glaubte ihr offenes Geheimnis in den Worten: Zur Trauung! Zur Trauung! zu hören; aber die Kinder, die hartan neben dem weißen Schulhause bis zum grünen Pfarrgarten eine „Aufwartung" machen, wissen's besser; die Kinder stehen seit ihrer Taufe her ohnehin mit der Glocke auf gutem Fuße und ihnen ruft sie schon zwei Stunden lang: Seiner Gnaden kommen Seiner Gnaden kommen! in's gläubige Ohr. Während des halben Winters war Manchem die Vorahnung des Rufes ein Sporn, den Gebirgsfrost auf dem oft stundenlangen Wege zur Schule muthig zu tragen und, was ebenso viel ist, dem Katechismus geduldig zu folgen, den Predigten zu lauschen und das Vater Unser wie am Schnürchen zu beten. Denn der Herr Graf läßt jährlich den armen Kindern seiner ausgedehnten, fast fürstlichen Güter, Schuhe, den fleißigen und frommen, Prämienbücher zukommen; doch ich thäte den Kleinen Unrecht, wenn ich die unruhige Sorgfalt, mit der sie schon vor Tagesanbruch heute mit ihrem Sonntagsanzuge beschäftigt waren, der bloßen Selbstsucht in die Schuhe schöbe — nein! es war ein edlerer Reiz — „Seiner Gnaden kommen!" Das ist nicht drüben der Kaufmann Groß, nicht der Herr Pfarrer, auch der Herr Oberamtmann muss sich vor ihm verstecken. Das ist die Erlaucht, die Excellenz, der Graf! Damit ist Alles gesagt und der „alte Graf", das ist noch mehr als Alles.

Der Lehrer wandelte von einem Kinde zum andern und schärfte, von Zeit zu Zeit auf den Pfarrberg spähend, den Empfangsruf: „Willkommen! Willkommen, Eure Excellenz!“ ein; der Schulgehilfe gieng hinter ihm her und forderte Jedem wieder ab, was der Lehrer gegeben, bis plötzlich Böllerschüsse erdröhnten und auf dem Gipfel des gegenüberliegenden Berges erst eine, dann eine zweite Kutsche erschien. Ein elektrischer Schlag fuhr durch die Reihen der Wartenden und schien auch die beiden Wagen zu beflügeln, denn schon waren sie den Pfarrberg herab und nach einigen Sekunden entdeckte der begierige Blick in der ersten von zwei gewöhnlichen Braunen gezogenen Chaise einen bejahrten Mann — es war nicht der Graf — das „Willkommen, Excellenz“ floh schnell hinter den „Zaun der Zähne“ zurück, um mit einem desto stärkern Anlauf wieder hervorzubrechen, als sich in der zweiten, schimmelbespannten, ein Silberhaupt zeigte, das keinem andern als dem alten Grafen gehören konnte. Während die Lehrer und Seelsorger Lehren und Seelen vergaßen, erscholl es frisch und voll aus dem Herzen und Munde der Jugend: „Willkommen! Willkommen, Eure Excellenz!“ Und der alte Graf neigte sich freundlich lächelnd nach hüben und nach drüben und fuhr langsam um die Ecke durch den „Ring“ dem Schlosse zu, an dessen Einfahrt zwei schwarzgekleidete Männer ehrerbietig den „Herrn“ empfiengen.

Im Absteigen wandte sich der Graf an die höhere der beiden Gestalten mit den Worten: „Also Er ist der Oberamtmann?“

Im Ausdrucke des letzten Wortes lag ein Anflug von Spott

Der Angeredete verbeugte sich leicht und präsentirte seinen Nachbar, einen schmächtigen, bleichen Mann von reifem Alter und sagte: „Bitte um Vergebung. Dies sind der Herr Oberamtmann.“

Der Schmächtige verschluckte die eingelernte Bewillkommnungsrede aus Ärger über die Verkennung (die seltsame Betonung seines Titels war ihm entgangen); auch ließ ihn der Graf stehen und verlangte auf seine Zimmer geführt zu werden.

Er dankte den Rosenthalern und wollte von Rosenthal jetzt nichts als Ruhe.

Rosenthal ist ein Gebirgsstädtchen an der preußisch-schlesischen Grenze Böhmens, von Tannenwäldern rings umkränzt, vom Rosenbache lieblich durchflossen; halbmondförmig streckt es sich von Süden nach Norden und stößt mit dem Mittagshorne fast schon an böhmische Dörfer. Der Graf verweilte des Sommers immer einige Zeit in Rosenthal, um dann nach seinen Herrschaften in kaiserlich Schlesien aufzubrechen. Wiewohl er als einer der reichsten Cavaliere Böhmens galt, war sein Gebahren schlicht und sein Aufwand weit unter dem Niveau seines Standes und Vermögens. Auf Rosenthal saß früher ein Amtsverweser, namens Anton Schrenk, ein biederer, strengredlicher Mann, nach dessen Tode der Graf dem Sohne, Friedrich Schrenk, die Wahl des Titels überließ; dieser nahm den etwas pomphaften „Oberamtmann" an, was dem Grafen nur lächerlich erscheinen mußte, da der Herr Oberamtmann nur zwei Schreiber und einen Gerichtsdiener als Unterbeamte beherrschte. Der erste Actuar war eben jene schlanke Gestalt, die der Graf zuerst angeredet und die sich heute in den Augen der Rosenthaler fremdartig ausnahm in dem Frack, der sonst einem Mantel mit rothem Futter weichen mußte. Dieser Purpur, der sich hervorstahl, bezauberte die Mädchen nicht weniger, als das feingeschnittene Marmorantlitz, die Straußenfeder auf dem Chevalierhute und der Klang der silbernen Sporen. Wenn Springer, so hieß der Schreiber, auf seinem falben Ross, das besser bewirtet war als manches Adamskind, durch die Judengasse in den „Niederhof" trabte, blieb keine Mütze auf dem Schädel und kein Judenkind beim Nähpolster; Springer war der Genius des Städtchens geworden; doch auch der Nerv des Amts, der gräflichen Ökonomie, der Tonangeber und geistreiche Erfinder von ungewöhnlichen Belustigungen. Was er sich auch herausnehmen mochte, man wußte es gebüre ihm; zudem verstand er es, gegen den Oberamtmann den Bescheidenen zu spielen, die Krone manches eigenen Sieges auf dessen Haupt unvermerkt hinübergleiten zu

lassen; endlich war das Factotum des Schlosses seine Gönnerin und bemüht, manches Ungewitter von ihm abzuleiten.

Dies Factotum war die einzige Tochter des Castellans. Sie war hoch, schlank, galt für stolz, konnte auf Bildung Anspruch machen und man wusste, dass sie bestimmt war, die Oberamtmännin zu werden. Schrenk, ein Witwer, wollte das schöne Kind gleichsam als gnädige Frau von Rosenthal heimführen aus dem untern Stock in den zweiten des stadtbeherrschenden Schlosses. Die Castellanstochter fühlte gegen ihren Verlobten nichts weniger als Liebe. Der Oberamtmann besaß einen zu geringen Scharfblick und eine zu große Eitelkeit, um nicht ihre Wärme falsch zu deuten; er hatte von seinen Anlagen in den sechs Schulen, die er mit bestem Zeugniserfolge durchlaufen, aus Schuld der Herren Professoren einen hohen Begriff erhalten; man berücksichtigte weit mehr seinen Rang als seine Leistungen. Dennoch blieb sein Kern ein guter, es bedurfte nur der treuen und geschickten Hand, jene Hülsen davon zu lösen. Er fand sie nicht, diese Hand in seiner ersten Ehe. Vielleicht brachte sie ihm die zweite. Amalie regierte bereits. Sie musste auch heute für des Grafen Bequemlichkeiten sorgen; der Graf hatte von Domestiken nur zwei Kutscher und seinen Gesellschafter, einen ehemaligen Theaterdirector, aber keinen Koch mitgebracht; nie waren die Mägde so freundlich von ihr, nie in der Kanzlei die Parteien so leutselig von den Beamten behandelt worden, als in den Tagen der Anwesenheit des Grafen. Ihn mit Speise und Trank zu befriedigen, war ein Leichtes; er mochte die Frugalität noch auf den Feldzügen gegen die Franzosen bewahrt haben, aus denen er als Hauptmann nach Hause kam, ohne vielleicht bei der berühmten Schlacht bei W. wirklich zugegen gewesen zu sein; denn es gieng das Gerücht, der jetzige Gerichtsdiener von Rosenthal hätte bei blutigen Affairen immer die Rolle des damaligen Lieutenant Grafen N. gespielt, wofür er nun Zeit Lebens versorgt wurde. Aber pünktlich war der Graf. Um sechs Uhr des Morgens gieng er in die Kirche, dann erst frühstückte er mit seinem Gesellschafter. Diesmal war der Graf

dem Oberamtmann zur unrechten Zeit gekommen; wiewohl die Steuern in Ordnung, die beiden Meierhöfe auf's beste bestellt schienen. Die Liebe zu Amalien mochte auf seine Geschäfte nicht gut eingewirkt haben. Mit Angst sah er Jedem, der dem Schlosse nahte, entgegen. Das bleiche Gesicht ward roth vor Freude, wenn der Eintretende ein Bittsteller oder nur ein Jude war, der beim Grafen um „eine Familie" einkommen wollte, d. h. um die Erlaubnis, heiraten zu dürfen. Nachdem die Schneemassen beim ersten Odemzuge des Lenzes in Wildbächen den tiefliegenden Betten zugeströmt waren, um in den Adlerfluss zu münden, strömten auch die Menschen hinaus; man ackerte allenthalben, auch die bauernden Bürger, die ihre Felder innerhalb der Marken der herrschaftlichen Wiesen besaßen, vertauschten mit Freuden die dumpfe Werkstube gegen den lustigen Acker, den kreischenden Webstuhl mit dem stilltiefeinschneidenden Pfluge. Meister Christoph, der Preuße genannt, weil er vor Jahren von dort herübergekommen war, von Profession ein Allmiteinander, denn er trieb Ochsenhandel und Schlächterei, Feldbau und Spinnerei, Meister Christoph tummelte sich zeitig auf seinem Äckerchen und vielleicht noch verschlafen, schnitt er einen Hügel, das „Zuckerhüwala" genannt, vom herrschaftlichen Wiesendamm ab, um sein Liegendes abzurunden; zufällig überraschte ihn der Oberamtmann bei der That und weil er keinen andern Büttel bei sich hatte, als sein spanisch Rohr, ließ er es auf dem Rücken des Christoph tanzen und Jungen sahen die Execution mit Lust, denn die Abrundler und Vielgeschäftler liebt man nicht. Und als der Gezüchtigte den Oberamtmann hierauf niemals grüßte, ließ dieser ihm bei übler Laune auf acht und vierzig Stunden in's „schwarze Loch" werfen. Zum Kriegsamt gieng er wohl klagen, aber da hatten die Beamten meist einen Stein im Brett und der preußische Christoph musste sich gedulden, bis die Excellenz käme. Die war nun da und empfieng noch in den Unterkleidern. Auch Meister Christoph kam, er hatte gehört, der Graf wollte bald nach Schlesien aufbrechen; er warf sich also in Staat, zog seine großgeblümte Weste und den preußisch-blauen Capot an

und behielt dazu noch die Preußenmütze bei, denn beim Grafen sitzt sie ja ohnehin nicht auf dem Schopfe und alsdann sah er das gähnende Ungethüm über dem Schlossthore mit pochendem Herzen und ebenso aus seinem Zimmer der Oberamtmann ihn, den Nahenden. Springer bemerkte die Todtenblässe auf dem Angesichte des „Herrn"; die Blicke der beschäftigten Amalie, die sich schon wie eine Frau geberdete, sagten viel; er besann sich nicht lange und der Thür auf der Hausflur zueilend, rief er lächelnd hinein in's Gemach: „Das Nachtschwärmen ist nicht nur für die Fledermäuse, auch wir fangen zuweilen im Finstern ein Zwitscherle." Und schon war er auf der breiten Treppe und im Vorzimmer beim ungeduldigen Christoph. „Vetter" lispelte der Schreiber dem Kläger in's Ohr, „Ihr seid doch noch ein guter Preuße, nicht wahr?" — „Wie meinen Sie das, Herr Actuar?" — „Nu, ich meine, weil Ihr zu Eurem neuen Hause die Materialen von drüben holt! Seht Ihr, ich weiß vaterländischen Sinn zu schätzen, ich wehr' Euch's nicht, aber — wenn Ihr nicht augenblicklich nach Hause macht, wie ein untauglicher Rekrut — weiß es noch heute ganz Rosenthal und morgen das Gericht, dass Ihr ein Pascher seid! Gott befohlen, Meister Christoph!" und fort zog er den erblassten, zitternden Schleichhändler die Treppe hinab, durch den Hof; nachdem er ihn aus dem Thor geschoben, schlug er es fest zu, dass alle Fenster klirrten.

Der Oberamtmann war also gerettet. Meister Christoph hielt auf Ehre und litt lieber noch hundert Hiebe und lag noch lieber acht Tage im schwarzen Loch, wenn nur die Welt seine Nebenwege nicht kannte, auf die sich nur verlorene Menschen verirrten.

Der Oberamtmann dankte seinem Schreiber. Er hatte vor Springer eine eigenthümliche Furcht — und jetzt wieder — auf keine Weise gelang es ihm, zu erfahren, wie er den Ankläger entfernt hatte. Wirkungen, von denen wir die Ursachen nicht kennen, veranlassen ein Grauen in uns.

Springer hätte sagen können: Warum gienge in der Nacht das tiefgeheimste Leben der Natur auf, wenn nicht der Ver-

nünftige es mitleben und erkennen sollte? Wer Nächte hindurch die leise Sprache der Waldbäume mit den Winden, die Wallfahrten der Wolken und das weithintönende Rauschen der Bäche noch nie belauschte, der hat eben so wenig gelebt als jener, der noch keine Leiche gesehen. Er durfte sagen: Ich war neulich Nachts in meinen Mantel gehüllt über den Pfarrberg in den Wald gekommen, durch den eine Straße über die „Hochwurzel" nach dem Grenzorte Bärenwald führt. Kein Lüftchen regte sich, nur meine eigenen Tritte hallten und weckten hie und da eine leiseschlafende Tanne. Ein Schauer überfiel mich, als ich mich so allein sah am Busen der Natur. So mochte dem Adam gewesen sein, als ihm die fertige Welt wunderbar entgegentrat und von allen Dingen goldene Fäden in sein Herz und Hirn liefen, die auch ihn erst fertig spannen. Mitten im Walde stieß ich auf einen rothglühenden Kohlenhügel, den des Abends die Hirten entzündet haben mussten oder jener böse Geist, Schwarzel genannt, der jetzt bei uns spuken soll. Ohne dass ich es selbst wusste, schoss ich pfeilschnell dem Saume des Waldes zu und bald stand ich auf der Hochwurzel, von der die liebliche Grafschaft Glatz mit ihren ringsum aufgestellten Wächtern, den Sudeten, im ersten Frühlicht dämmerte. Da sah ich von dem entgegengesetzten Abhange des Berges eine Gestalt auftauchen, noch eine, eine ganze Reihe — ich schlüpfte schnell in die morsche Capelle, die keinen Heiligen mehr beherbergte, und merkte bald, dass die schleichenden Kerle mit den Päcken auf den Rücken Schwärzer waren, die sich an den letzten Zipfel der Nacht hielten. Den letzten, und dieser musste wohl ein prakticierter sein, kannte ich, es war kein anderer, als der preußische Christoph.

Alles das sagte aber der Actuar Springer nicht. Es gehörte zu seiner Stellung, dass sein Oberamtmann an ihn glaubte, ohne sich der Gründe, warum, bewusst zu werden.

Da der Maitag so mild, so einladend war, sah man den alten Grafen bald allein über den Ring durch die Gassen gehen, wo er alles genau beobachtete, als wollte er es zeichnen; er kam auch an dem neuen Hause Christophs vorbei, schüttelte

den Kopf darüber, dass man neu aus Holz bauen lasse und wer weiß, ob Christoph länger widerstanden hätte, den „Narren", wie er den Oberamtmann zu nennen pflegte, durch Anzeige der ihm widerfahrenen groben Misshandlung um sein Brod zu bringen, wäre nicht der Graf in die Judengasse eingebogen. Bedächtig las er die Aushängeschilder seiner Juden ab und ließ sich auch zum Tempel weisen; wer ihn begegnete, küsste schweigend seinen Schooß, denn so einem Herrn „guten Morgen" zu sagen, ist eine Unart; ihm gehören alle Tage und wer wird zu Gott sagen: Guten Morgen, lieber Herr Gott!? Der Synagogendiener, zugleich Vorbeter, Schlächter und Matrikenführer, konnte vor Schreck lange nicht die Schlüssel finden und als er endlich zitternd die beiden Thürflügel geöffnet hatte, wollte der Graf um keinen Preis eintreten, denn das morsche, hölzerne Gebäude drohte den Sturz. Er fragte, warum die Gemeinde nicht ein gehöriges Bethaus erbaue? „Warum nicht?" erwiderte der Vorbeter, „weil wir zu wenig dazu sind! Wenn bei Ihnen, Excellenz, eine Kirche erbaut werden soll, steuert die ganze Welt bei, aber Judengemeinden — da hat jede mit sich zu thun!" Dem Grafen gefiel diese Antwort und seine Miene deutete auf einen gnädigen Entschluss: aber es kamen mehrere Juden in Sabbathkleidern hinzu; der Excellenz ward's da zu ängstlich sie entfernte sich. Als sie auf dem Rückwege vor dem Gewölbe des Kaufmanns Groß in der Nachbarschaft des Schlosses stehen geblieben war und dessen schmucke Töchter im Laden zu mustern schien, entstand in der Hintergasse ein Lärmen und ein scheues Ross kam geradewegs angestürmt — der Schreck fesselte den Grafen an seine Stelle und sicher wäre er von den windschnellen Hufen zertreten worden, wenn nicht im Nu eine starke Faust die nassen Mähnen gefasst und durch einen Schlag vor das schäumende Maul das Pferd zum Stehen gebracht hätte. Als sich der Graf erholt hatte, sah er dankend auf seinen Retter, den Schreiber. Dieser hatte von der Schlossgartenmauer die Scene überblickt und war im entscheidenden Augenblicke hinabgesprungen. Springer erkannte den Grauschimmel;

er gehörte dem Müller am Silberberge; bald darauf brachte man aus dem böhmischen Dorfe Petschin ein zweites Pferd, aber tot, sammt dem ertrunkenen Knechte. Er hatte sich tollkühn in die geschwollene Klause gewagt und das Spiel verloren; in der Todesangst musste sich das eine stärkere Ross gewaltsam losgerissen und an's Ufer gerettet haben, von wo es triefend nach Hause lief und erst von den Buben in der Hirtengasse zufällig gegen den Grafen scheu gemacht worden war. Solch ein Zufall musste erst kommen, den Grafen endlich zu vermögen, über die Klause eine Brücke zu bauen, die bisher deshalb nicht zu Stande gekommen war, weil der betreffende Punkt zu drei Herrschaften gehörte und keine für die andere eine Brücke bauen wollte. Nun freilich wurden Commissionen auf Commissionen hingesandt und die Sache gieng plötzlich wie am Schnürchen. Wenn die Herrschaft selbst in Gefahr kommt, muss doch gesorgt werden.

Der Graf verlangte, der Schreiber möchte sich eine Gnade von ihm erbitten: Springer besann sich eine Weile und sagte lächelnd, er bäte um die Erlaubnis, ein Reitpferd halten zu dürfen. Dieser Wunsch war eigentlich eine aristokratische Anwandlung. Die Erlaubnis wurde aber gegeben. So hatte Springer nun mit Recht, was er sich bereits längst angemaßt.

Noch ehe der Graf zur Abreise in den Wagen stieg, deutete er Springern hin auf's Großsche Haus und sprach scherzend: „Blüht unter Jethros Töchtern keine Zipora für Ihn?"

„Excellenz," erwiederte der Angeredete, „die Hirten sind hier allzu freundlich! Jethros Töchter brauchen keinen Moses!"

Die Antwort musste dem Grafen gefallen haben, denn bald kam aus Schlesien die Ernennung Springers zum Controleur. Seine Stellung war jetzt eigener Natur; als Controleur der gräflichen Einkommen war er dem Oberamtmann gleichgestellt, als Actuar hingegen untergeben.

Man musste sich indessen fügen. Auch das Unmögliche, von einem Grafen einmal angeordnet, wurde möglich. Nicht blos in Rosenthal; ich denke, überall.

Im Städtchen verbreitete sich das Avancement Springers wie ein Lauffeuer. „O, der wird sicher noch was Großes!“ sagte die Groß-Marie. „Nein!“ sagte die Lisi, „mir kommt's immer vor, als würde er noch auffliegen, wie ein Stern am Himmel.“ Springer war schon lange der Abgott der Rosenthaler und Rosenthalerinnen.

Um seinen „Controleur“ gab man einen Ball. Muse, besinge diesen Ball und nenne die Namen der Gäste! Ein tritt zuerst Herr Frank nebst Gemalin, die einzigen geladenen Israeliten. Herr Frank war angesehen, weil er so vernünftig war, sich ein Ansehen zu geben; er setzte überall durch, was er wollte, man scheute sein Geld und die Kraft seines Willens. Zweitens: Herr Groß, der trotz seines Namens sehr kleiner Natur war, mit seinen sieben Töchtern, die man in Rosenthal fast alle schön nennen durfte; nie ließ sie der Vater allein in Gesellschaft gehen. Seine kleinen, klugen Angen musterten jeden Mann, der den Sieben nahte, so scharf, dass wirklich noch keine verheiratet war. Drittens: — Aber genug! Nach und nach füllte sich der Saal mit den Großbürgern der kleinen Stadt. Endlich erschien die Braut — die gebildete, vom Grafen aus besonderer Vorliebe in einer Pension erzogene Castellanstochter — die künftige Oberamtmännin, aber — an Springers Arm. Ein lebhafter Tusch empfieng sie, ein Tusch, welcher, als der Actuar unvermerkt aus Verbeugungen in einen „Deutsch“ übergieng, sich auch in einen Walzer verlor. Keiner wagte es, mit in den Kreis zu treten und Aller Augen waren anf das stattliche Paar gerichtet, wie es die Füße immer zugleich fest an den Boden schlug, wie die Körper leicht sich schwangen und die Seelen leicht im Rhythmus sich wirbelten. Jetzt aber der Oberamtmann. Eine Wolke trat auf seine Stirn, da er sah, dass man gerade mit diesem Tanze begonnen. Er konnte, ja er musste glücklicherweise dem Actuar entgegentreten und zwischensprechen: „Es thut mir leid, Springer, aber das Amt bettet uns nicht weich; Sie müssen in die Judengasse; der getaufte David hat soeben hinterbracht, es leben viele Nichtfamilianten daselbst mit Weib und Kind; wo ein Kläger ist,

muſs ein Richter ſein!" — „Aber jetzt" — wollte der Angeredete einwenden. „Gehen Sie auf der Stelle! Der Amtsdiener und der Richter mögen Sie begleiten." Das hatte der Oberamtmann mit ſich ſelber abgekartet, um zu zeigen, wer hier Controleur, und wer noch Oberamtmann war.

Amalie ſah dem ſcheidenden König des Abends nach und ſeufzte.

Springer kam zwar nach Mitternacht wieder, aber die Honoratioren hatten ſich entfernt, nur Herr Groß war noch da. Hatte er doch ſieben Töchter! Bis die befriedigt waren! Springer tanzte nur mit einer von ihnen. Sie hieß Marie. Ihre friſche Geſtalt, die goldenen Haarzöpfe, die im Tanze lieblich um ſie flatterten, das tiefblaue Auge, das im melodiſchen Schwunge blauer ward, umflochten den Schreiber mit feinen Netzen — er war längſt von Marie Groß gefangen. Der Vater war darüber froh und betrübt; froh, denn er ſah Vortheile, betrübt, denn er ſah Nachtheile. Schwiegereltern ſind doch ſchwer zu erobern, ſagte ſich Springer und hörte kaum, als ihn Marie fragte: „Wo waren Sie denn ſo lange?"

Springer hätte auch hier wieder ſagen können: Unſere Juden dürfen ja nur in einer beſtimmten Anzahl heiraten, da gilt es bei Nacht das auserwählte Volk zu Paaren treiben. Ich klopfte hier und da an die Scheiben und examinierte. Zum Glück erwiſchte ich bei dieſer abſcheulichen Sitte manchen Dieb und manche Diebin. Mein Führer bei alledem war ein Jude, David, ein Getaufter. So lebt ſich's im Leben der Civiliſation. ..

Springer berichtete aber nichts. Er war eben das Geheimnis, das lebendige Myſterium, der Zauber der Roſenthaler Civiliſationsallmacht, Polizei genannt. Und er kannte dieſen Nimbus wohl. So jung er war, ſo übermüthig machte dieſer Zauber unſern Schreiber und ſo tief ließ er ihn Menſchen und Welt verachten.

Amalie war dem ganzen dämoniſchen Reize eines ſolchen Provinzialtitanen erlegen. Verlobt mit dem Oberamtmann, liebte ſie doch Springern. Sie muſste erfahren haben, daſs er

sich der anmuthigen Marie genähert. Sie koste zwar das kleine Töchterlein, das Schrenk aus seiner ersten Ehe hatte; sie sagte zwar zum Verlobten: „Friedrich, Du bist trübe; sonst kamst Du von den Feldern ganz anders gemuthet nach Hause, der Sommer ist ja so schön, als sollte heuer das Getreide seinen Zehrer suchen — Du mußt krank sein!“ — „Ja wohl,“ erwiederte dieser gepreßt, „ich fühle Eingenommenheit des Kopfes.“ — „Willst Du mir folgen, Friedrich? Du brauchst Zerstreuung! Die Acten trocknen das Gehirn aus — wie wär' ein Königsschießen? Das „Springerfleckel“ ist wieder nach den Zerstörungen des Winters hergestellt, die Springbrunnen plätschern und die Alleen duften — wir brauchen nicht erst den steilen Berg zu erklimmen und auf der anderen Seite hinabzulaufen wie ein Wagen ohne Hemmschuh! Nein! Die Fahrstraße, fein mit Sand bestreut, ist schon fertig! Wir Schloßleute fahren und machen lieber einen Ellbogen, das Volk mag geradeaus auf die Nase fallen.“ Und bei allen diesen schnell gesprochenen Worten sprang Amalie übermüthig auf, klatschte in die Hände, streichelte ihrem Verlobten die Wangen und war sehr liebenswürdig. Das Wort „Königsschießen“ war ein Zauberwort, das dem Oberamtmann sein Selbstvertrauen zurückgab. Er meinte, der dürre Boden seines Ansehens werde von diesem Worte seines Engels aufquellen wie durch einen Sommerregen. Im Schießen hatte ihm selbst Springer noch nie die Palme bestritten. Die ganze Nacht konnte er nicht schlafen; jetzt rief er sich im Geiste alle Grüße zurück, die ewig dem Actuar galten, nicht ihm. Das Lächeln über ihn war, wenn er sich als König der Schützen zeigte, verschwunden. Die Mützen flogen ihm wieder bis zu den Knieen, die Juden zahlten, schenkten — Springer mit den Sporen und dem Reitroß kam ihm für immer überwunden vor. Man stellte also ein Königsschießen an und es entspann sich jetzt all die Romantik, die in der Provinz mit einem Königsschießen verbunden zu sein pflegt.

2. Capitel.

Ein Königsschießen.

Sonntags in aller Frühe wurden in ganz Rosenthal die Leute aus dem Schlafe geweckt. Die Hunde bellten aller Orten, denn der Hundeton war über den Ring gegangen. Hundeton oder Hundeanton hieß eigentlich Anton Jaschke, weil er aber, wie die Leute glaubten, Hunde verspeiste und ihnen deshalb anrüchig blieb, nannte man ihn überall und von jeher Hundeton. Kein Mensch wußte, wie alt schon Hundeton war. Der Eine sagte fünfzig, der andere siebzig, der dritte hundert Jahre. Und wirklich wußten die Ältesten sich seiner nicht anders zu erinnern als in seiner jetzigen Gestalt. Er hatte kein graues Haar auf seinem Kopf und gieng ungebeugt und fast sah er einem Orang-Utang ähnlich, wenn er mit seinem langen Stocke einherschritt. Er wußte, trotzdem man ihn allgemein für blöde hielt, alle Verhältnisse besser als jeder Andere. Hundeton trug die Kessel und Pauken auf's „Springerfleckel" zum Königsschießen. Das Bellen der Thiere, die ihn witterten, war der Reveilleschlag für die Schützen, und die Brettergasse hinab gieng's, den Pfarrberg hinauf. Der Tischler Jung, den man auch schlechtweg wegen der Rubel, die er von seinem Bruder, dem Capellmeister in Petersburg, zeitweilig erhielt, den Rubel nannte, pflegte zu sagen: Auf diesem Berge lassen die Rosenthaler alle Tausendsakermente, die sie in der Kanzlei herunterschlucken müssen, wieder heraus; daher das Sprichwort: „Ich ho's dam Oberomtmonn gesoit, wie er's sei Labtoge noch nie gehort hat, wie ich über'n Pfarrbarg 'naus wor!" Der Kegelplan wurde von einem Harlekin gehütet, der die Kegel aufsetzte, während die Andern in's Schießlusthaus eilten. Dies, aus durchlöcherten Scheiben zusammengefügt, auf denen: „Der Beste F. W. Schrenk" oder eine Krone und darunter wieder jener Name geschrieben stand, ließ nach allen Seiten hin geradelaufende Fichtenalleen sehen, an deren Auslauf eine Rasenbank lag. Wo man durch die frischen

Zweige brach, plätscherten Springbogen, in deren Bassin Goldfischchen wimmelten. Die Schützen stießen einander hinein und trieben allerlei Gespass, bis die Schlossmägde mit Körben kamen und auf der Felsenküche, zu der Steintreppen führten, ein lustig Feuer prasseln ließen. Man legte Erdäpfel an die Flamme zum Braten. Denn Einer der Schützen sagte, zum Gutzielen und Guttreffen müsst' man satt sein. „Ja", rief Rubel, „deswegen müssen wir schießen lernen, dass wir einen Braten bekommen; und Braten müssen wir essen, dass wir schießen lernen. Das schreib' ich meinem Capellmeister nach Petersburg!" — „Man sieht doch," warf der Uhrmacher Rücker ein, „man sieht doch, dass ihr nur gemeine Handarbeiter seid! Auf's Auge, den scharfen Blick kommt's beim Schießen am meisten an — Unsereins hat's Auge auf die feinsten Rädchen- und Blättchenarbeiten geübt." — „Freilich," unterbrach ihn ein Anderer, „das weiss des Herrn Pfarrers seine Uhr am besten, die Du nach Reichenau schicken mussteſt zum Reparieren, weil — Du so ein Gott's-wunderauge hast! Freilich hat der Pfarrer fünf Gulden müssen zahlen, die in Reichenau sind theuer und dann der Botenlohn." Das Gelächter hallte so wider die Felsen, dass das Schloßpersonal, welches eben die gewundene Straße herabfuhr, Schüsse zu vernehmen glaubte. Kaum waren sie ausgestiegen, als von dem höchst gelegenen Lusthäuschen, das eine weite Aussicht darbot, ein Willkommen von blasenden Instrumenten erscholl. Die Schützenkehlen riefen: „Vivat! Vivat! es lebe der Schützenkönig!" und Niemand war seliger als der Oberamtmann. Mittlerweile hatte sich die Gilde um die grünen Tische gereiht und schien zuerst ein anderes Ziel als die Scheibe in's Auge zu fassen. Denn lieblich drangen die Düfte aus bunzlauer Krügen herab und Schützennasen sind empfindlich. Der Oberamtmann jagte die Leute auf, schickte den Harlekin zur Schießscheibe, die querfeldein an einem Mäuerchen sich befand und, wiewohl sonst erst nach der Mahlzeit, nach der Kegelpartie und einem Tanze um die „Namenlinde", geschossen worden war, sollte jetzt gleich der Älteste anlegen und der Schuss an männiglich kommen.

Während nun unten im Lusthause die Hetze angieng, war auch Amalie angekommen, aber seitab ein wenig in den Wald gegangen, um Erdbeeren zu suchen. Ihr Vater war alt und schwach und blieb daheim. Sie war am Arme des Verlobten erschienen. Da dieser nun wiederum Schützenkönig sein wollte, gelüstete sie's nach Erdbeeren. . . . Man warnte sie vor dem bösen Geiste, dem Schwarzel. . . . Sie lachte laut und gieng wohlgemuth in den Wald. Sie hoffte auf eine Begegnung und eine Erklärung mit Springer. Hundeton trug emsig Reiser herbei, und als er dem Actuar abmerkte, dass auch er nach rothen Beeren begierig sei, legte er grünes Nadelholz dicht in die Flamme, und ein blauer Qualm stieg wogend auf, der nun sich senkte, nun wieder goldgelb um Wipfel sich ergoss und endlich einen Waldkamin beweglich in die Luft baute; in den Dörfern weit und breit hieß es, Schwarzel brate jetzt Kinder. In der Gesellschaft ward weder Springer noch Amalie vermisst, denn im Freien achtet ein Mensch nicht so ängstlich auf den anderen; da verirrt sich unser sonst pedantischer Blick dahin und dorthin, von Allem angezogen und von Nichts dauernd gefesselt.

„Wollen Sie mich erschießen, dass Sie mir mit dem Gewehr nachschleichen?" fragte Amalie, als sie Springers ansichtig wurde.

Springer lachte, wie immer, fein; bald sah er, dass Amalie vor Eifersucht glühte. Er spöttelte sogar — über Marie! Doch durch seine bizarren und blasierten Äußerungen ward ihm sein eigenes Gefühl klarer, wiewohl er es sich selber zu verwirren bemüht war. Er betrog Amalien, wie er sich belog, denn Marie hatte, je mehr er sich dagegen sträubte, immer tiefer seine Seele entzündet, wie heiße Wachstropfen, auf die Herzgrube geträufelt, das Blut wieder pulsieren machen. Aber er rechnete dies Gefühl dem Elemente zu und das Element, wie er das Gemüth nannte, zu beherrschen, das hatten ihn die Jahre der Jugend gelehrt. . . .

„Ich muss gestehen, lieber Springer", fuhr Amalie, sicher gemacht, fort, „ich mache mir im Herzen Vorwürfe, dass ich so treulos bin — Schrenk liebt mich —"

„Wie Sie seinen Titel," sagte Springer.

Dies war das Thema der Erörterung im Walde. Sie währte lange. Stellung wurde gegen Stellung abgewogen Amalie weinte sogar. Springer redete sich in die heißeste Empfindung hinein und in dem Augenblicke, als er eben einen Rückblick auf sein Leben, seine Hoffnungen, seine Zukunft begann, erscholl ein Jubelruf von der Schießstatt, wie ein Einwurf, ein Widerspruch des Geschickes.

Amalie erschrak. Sie konnte annehmen, dass der Oberamtmann wirklich Schützenkönig geworden und seine Krone mit ihr theilen wolle. Schon schnupperte Hundeton nach ihr. Sie musste sich losreißen.

Springer folgte. . . . Der Königsschuss war noch keineswegs gefallen. . . . Er trat an, schoss und paff! zugleich mit dem Knall sprang aus dem Mäuerchen ein Flügelmännchen heraus — also der Mittelkreis war durchschossen. Der Harlekin steckte eine rothe Fahne aus und gleichzeitig ward Springern der grüne Königsmantel umgeworfen und die Fichtenkrone auf die Schläfe gesetzt, ein Donner aus Kolben und Kehlen erschütterte die Luft und stolz und sieggewohnt blickte die Schützenmajestät.

Der Oberamtmann ward fast bewusstlos in den Wagen gebracht.

Dieser Springer war doch sein Tod!

Nun sah Rosenthal einen Triumph. Die Bläser scharten sich am Pfarrberg. Hinunter gieng's in die Stadt. Das war ein Jubeln und ein Rufen. Erst durch die Bretterstraße, dann zum Ring. Der Kaufmann Groß stand kopfschüttelnd in seinem Laden. Er lief hinein und wieder heraus, so dass die leichterrathende Marie neugierig ward und gleichfalls, eine Düte, die sie eben zu füllen gedachte, in der Hand, auf die Schwelle trat und mit pochendem Herzen der Musik, deren Urheber gleich um die Ecke kommen mussten, entgegenhorchte. Der Vater schickte sie in's zweite Zimmer, die Schwestern zu holen und dies und das auszurichten; aber zur rechten Zeit war sie wieder da, um den Schützenkönig, in dem sie mit einem kaum unterdrückten

Freudenschrei Springer erkannte, auch zu sehen. Der Ring war voll von Menschen; stattlich genug nahm sich der Schreiber aus, der nun nach der Meinung der Mädchen in der ihm eigenthümlichsten Gestalt erschien; possirlich sprang Hundeton voraus und rief aus Leibeskräften sein Vivat. Als der König dem Großschen Hause nahegekommen war, warf er den grünen Mantel leichtfertig auf den Boden, drückte seine Krone dem Hundeton in die straffen, farblosen Haare, empfahl sich den Schützen und sprang lachend in's Gewölbe, wo ihm alle entgegengrüßten.

Schon dämmerte der Abend und Springer saß noch im traulichen Mädchenkreise; wenn Käufer draußen schellten, mußte immer Marie hinaus; der Alte rührte sich nicht. Marie ging auch ganz gern, denn einen so mächtigen Einfluss Springer aus der Ferne stets auf sie übte, in der Nähe, im Gespräche hatte er ihr etwas Grauenhaftes. Springer griff alles, was ihr am nächsten lag, mit derselben Schonungslosigkeit an, wie man seine eigenen Neigungen mit Selbstironie zu geißeln pflegt. Besonders heute, da er eine Debatte über das Königsschießen nicht aufkommen lassen wollte, sprang er von einer Rose zur andern, um ja alle weichen Blätter zu zerzupfen und die Dornen in die Fingerspitzen zu drücken. . . . Marie machte sich im Zimmer da und dort Beschäftigung. Als sie die Blumen vor den Fenstern begoss, spottete Springer über ihren Blumengottesdienst. „Sie lieben die Blumen", sagte er, „weil diese und jene Romanheldin sie liebte". . . . Marie that, als ob sie's nicht hörte und fragte: „Haben Sie nicht im Walde den Schwarzel getroffen?"

Springer erschrak.

„Sie glauben an dies Märchen?" sagte das arme getäuschte Mädchen.

„Warum?" sagte er. „Der Schwarzel ist ein Geist. Wer ihn sah, bei dem nur existiert er."

Man kam von dem Gespräche ab. . . .

Die Zeit des Abendessens rückte heran. Springer vermisste sein Gewehr und empfahl sich. Er erinnerte sich, es auf dem Schießhause gelassen zu haben.

Diese Flinte setzte Springer ungern profanen Blicken aus. Man hatte ihn stets gefragt, warum auf dem reichen Silbergehänge nicht sein Name, sondern ein fremder Anfangsbuchstabe glänzte, dessen Bedeutung er niemand anvertrauen konnte, weil er sie einfach selber nicht kannte. So trug er die Freundin der Kindheit, den einzigen Rest einer schönen Traumzeit, auf Spaziergängen fast immer über der Schulter. Ihren mit Perlenmuscheln ausgelegten Lauf kannten alle Thiere des Waldes.

Springer fand das Gewehr nicht auf der Schießstatt. Er dachte an die Waldstelle, wo er mit Amalien gesprochen. Das dumpfe Rollen eines fernen Donners und die schwerherabhängenden Wolken waren nur das Echo seiner eigenen zwiespältig bewegten Brust, als er dorthin sie zu suchen gieng. Er wusste nicht, ob er mit eigenem oder fremdem Gewehr den Königsschuss gethan. Vom Berge sah er sich gegenüber das Schloss und das Großsche Haus in friedlicher Nachbarschaft nebeneinander, erleuchtet vom jeweiligen Blitz. Er sah lange Zeit starr hin, als müsste es in eins von beiden einschlagen. Aber gleichgiltig zog das Wetter seines Wegs. Ein strömender Regen ergoss sich, als wollte der Himmel die Brandspuren des Blitzes tilgen. Springer fühlte sich wohl; die Nässe erfrischte ihn und gab ihm den Vollgenuss seines Ichs, um den er durch die Begebnisse des Tags gekommen war. Er schlüpfte in den Wald und suchte vergebens nach dem Schimmer seines Gewehrs, er ging tief in's Dickicht. Es war Nacht geworden. Es umflüsterte ihn. Jugendsagen zogen durch seine Seele. Umnachtet war seine Phantasie. Er setzte sich auf einen verwitterten Baumstamm und versank in tiefes Sinnen. Da schien ihm der Wald plötzlich erhellt. Alle Bäume schienen zu glänzen und ein Greis stand vor ihm und hob den Zeigefinger ernst empor. „Wie heißest Du?" flüsterte Springer. Der Greis sprach nichts; aber die Bäume schienen statt seiner zu flüstern: „Schwarzel."

Es währte lange, bis sich der Träumer sammelte. Die Flinte war verloren. Er ging mit wüstem Hirn nach Hause.

Während die sonnengetränkten Ähren allenthalben die Sicheln beschäftigten und in heiliger Frühe schon das glitzernde Erz an den Wetzstein schlug, während die arbeitspurigen Hände der Väter maßvoll ringsum sich schwangen und immer gleiche Reihen legten, mussten die Jungen zur Recrutirung nach Josefstadt, um einst selbst vielleicht reif oder unreif gemäht zu werden. Wie mächtig muss doch der Soldatengeist sein, der die widerstrebenden Elemente eint! Heute werden die Recruten, vergeblich wüthend, Schlachtopfern gleich, der Heimat entführt; morgen kehren sie zurück, reguliert wie die Stundenzeiger, deren Gang willig dem innern Getriebe des Werkes folgt. Wenn man beobachtet, wie unsere Schritte unwillkürlich dem Tacte des Trommelschlages sich anpassen, und außerdem bedenkt, wie gern der Mensch sich an ein äußeres Gesetz geknüpft sieht, um der inneren Controle zu entfliehen, dann ist das Räthsel dieser wunderbaren Verwandlung gelöst. Die Schenken sind alle von Recruten voll, die heute das Recht zu haben glauben, zu allerletzt ihrer ausgelassenen Willkür die Zügel schießen zu lassen; trunken oder nicht, der eine flucht und schimpft auf alle Welt, der andere wirft die Fenster ein, der dritte lässt keine Dirne in Ruhe; hier und da geleitet eine jammernde Mutter den in sich hineinweinenden Sohn und mancher Vater lässt die Ernte und geht mit auf den Assentplatz in der Hoffnung, zu helfen und die rüstige Jugendkraft freudig zur Arbeit wieder mitzubringen. Springer ward durch seine Pflicht, mit nach Josefstadt zu müssen, wohlthätig aus sich herausgerissen. Er verabschiedete sich nicht bei Amalien. Ihr listiges Auge hätte in seinem Seelenspiegel den Anhauch des Kummers erkannt, und Erklärungen zu geben war ihm unmöglich. Dass er aber noch in's Großsche Gewölbe sprang und ein herzliches Ade sagte, zeigte einen tiefern Grund jenes Unterlassens. Auch freute Marie dies flüchtige, aber volltönende Lebewohl in der innersten Seele; denn Springer war kein Freund von Formen. . . . Der

Oberamtmann war mit sicheren, selbstbewußten Schritten auf die Äcker gegangen und benahm sich sehr leutselig gegen die Knechte; dennoch wünschten ihn diese zum Geier, denn ein beaufsichtigender Blick hemmt den sonst freien Schwung der Arme, die Aufmerksamkeit wird getheilt und springt wie ein gebrochener Lichtstrahl immer erst von dem Aufseher zur Arbeit.

War es die Leerheit, die in uns klaffend zurückbleibt, wenn eine liebe Person plötzlich unempfohlen von uns gegangen ist, war es ein längstverhaltener Wunsch, der jetzt seine Erfüllung möglich sah, Amalie nahm den großen Schlüsselbund, den Herrn aller Schlossgemächer, und schlich unbemerkt, da alles Gesinde auf dem Felde war, an die Thür gegenüber der Kanzlei und öffnete so ungestüm, dass sie den Schlüssel einmal wieder zurückdrehen musste. Sie trat in das Zimmer des Actuars. Sie sah's zum erstenmal. Erstaunen malte sich in ihren Zügen; man hätte von der Art, wie sich Springer zu kleiden pflegte, auf eine phantastische Decoration seiner Wohnung geschlossen; aber da war alles so registriert wie der Bücherkatalog des Kaufmanns Groß; die sechs Paar Glanzstiefeln zunächst der Thür standen aufmarschirt da wie Husaren; im ganzen Zimmer kein Spiegel. Die Sessel aus Nussbaumholz, ungepolstert. Sie waren vor das Bett und um das Tischchen paarweise gereiht und an dem Bücherschrank, dessen Scheibe ein Vorhang verhüllte, war ein Zettel angeklebt, der nichts anders als eine Stundeneintheilung enthielt. Amalie sah sich ängstlich um und kam erst aus der Furcht, das rechte Zimmer verfehlt zu haben, heraus, als sie aus der geöffneten Schublade Springers Schriftzüge erkannte. Über der Thür bemerkte sie zuletzt eine Schmetterlingsammlung, in deren Mitte ein ungewöhnlich großer Totenkopf ihr einen Schauder erpresste. . . . Es ist doch merkwürdig, dass gerade der leichtsinnigste Vogel ein solch ernstes Wappen an sich trägt. . . . Amalie nahm rasch ein Heft aus der Schublade, als wollte sie der unheimlichen Gesellschaft der angespießten Flügler entgehen und machte große Augen, als hinter dem ersten Blatte, das mathematische Figuren enthielt, mit

großen Lettern geschrieben stand: „Rückblicke auf mein Jugendleben". . . . Sie glaubte Tritte zu hören, eilte rasch der Thür zu, zog den Schlüssel ab und schloss von innen zu. Mit klopfendem Herzen gieng sie daran, die Seele eines Menschen leibhaftig vor sich zu sehen, die Worte eines aus dem Schlafe Redenden zu belauschen, denn der Entfernte gleicht dem Schlafenden. Ihre Liebe, beschwichtigte sie ihr Gewissen, gebe ihr das Recht, den Schlüssel zum geheimnisvollen Charakter Springers zu benutzen, denn das Wohlwollen dürfe sich das erlauben, was der Gleichgiltigkeit oder dem Hasse zum Verbrechen angerechnet werden müsste. Sie las nun mit glühendem Antlitz und brennendem Blick.

3. Capitel.

Die Rückblicke.

Amalie las in Springers Tagebuch: „Einem Menschen, der so in den Tag hineinlebt wie ich, ohne festen Plan, der die Zügel seines Geschicks dem spielenden Zufall überlässt und nur jene Mannhaftigkeit zu üben weiß, das Unabwendbare, Selbstverschuldete mit Ruhe und Resignation zu tragen, ist es Pflicht, den anderen Wanderern die Spuren seines Tritts, welche die Zeit verwischt, aufzudecken und zu bewahren; denn der Mann des Sieges deutet keck auf seine stets gegenwärtige That, der geschlagene Feldherr aber zeigt, wie und warum er das Treffen verloren, nicht nur um sich zu entschuldigen, sondern seinen Nachfolgern zu nützen und dem Verstande der Menschheit zu genügen. Wer weiß, wie ich sterben werde, nur nicht siechen möchte ich, den Menschen nicht die Laune und Lebenslust verderben, wenn sie mich anschauen! Dies war oft mein Fehler. Ich rechnete mit der Welt, dass sie kein Mitleid mit mir habe und bedachte nicht genug, dass ich sie um die Freude betrogen, die sie an mir hätte haben sollen. Jeder Mensch ist schuldig, heiter wie ein Gott durch sein Sein zu ergötzen und mit dem Leben zu versöhnen; Mitleid heischen und Thränen — das

heißt einen Bankrott machen, wobei die Menschheit Verlust erleidet.

„Meine Mutter war die Tochter eines Kirchendieners, Jonathan Springer, zu Hohenelbe. Meinen Vater kannte ich nicht, aber der Großvater nahm in meinem Bewusstsein dessen Stelle ein. Auch meine Mutter lebte mit ihm so, möchte ich sagen, gattinhaft, dass die Familie einen lückenlosen Kreis schloss. Ich war ein kränkliches Kind, aus purem Zuckerteig, und der Großvater verstand es auch nicht, festzukneten. Im Sommer, wenn andere Kinder draußen spielten, musste ich oft hinterm Ofen hocken, denn der Kleine konnte sich leicht erkälten. Schleimfieber, schwarzer Husten, die Gelbsucht sind Krankheiten, deren ich mich fast als einziger Spielgenossen erinnere. Merkwürdig genug ist's, dass ich diese Schlangen fast noch in der Wiege erwürgte und dennoch kein Herakles geworden bin. Es ist wirklich, als wären die Kinderkrankheiten eine Assentirungscommission für's Leben! Wer zu schwach ist, die zwölf Arbeiten (wären's zwölfe!) zu ertragen, der wird gleich an der Schwelle der Erde als untauglich mit einem Schlage fortgejagt.

„Mein Großvater lebte und webte in seinem Dienste; die alte Wanduhr verehrte er als Hausgottheit; denn sie war ja der Generalissimus der Zeit in ganz Hohenelbe. Wenn der Seiger heiser ward, da war unsere kleine Welt aus den Fugen; da gab's kein ander Mittel, sie einzurichten, als eine zu bestimmter Frist ausgeschnupfte Tabaksdose. Er versah sich's zu den Leuten, dass sie wie er pünktlich und accurat sein sollten. Natürlich musste er gallig werden, wenn man ihm von rückwärts kam und die Einkünfte spärlich, oft erniedrigend eingiengen. Da hatte denn meine arme Mutter einen harten Stand. Oft musste sie heimbekommen, was alle Welt verschuldet hatte; jede Ausgabe für's Haus ward zu groß und nichts recht gethan. Der erste Wind also, der um meine knospende Seele wehte, war drückend und Schmerz meine erste Empfindung. Still sog ich mit geöffnetem Herzen die Leiden der Meinigen ein mit vollen Zügen und die Liebe zur Mutter

ward noch durch die stete Besorgnis um ihr theueres Leben gesteigert, denn sie kränkelte. Nie tauchte mein Kahn sicher in die tiefe, unendliche Flut der Kindesliebe. Durch mein Stubenhocken dazu musste die schwüle Atmosphäre der engen Umgebung einen niederschlagenden Eindruck für immer machen. Der nahe Bezug zur Kirche, die Orgeltöne, die mich oft aus dem Schlafe weckten und die Handreichungen, die ich meinem Großvater in seinem Dienste that, wenn ich späterhin selbst die Glocke zog und weithinaus über alle Dörfer der Umgebung die vollen Töne verklangen, die meine kleine Hand entlockte — alles das machte mich im Innersten fromm und die Sehnsucht nach Gott schwellte mein junges Gemüt. Wenn ich schlafen ging, sagte ich selbsterdachte Gebete her mit leiser Inbrunst für das Wohlergehen der Meinen und besonders für die Gesundheit der Mutter; welche Gewohnheit ich auch auf dem Gymnasium beibehielt, wo ich mir dazu noch mein Tagewerk zufrieden überdachte. In der Schule ward mir vorgeworfen, dass ich gleich allererst nicht mocht' in die erste Classe eintreten und gleich die Treppe hinauf in die zweite. Hatte mich ja mein Großvater auf seinen Knieen lesen gelehrt und in der Schule sollte ich nun erst buchstabieren. Einst ward in der Schule ein helles Gelächter, als jemand auf eine Frage des Lehrers statt Ja gebirgs-deutsch mit Ju antwortete; ich lache am meisten, sagte der Lehrer, ich möcht' das Rechte sagen. Feuerroth ward ich und vergaß im Nu das Wort und stand auf und sagte: Jau! Als ich zum Tode betrübt nach Hause kam, war eine fremde Frau daselbst auf Besuch; ich sang immer vor der Thüre, dass der Großvater gleich wusste, wer komme, sonst war er bös und schrie: „Ich hab' gemeint, der Kaiser kommt!" Die Frau ermahnte mich weiter zu singen und nahm mich überrascht zwischen die Hände und sagte liebkosend, ich wäre ein vollkommener Städter an Anstand und Grazie. Das machte einen solchen Eindruck auf mich, dass ich's nie vergaß. Ein andermal hörte ich jemand sagen, ich sei nicht schön, aber anmuthig. Jedoch unsere Erinnerung bleibt immer nur ein Museum, in

dem die aus der Vergangenheit aufgegrabenen Kindergefühle und Erfahrungen wie versteinte tropische Pflanzen aufbewahrt werden. Ach! Wer kann die Vollwärme wieder zurückrufen, die den jungen Leib und Geist erfüllte? Nur im Innersten glimmt es noch, aber die Oberfläche ist in kantigen Krystallen angeschossen — äußere Wärme muss die verlorene innere ersetzen und selbst Jean Pauls Kindergefühle sind nur Funken des Herzens, in den Facetten der Phantasie zu Flammen erhöht.

„Auf dem Gymnasium zu N. . . war ich immer unter den Besten; aber, ohne Anleitung, wusste ich nach Erlernung meiner Lectionen nichts zu thun als Zschokke und Schiller zu lesen. Meine Verwandten daselbst sprachen von den Meinigen als von Narren; ich verschloss daher tief in meinem Busen den kastalischen Quell und galt deshalb für einen Duckmäuser. Meine Mitschüler waren neidisch und nannten mich, weil ich aufrecht ging, Flausenmacher. Viele Wochen vor einem Feiertage zählte ich die Secunden aus, die verfließen würden, bis ich nach Hause gehen könnte; dies göttliche Gefühl, wenn die Wälder und Pfade, die Bäche und Mühlen wie alte Kameraden erschienen, wenn ferner die heimischen Glocken klangen — von Großvaters Händen geläutet, — wenn endlich der Ort, das Haus erobert war, man anklopfte, mit einem Freudenschrei empfangen ward und umfangen — ach, alle Jünglingsfreuden zusammen wiegen nicht eine solche Knabenfreude auf! Gleichwie die Kindheit der Menschheit ihrem selbstbewussten Mannesalter ewig Offenbarung bleibt, die im Samen alles enthält in zusammengedrängter Fülle, was später nur auseinandergelegt werden muss und wieder zusammengelesen, ebenso bleibt das Ineinanderweben von Gott und Welt im Kinde dem männlichen Individuum heilige Offenbarung. In R . . träumte ich oft, dass ich fliege, auch sah ich einmal das Leichenbegängnis meiner Mutter — auch in der Schule, wenn der Professor auf die Nägel sah, um auf eine grammatikalische Regel zu kommen, kam's mir vor, als müsste jetzt mein Großvater zu Ross in

die Schule kommen, rings um die Bänke reiten und mich zu sich erheben und zum Staunen aller durch die sich öffnende Mauer in Galopp davonfliegen. Bei der Prüfung pflegte ich oft verkehrte Antworten zu geben zum Verwundern des Professors, dem ich sonst stets trefflich entsprach. Freitags giengen die Bettler schaarenweise; ich steckte mein Frühbrot in die Tasche und gab's dem, der mir beim ersten Anblick gefiel. Bei einem solchen Manöver traf mich einst ein Kamerad; ich wartete keinen Dank ab und wandte mich rasch um; der Kamerad lachte mich aus und sagte: „Brauchst nicht solch Wesen machen, das Stückel Brot ist nicht der Red' wert" — ich schwieg und dachte: es ist doch mein Frühstück! — Eines Morgens war ich vor dem pro scholis-Läuten mit mehren Knaben schon auf der Schulbank — plötzlich stand ich auf, nahm die Hände der Mitschüler und sagte: „Kinder! wir wollen fromm und gut sein!" und ich ließ ihre Hände nicht los, bis sie ja sagten. Aber auch mein Körper blühte auf, ich machte die lauten Feldspiele mit, ich badete oft mehrmals täglich im Bach „am goldenen Rand" — allein gieng ich bis zum Kinn in die Tiefe, aber wenn mich jemand hineinziehen wollte, widerstand ich heftig. Wenn man mich fragte, was ich werden wolle, sagte ich, Oberarzt in der Armee! Der Gedanke wurzelte fest in mir, seit mir ein Invalid zu Hause einen hölzernen Säbel geschnitzt hatte und auch das Gewehr, das wie ein Familienamulet immer an demselben Pflocke hieng und bald mein werden sollte, gab mir martialische Gedanken. Vor den zwei Jahren der „Philosophie" hatte ich große Angst; das Durchfallen stellte ich mir ganz sinnlich vor; wenn man fällt, kann man wieder aufstehen, aber durchfallen heißt den Boden unter den Füßen verlieren!"

Amalie hielt inne im Lesen — die Dinge waren alle für sie so kleinlich und sie hatte Posaunentöne erwartet, nicht sowohl kindlich als kindisch kam ihr das alles vor. Wie hätte Marie sich an diesen hellen Thautropfen des reines Gemüthes erquickt und gefestigt im Vertrauen auf ihr ahnendes Herz!

Aber so spielt das Schicksal und blind vertheilt es glänzendes Geschmeide unter die Blinden und unter die Sehenden rohes Gestein. Aber es thut recht daran. Der Sehende gräbt den Demant aus dem rohen Gestein und seine Freude ist doppelt! — Amalie überschlug mehrere Seiten und ihr Blick haftete auf einer Stelle, die ihr Interesse neu belebte, und sie las halblaut, um mit dem Ohre dem Auge beizustehen:

„In den Ferien der Quinta ward ich sechzehn Jahre. Aus dem Blumenkelche sprosste die schüchterne, aber drangvolle Knospe — die Liebe. Im Schlosse zu Hohenelbe ward Theater gespielt von Dilettanten. Nie, niemals hat mich später die gelungenste Darstellung in der Stadt in dem Grade bezaubern können, als diese Bäckermeister in Generalsuniform, als die Seiler, gewohnt einen handfesten, groben Strick, nicht aber die geistigen, feinen Netze Amors zu winden, als Liebhaber! Des Amtsverwalters dreizehnjähriges Töchterlein, in schwellender Jungfräulichkeit, spielte naive Kinderrollen mit einer Liebenswürdigkeit und Frische, die mir das Herz im Leibe hüpfen machte. Bei Tag und Nacht träumte ich von ihr, zu Hause hatte ich keine Ruhe, nahm keinen Antheil an den Meinigen — nur sie wollte ich sehen und Tage lang lauerte ich vor dem Schlossgarten, bis sie sich herablehnte oder hinübersprang zum herrschaftlichen Arzte, wo sie Gespielinnen hatte. Des Arztes Sohn war mein Mitschüler. Ich war fortwährend bei ihm und wiewohl ich deutlich sah, dass ich belästigte, dass man mir griesgrämige Gesichter schnitt: ich wich nicht — und wenn sie kam — das Blut schoss mir in die Wangen und das Herz bebte in Ebbe und Flut; ich sah sie nur an, ihre rosigen Fingerspitzen und das holdselige Lächeln ihres Mundes — aber ich athmete kaum — sie schien mich nicht zu bemerken. Zu Hause hatte ich Verdruss wegen Versäumnis der Kirche und — des Essens — ich konnte gar nicht begreifen, wie man an beides denken konnte. Beim Arzte pflegten sie bis in die Nacht spät vor der Thüre zu sitzen und die Amalie sprach gegenüber herab von der Schlossmauer, duftiger als die Apfel-

blüte daneben — ich nachtmahlte nicht, der Kaffee verbrodelte am Herdfeuer, ich brauchte weder Trank noch Speise — Licht tränkte mich und sättigte mich. Mein Großvater ward wild, die Mutter verdrießlich; ich drohte mich zu ertränken, wenn man mir nicht Freiheit lassen wollte. Seit der Stunde sprach mein Großvater kein Wort mit mir während der ganzen Ferien. Eines Abends überkam mich eine Sehnsucht. Ich war schon entkleidet, rasch nahm ich das Nöthigste auf mich, alles schlief und hinaus gieng's zum Arzte. Die Thür war gesperrt; ob noch Licht brenne, konnte man der Laden wegen nicht sehen; ich horchte, mein Verlangen ließ mich erwünschte Töne hören, ich klopfte, man kam zögernd. „Wer ist's?" „Springer Adolf!" Der Arzt, der im Bett lag und von dem Bergsteigen zu den Patienten müd und schläfrig war, fuhr mich barsch an und ich glaubte in die Erde zu sinken. Die Amalie mochte schon drüben lange träumen — also um Gotteswillen eine Ausrede! Besuch zum Julius? Das wäre toll — so spät! Ein Blitz — ich begann zu weinen und hielt mir den Backen und bat, der Herr Arzt möcht' mir einen Zahn ausreißen, ich müsst' wahnsinnig werden vor Schmerzen! Der Arzt nahm die Kerze, guckte mir in's Maul, konnt' keinen Hohlzahn finden und schalt; ich aber wies fest auf einen hin, der sei's — der Arzt war verschlafen, verdrießlich, er stieß seine Frau, die ihn am Ziehen hindern wollte, bei Seite und ohne zu mucksen ließ ich knacken, packte den Zahn in die Tasche und wollt' nicht 'mal Wasser zum Ausspülen, weil ich draußen am Troge dessen genug hätt'. Als ich über den Ring nach Hause lief und das heiße Blut aus meinem Munde quoll, hörte ich im Geiste hinter mir ein helles Gelächter. Ein andermal bekam ich von der Mutter eine Düte voll Haselnüsse; gleich kam mir der Gedanke: Das verehrst du der Schlossmali! Alsbald war ich beim Arzte und sie war dort! Ich hätt' die Nüsse in Edelgestein wandeln mögen — was braucht sie deine Nüsse? Und dennoch — sie sah so begierlich drein, ich gab ihr sie zitternd, ohne eine Silbe zu reden und sie nahm sie und ließ sich's schmecken; wie gern

hätt' ich mich selbst von ihr verspeisen lassen! Am Ende war es ruchbar worden, dass ein so blutjunger Bursch schon „verdorben" sei und das wäre mir all eins gewesen — aber mein Kamerad vertraute mir, dass die Amalie mich auslache, dass ihr der Weißhütige nachlaufe und dass sie dem Glöckner Adolf, wenn er statt's Großvaters mit dem Klingelbeutel 'rumgehe, gern einwerfe, weil er ein armer Kerl sei, aber mit ihm so du und du zusammenkommen, das schicke sich nicht für Kinder aus dem Schlosse. Da that mir zum erstenmal meine Zahnlücke weh und ich fuhr mit der Zungenspitz' drin herum und zerbiss sie — meine Leute wunderten sich, wie ich schön zu Hause sitze und lobten mich — warum muss der Mensch seine Paradiese wie Seifenblasen zerplatzen sehen? Die Blasen verschwinden ohne Spur, aber in der Seele bleiben ewige Narben zurück, die nicht gedrückt werden dürfen, ohne dass ihnen Lebensblut entströmt."

Amalien kam es vor, als lese sie einen Roman. Was man erste Liebe nennt, hatte sie nie erfahren und glaubte auch nicht daran. Dass eins für den andern bestimmt sei, kam ihr nicht in Sinn, sondern der anmuthige Mann gehöre für das anmuthige Weib; wer kein genügend warmes Herz für ein Individuum hat, glaubt ja meist, der Gattung erglühen zu können. Sie hatte von Springer andersgefärbte Liebesgeschichten erwartet; nun war seine Blödigkeit in gewissen Dingen nicht Verstellung, auch nicht Sattheit, sondern romantische Überspanntheit. Auch stieg ein leiser Verdacht in ihr auf, der gleiche Name hätte nur eine ähnliche Wirkung für sie hervorgebracht — sie blätterte weiter:

„Ich kam ärmlich ausgerüstet in die Stadt. Bisher hat mich ein Professor durch die sechs Schulen begleitet — was dem Wissen eines Gegenstandes bei mir abgieng, das ward durch einen bessern Erfolg in einem andern ersetzt und der Professor nahm Rücksicht auf die ganze Persönlichkeit. In der Stadt glaubte man meinem Landzeugnisse nicht sonderlich und Fachprofessoren traten mit großen Ansprüchen auf; jeder

verlangte Wissen in seinem Gegenstande — um Gemüth, Phantasie kümmerte sich niemand. Anfangs griff ich alles mit der Energie an, die man vom Lande in die Stadt, von der Vacanz in die Schule bringt; die Meinigen sollten von mir hören! Aber bald ekelte mich der trockene, schwunglose Ton an; während man von den Potenzen sprach, summten mir Gebirgslieder im Kopfe, ich fieng an, Gedichte zu schreiben. Nichts ist der Spannkraft des Geistes nachtheiliger, als wenn Worte um unser Seelenthor schwirren und dies nach innen verriegelt ist; man wird immer träumerischer und schwankender im Charakter; man gewöhnt sich daran, das Innen vom Außenleben als zwei Gegensätze zu trennen; Gedanken steigen aus dem Herzen auf in das Haupt, wie aus dem Bache Nebelbilder gen Himmel schweben und ebenso fallen sie wieder herab — mit dem Unterschiede, dass sie nicht wie der Regen zur That werden, die Äcker befruchten und Leben erfrischen, sondern sie schwellen bloß das Herz und schlagen schäumend an die nackten Klippen des Lebens und können sie doch nicht wegschwemmen. In diesem Zustande erhielt ich einen Freund von meinem Alter; er war durch Vermittlung meiner Kameraden von dem warmen Athem meiner Gedichte berührt worden. Ich schüttete meine volle Seele aus und erhielt dafür scharfausgeprägte Goldmünzen des Kopfes. Sein Wesen war kantig und abgeschlossen; es schien sein Wille als Wächter vor seiner Seele zu stehen und zu rufen: „Alles darf herein, nichts hinaus". Bald konnten wir nicht ohne einander existieren und bezogen ein Quartier. Er bestärkte meine Verachtung der Schule — er durfte sie verachten — ich aber erhob mich über sie, ohne sie auszufüllen; ich schwelgte in Gefühlen und verzehrte mich selbst; wenn die Flamme in sich zurückbrennt, wenn das Herz als Opfer verbrannt wird, anstatt dass es der Altar sei, auf dem die Welt durchglüht werden soll, dass sie leuchte wie ein Phönix: dann ist der Mensch eine Tempelruine — wir fühlen: hier haben Götter gethront, aber wir schaudern über den Schutt und Moder. Wie mit der Schule, so mit den Lectionen; mich wollte

man ja nicht, man wollte meine Kenntnisse — und ich konnte nur mich geben. Entschlüsse wurden gefasst zu lernen; aber unruhig regte sich das Schaffende in mir und aller Vorsatz blieb Vorsatz; endlich lässt man sich gehen und will nichts wollen. Der Muth ist weg — jeder unerfüllte Entschluss reißt eine Säule ein an unserm Charakter! — Es kam zur Prüfung. Ich hatte einen geschäftigen Müßiggang getrieben, der viel schädlicher als der eigentliche ist, denn man betrügt sich und meint doch etwas zu thun. Wenn mir jemand sagte: „Ich hab' schon das und das inne!" da lachte ich ihn aus und dachte: Wenn ich's lern', kann ich's auch! Wenn man mich warnte, ärgerte es mich — ich wusst' ja alles auch — aber vom Wissen zum Thun ist eine Barrière zu überspringen, über der ich den Hals brach. Als ich zur Prüfung ging, sah ich einen Soldaten gefangen auf die Hauptwache führen, sein händeringendes Weib folgte ihm — ich fiel durch. Das hätt' ich mir doch nicht eingebildet — denn es war das Examen aus der Geschichte! Ich wusst' nicht, mit welchem Gesichte nach Hause kommen und improvisierte eine Ohnmacht, so dass ich mit einem Fiaker nach Hause geführt werden musste, nachdem man vergebliche Wassermassen über mich ausgegossen hatte. Zur zweiten Prüfung ließ ich mich zwingen — mit demselben Erfolge. Natürlich musste man nach Hause schreiben: In der Schule geht es gut! Weiter brachte mich kein Mensch zur Prüfung. Schlaf! Schlaf! Schlaf! Das Bewusstsein zu umnebeln! Aber auch so hatte ich keine Ruhe. Ich suchte Zerstreuung, lief von einem Café in's andere, las philosophische Werke. Das ist die rechte Höhe, wenn man so die sinnlichen Genüsse mit den geistigen mengt! Man wird von beiden nicht gesättigt und begehrt immer mehr. Natürlich wird man verrufen und fühlt sich doch so hocherhaben und rein, und rein und vermögend! Mein Verhältnis zum Freunde ward immer kälter, wir stießen einander wie Äste — er achtete mich nicht mehr und ich fühlte ihn zu eckig. Bei der geringsten Veranlassung entstand Zank und ich glaubte umso viel gröber sein zu müssen,

als ich seit dem Verluste der Lectionen von ihm den Unterhalt bezog — wir hörten auf, miteinander zu sprechen und schliefen doch fast in einem Bette und bemitleideten einander herzlich. Endlich schrieb er mir über meinen Leichtsinn und es kam dahin, dass er mich in Sprachen unterrichtete. Welch eine Beseligung zog wieder ein in meinen Busen! Wie einig ward ich mit mir und der Welt! Ich kannte nun wieder das Vergnügen! Ach, das ist ein göttliches Wort! Sich ganz genügen! Das ist die höchste Lust! Aber bald kam ein Brief vom Hause — die Mutter schrieb zum letztenmale. Wie schnitt es mir in die Seele — „ich sei brav, zu brav", schrieb sie, „ich möchte praktischer werden und die Medicin studieren". — Sie hatte während des Winters den Großvater in einem Fieber Tag und Nacht gewartet und im Frühlinge erlag sie. Ich kam nach Hause. Der Kirchhof sah mich bleich an. Man sagte: „Jedem stirbt eine Mutter!" Ach nein! nicht jeder ist mit ihr verwachsen in eins, nicht jeder wurzelt in ihr mit allen Daseinsfasern! Ich müsste den Gott hassen, der wie der Gott der alten Juden mit seiner Welt Ball spielt — Jesus ist nicht nur für, sondern auch mit uns, nicht nur vor 1800 Jahren gestorben — täglich, stündlich stirbt er noch heute — Gott leidet mit uns. Über die Klügler, die dem Tode einen Glorienschein leihen! Die, wie Hiob sagt: „Gottes Person ansehen", wenn der Mensch Ursache hat, mit ihm zu rechten! Ein Geheimnis ist der Tod — ein häßliches Räthsel — der Oedip soll noch kommen, der die Sphinx in den Abgrund stürzt.... Meine Mutter starb. — Wenn je einer mit einem Glorienschein gestorben wäre, dann hätte auch sie einen haben müssen — nur ein Sonnenschein spielte auf ihrer Brust, als ihr der Odem entwich. Ihre Schwestern, die Blumen auf der Flur, mussten Schmerz empfunden und der süße Mond auf der andern Hemisphäre leise gebebt haben. Ich bereute jede Minute, nicht an ihrem Bette zugebracht. Der Großvater war doch ein eigener Mann. Ich lernte ihn jetzt erst kennen. Mein Blick hatte sich geschärft, meine Beobachtung war reifer geworden. Dennoch durchdrang

ich etwas Geheimnisvolles nicht, das ihn umgab. Als ich von ihm schied, vom Grabe meiner Mutter Abschied nahm, bebten seine Lippen. Er schien mir etwas verrathen zu wollen. Er weinte über meine Armut. Oft versprach er goldene Berge. Wo sie hernehmen? „Lass nur, lass es", sagte er. Zuweilen kam auch Geld, dessen Ursprung ich mir nicht vorstellen konnte. Er versprach mir zu schicken. Ich reiste ab, um ihn nie wiederzusehen. — Eine Schreckenskunde hört' ich von einem Tage, wo er wäre mit einem blutigen Messer gesehen worden. Er wäre des Wegs vom Schlosse dahergerannt gekommen . . . er hätte Drohungen ausgestoßen . . . man hätte ihn gefangen genommen . . . er wäre entflohen, hieß es . . . ich erhielt geheime Geldunterstützung . . . von wem konnte sie sein? Mein Leben —"

Bis hierher hatte Amalie gelesen, als Geräusch sie unterbrach. Sie hörte des Oberamtmanns Tritt, bebte zusammen, und dachte an eine unbemerkte Rückkehr.

Springer aber hatte, sei's aus Vergessenheit, sei's aus Willkür, auf der Recrutenreise nach Josefsstadt seinen gewöhnlichen auffallenden Anzug beibehalten. Die des Weges kamen, blieben verdutzt stehen, lüfteten die Mütze und schauten der wunderlichen Truppe kopfschüttelnd nach. Fast sah Springer dem Räuber Moor ähnlich, der zu Pferde seine neugeworbenen Gesellen in's erste Pröbchen führte. Sein falbes Ross neigte trauernd den schlanken Hals und drehte ihn zuweilen zurück mit einem Blicke, der fragt: Darf ich ihn aufrichten? Doch sein Herr schaut andere Gesichte. Zürnend tritt vor ihn ein Greis und streckt die Hände aus und ruft: Wo ist mein Stab? Du reitest stolz und ich habe keine Krücke! In fernen Landen bettle ich von Thür zu Thür und mitleidig fragt der Grausamste: Hast, Alter, Du kein Kind? Ach, hätt' ich keins! Doch eins haben und es entbehren — das ist Tod! und tausendmal muss ich das Wort wiederholen, das zweischneidig Seel' und Mund zerreißt! — Und wieder andere Gestalten tauchten aus dem Nebel — Amalie — sie lächelte — weh, das Lächeln ward ein Grinsen! Und sie lächelte wieder! Aber gleich wird Weinen

daraus — wie Wolken umhüllen sie Thränen und sie leuchtet doch heraus, bis die Nacht einen schwarzen Witwenschleier ihr um das Antlitz wirft. Dort tritt der Abendstern hervor — Marie — hell und sanft — ist's etwa der Morgenstern? Morgen- oder Abendstern! Licht folgt ihrer Bahn, Licht strahlen ihre Schritte aus! — Unter solchen Träumen und Phantasien war Springern der Weg geschwunden.

Lange schon war er in die Thore der Festung eingeritten, als endlich die dickbestaubten Recruten mit ihrem Convoi, still und ernst geworden bei dem Anblick der melancholischen Bollwerke, am Sammelplatze eintrafen. Springer befahl ihnen nüchtern zu bleiben und beim Namensaufruf gehörig zu erscheinen.

Das Blut schoss ihm in die Wangen vor Zorn und Scham, als die Commissäre die leidige Bloßstellung des menschlichen Körpers anstatt durch anständige Männlichkeit zu mildern, durch leichtfertige Manier verschlimmerten. Er hielt gewaltsam an sich und war froh, nachdem aus fünfzig Mann zehn gewählt waren, dieser Gesellschaft den Rücken zeigen zu können. Er allein ritt noch am Abend aus der Stadt und gab dem Amtsschreiber Stock, der ihn bis zum Thor begleitete, noch mancherlei Aufträge.

Da geschah es, dass die Officiere der Besatzung den kecken Reiter erblickten. Sie sahen ihm auf die Sporen. Ja die Wache präsentierte sogar das Gewehr. Zwei Lieutenants standen still und grüßten. Jetzt verabschiedete sich Stock und rief, das Pferd noch liebkosend: „Glückliche Reise, Herr Actuar!" Stock rief mit überlauter Stimme.

Kaum hatten die Lieutenants dies Wort gehört „Herr Actuar", als sie das Pferd am Zaume gefasst und den überraschten Reiter vom Sattel gerissen hatten.

Sein Federhut flog ihm vom Haupte. Der Wind warf ihm die braunen Locken in's Gesicht. Geschrei erhob sich. Es kamen Soldaten herbei. Stock kehrte um und schien beschwichtigen zu wollen, aber die Officiere, jung und gegen Civil gereizt, rissen

Springern vom Pferde, traten ihm die Sporen von den Stiefeln und riefen: „Gewehranschlag vor einem Federfuchser?“ Springer wehrte sich. Die Übermacht entriß ihm die Reitgerte. Die Officiere träfen ihn ... er blutete ... da rasselten die Trommeln.... Alles stob auseinander — und der Gemisshandelte stand allein. Er hatte keine Genugthuung. Wenn er sie forderte, man würde sie ihm, dem Schreiber, verweigert haben.

Sein Pferd hatte sich indessen eine Strecke davon ruhig niedergelegt. Es erhob sich schwer. Springer reinigte sich und tiefaufseufzend führte er sein Ross eine Weile am Zügel. Dann schwang er sich auf und ritt in die Welt hinaus wie ohnmächtig. Das treue Thier hielt vor einer Herberge. Springer stieg ab. Er war krank und blieb zu Nacht.... Stock war mit den heimkehrenden Recruten vorausgegangen. Ganz Rosenthal wusste den Schimpf Springers, ehe er ankam.... Marie war todtenblass, als es hieß: Den Springer hat man zusammengehauen. Der Vater sagte zu ihr: „Brauchst nicht zu weinen! Morgen wird er doch wieder Sporen tragen! In Rosenthal darf er sich eine goldene Krone aufsetzen. Freilich draußen, da über'm Backofen, da gilt der Obenhinaus nur für ein Schreiberle! Jeder Feldwebel kann's ihm sagen.“

Marie beweinte Springers Fall. Sie wusste, was ein Phaethon leiden musste. Dass es selbst in einer geringen Existenz tief Angelegtes und Bedeutendes geben kann, wer ahnt das so immer!

4. Capitel.

Schwarzel, der Waldgeist.

Die Demüthigung Springers hätte in Rosenthal noch mehr Aufsehen gemacht, wäre nicht derzeit das Interesse auf einen andern Punkt gespannt gewesen. Man hatte nämlich während Springers Abwesenheit beim Holzmachen im Bärenwalder Busch ein Menschengerippe gefunden. Dabei lagen die Gebetriemen eines Juden sammt einem Beutelchen aus Hirschleder mit sieben

Kreuzern und ein Schlüsselchen darinnen. Von Kleidern waren nur geringe Fetzen erhalten. Die Sache ward ruchbar und doch hörte man nichts von einer Untersuchungscommission; Herr Frank, der mit dem Oberamtmann seit einiger Zeit über die Achsel war, weil sein Junge wegen Tabakrauchens auf der Gasse war eingesperrt worden, gieng auf die Kanzlei und gab's deutlich zu verstehen, dass man nur deswegen die Sache vertusche, weil es eine Judenleiche sei. Gleich hinter Frank kam der Spion, der getaufte David, und sprach den Verdacht aus, dass wohl der Schwarzel, den man unverantwortlicherweise auf der Herrschaft sein Spiel treiben lasse, den Juden ermordet habe. „Was das betrifft", erwiderte der Oberamtmann, „dass wir den Schwarzel dulden, hat seine guten Gründe — die Ihn nichts angehen; aber, bis der Actuar von der Recrutierung da sein wird, soll die Sache vorgenommen werden!" Auf dem Rückwege unterhielten sich Frank und David (merkwürdigerweise zwei uneigentliche Juden, die sich allein der Leiche eines Juden annahmen) über die „guten Gründe", von denen der Oberamtmann gesprochen; Frank meinte, es sei der Obrigkeit lieb, dass der Geisterspuk die Leute fromm und abergläubisch mache; der getaufte David leugnete dies zwar nicht, aber nach seiner Meinung müsse die heuer ungewöhnlich rasche Abreise des Grafen mit dem Schwarzel in einiger Verbindung stehen. Frank ließ sich nicht darauf ein, denn er kannte die weithergeholten Combinationen, die Daviden für's Leinwandgeschäft oft nützten, meist aber in anderen Dingen über's Ziel hinausschossen.

Einen anderen Mittelpunkt des Gesprächs in Rosenthal bildete ferner das Stutzen der Pappeln, die um das Muttergottesbild am Ringe standen. Der Pater hatte Springers Abwesenheit dazu benutzt, die Statue vergolden und die Bäume verkürzen zu lassen. Springer sah, als er einritt, gleich die gekröpften Pappeln und das hervorragende Standbild. Er lächelte schmerzlich — über sich. Bei Kaufmann Groß vorsprechend, traf er im Hausflur einige Mädchen, die seinen Gruß kaum erwiderten und eine nach der andern in die Küche liefen,

woher er zuerst ein Wispern, dann ein unterdrücktes und endlich ein helles Auflachen hörte. Er trat in's Nebenzimmer. Marie saß am Clavier; er grüßte und setzte sich ungeheißen auf das Canapee, bittend, fortzufahren. Sie stand aber auf und sah ihn voll Mitleid an. Als Vater Groß lächelnd sich zu entschuldigen kam, weil er hinaus müsse, nach der Gerste sehen, antwortete Springer nicht, es kam ihm auch die Honigsüße des Alten wie Hohn vor. Als er durch's Gewölbe hinausgieng, wußte er nicht, wer darinnen sei; mit dem Sichempfehlen hatte er es nie genau genommen und so eilte er jetzt auch lautlos hinweg.

Vor dem Schloßthore begegnete er dem Amtsdiener, der ihn aufsuchen und vom Herrn den Befehl wissen lassen sollte, mit den im Schloßhofe versammelten Leuten den Schwarzel einzubringen. Er hatte schon auf dem Heimwege von Josefstadt die Geschichte von der Leiche erfahren und auch dabei an Schwarzel gedacht. Doch war er stets weit entfernt, seinen Hirngespinnsten Wesenheit zuzutrauen und nun ganz überrascht, daß die Welt mit ihm übereinstimme, was denn doch sehr natürlich zugieng. Jetzt erst schien es ihm ganz unmöglich, daß Schwarzel des Juden Mörder sei — und doch wünschte er, es wäre so und Schwarzel ein Ungethüm, das ihm viel zu schaffen und seinen Schimpf zu vergessen gebe; — er warf, in seinem Zimmer angelangt, den Frack ab, hüllte sich in den Mantel und nahm ein Paar Terzerole. Als er über die Hoftreppe eilte, kam ihm Hedwig in den Weg, er möchte zum Mutterle kommen in den gräflichen Ahnensaal. Hedwig, des Oberamtmanns Kind erster Ehe, nannte Amalien schon das Mutterle. Er schlug sich mit der Terzerolfläche vor die Stirn, als hätte er etwas ganz vergessen und in einigen Augenblicken stand er vor Amalien. „So ist's recht!" rief sie ihm entgegen, „in dem Anzug bist Du ein ganz anderer Mensch, wenn's auch in Josefstadt was gegeben hat." Springern war's wohl, daß sich doch jemand um ihn kümmerte und ihm gefallen mochte. Unwillkürlich stellte er Marien zwischen die Ahnenbilder und

blickte dann auf die glatte Stirn Amaliens, von der das Leben glänzte. „Ich liebe Dich, Amalie", rief er hell lachend, „komm an mein Herz! ich liebe Dich unermeßlich!" Zum erstenmal preßte er sie an sich in minutenlangem Kuß, selbst- und allvergessen — Flamme loderte in Flamme — und ernst sahen die Ahnenbilder drein. Sie merkten's nicht, als die Thür sich öffnete, Schrenk eintrat und bei dem Anblick selbst zum Bilde ward. Erst als die kleine Hedwig nachkam, schrie Amalie auf und riß sich los; Hedwig ging hin zum erstarrten Springer und sagte, sich an ihn schmiegend: „Ich und Mutterle haben Dich gern!" Da raffte Springer sich auf aus seiner Betäubung und stürzte an dem Oberamtmann vorbei, hinaus, die Treppe hinab; er prallte zurück vor den Leuten, die ihm entgegenkamen, um den Schwarzel zu suchen. Er eilte ihnen wie rasend voran. Man konnte ihm nicht nachkommen; den Berg lief er hinan, als gält' es, ihn einzunehmen; er hörte nicht den Zuruf des stimmgewaltigen Rubel. „Hundeton! wo ist denn Hundeton?" fragte Rubel. — „Der wollt' nicht mit! Er hat rasende Angst vorm Schwarzel." — „Meine Alte", sagte der Müller am Silberberge, „läßt heute kein Kind aus der Stube! Ich mag ihr's nicht wehren; wie ich's Unglück hatte mit dem Fuchs, hat sie auch damals den Knecht mit der Fuhre nicht weglassen wollen — die Weibsen haben eine krit'sche Nase!" — „Der Schwarzel ist ein gehöriger Patron — ihr mögt euch vorsehen", warf der preußische Christoph ein, den man gezwungen hatte mitzumachen. Als man in den Wald einbog, huschte er auf die Seite und lief nach Hause zurück. „Der Actuar ist seit Josefstadt toll", sagte Stock leise und schmunzelte vergnügt, als man darauf eingieng, und die Josefstädter Geschichte zu hecheln begann. „Pst!" rief Stock, den Finger auf den Mund legend und deutete auf die Felsenküche, wo man Springer sitzend gewahrte. Dieser stand auf und schritt auf die Ankommenden zu, und nachdem Jeder seine Stimme abgegeben, wie man sich vertheilen müsse, um kein Luftloch zum Entschlüpfen zu lassen oder ob man lieber beisammenbleiben und mit dem fünfzehn Mann

ſtarken Haufen in das Dickicht eindringen ſolle, da ſagte Springer mit Feldherrnruhe: „Hier ſind zwei Fälle zu unterſcheiden: entweder iſt, wie allgemein geglaubt wird, Schwarzel ein Geiſt; dann ziehen wir vergebens aus mit Ketten und Stangen! Oder er iſt ein Menſch: dann muſs er eſſen, trinken und irgendwo wohnen!"

„Der Pfarrer ſagt aber: es giebt auch Halbteufel!" warf Rubel ein. „Ich ſage, er iſt ein Menſch!" ſetzte Springer ruhig fort, „folglich müſſen wir hinter dem Buſch zum „Feldhäusler" gehen, wo ſich vielleicht Spuren finden könnten."

„Der Feldhäusler iſt ſelbſt nicht geheuer!" hieß es, „man ſieht ihn nie unter Menſchen, und wenn man auf dem „Bodaſteig" „Lützows wilde, verwegene Jagd" ſingen hört, dann iſt's der Feldhäusler ſicher."

„Er war ſchon bei der Einnahme von Paris", ſetzte der Müller hinzu, „anno, anno — kurz, er muſs ſchon damals nicht mehr grasgrün geweſen ſein, denn jetzt hat er ſeine Siebzig auf dem Buckel; aber er trägt ſie leichter, als ich meine Fünfzig."

„Man ſagt", begann der alte Breier, „daſs ſeine Augen im Finſtern leuchten wie Kateraugen."

„Und daſs er geſchmolzene Bleikugeln dreimal des Tags iſst, wie wir Erdäpfel", ergänzte ein anderer.

Während dieſer Unterhaltung war man rechts an einen Waldſaum gekommen, in deſſen Nachbarſchaft an einem Felſenquell ein nettes Häuschen, von Bohnenſchlingen umrankt, ſich erhob. Die Schar nahte leiſe und ſuchte unter dem Schutze des lebendigen Gartenzauns ungeſehen an den Fenſtern vorbeizukommen und auf der andern Seite die Hausthür zu erobern. Da ſchlug ein Hund an in der Stube und gleich darauf erſchien eine hohe Geſtalt mit eisgrauen Haaren um Haupt und Mund am Eingang. Ihr Körper war nach allen Seiten mit bunten Heiligenbildern bedeckt und in der rechten Hand hielt ſie ein rothes Fähnchen, worauf ein weißes Kreuz eingenäht war.

Als diese Schreckgestalt der Leute ansichtig ward, schwenkte sie das Fähnchen in Form eines Kreuzes und sprach mit voller Stimme: „Dein Wille geschehe!"

Die Leute, welche vor der Erscheinung eine Scheu empfanden und nicht wagten aufzublicken, glaubten in den Worten: „Dein Wille geschehe!" ein Geständnis der Schuld zu hören und nahten sich, über ihn herzufallen; aber wie erstaunten sie, als Springer sie zurückstieß, auf den Alten zusprang und vor ihm weinend auf die Knie fiel, dann seine Füße, seinen Leib, Hände und Angesicht küsste und mit seinen Thränen benetzte.

Der Greis benahm sich, als hätte er das alles erwartet und käme ihm gar nicht fremd vor; er legte dann seine beiden Arme um den Actuar, so dass die Fahne über Beiden schwebte.

Niemand sprach ein Wort und man wusste nicht, welcher von Beiden schluchze, sie standen da ineinandergewurzelt — die Leute erfasste der Anblick so, dass sie nacheinander unvermerkt die Hände zu falten, niederzuknieen, das Haupt zu entblößen und erst leise, dann laut zu beten begannen.

Die Beiden erwachten dadurch und stimmten mit ein.

So war wie durch einen Zauber die Rotte, die auszog, um zu fangen und zu fesseln, von der Andacht mächtigeren Ketten selbst gefangen und gefesselt worden.

Doch auf nicht lange....

Springer sagte dem Greise einige Worte in's Ohr; dieser lächelte und gieng in die Stube zurück, erschien aber gleich wieder an der Thür mit einem Gewehr, gab es dem Actuar und schien aufbrechen zu wollen.

Als die Leute das Gewehr sahen, schlüpften wieder Hintergedanken aus ihrem Versteck; sie vertheilten sich so, dass der Alte mit dem Actuar in die Mitte kam, nnd lautlos gieng's zurück in's Städtchen.

Springer war so erfüllt im Innersten, dass er gar nicht der Begleitung gedachte, die ihn theils neugierig, theils verdächtigend ansah. Als sie aus der Brettergasse in den Ring

tauchten, kam ihnen das Geschrei entgegen: „Schwarzel kommt! Schwarzel kommt!“ und von allen Seiten liefen Männer, Weiber und Kinder hinzu, erst furchtsam, dann keck und dreist; man führte ihn in's Schloss, das Volk hinterdrein; es wollte ihn in's „schwarze Loch“ stecken sehen. Stock fasste ihn am Arme und machte Miene, ihn wahrhaftig in's schwarze Loch zu führen und sagte: Es solle fortan Schwarzel-Loch heißen! Aber der Actuar schleuderte ihn zurück und entführte seinen Gefangenen den erstaunten Blicken der Leute in sein eigenes Zimmer.

Der Oberamtmann fehlte.... Man sagte, er wäre krank. ... Doch hatte er noch soviel Geistesgegenwart, wenigstens stumm auf einen inzwischen angekommenen Brief zu zeigen, demzufolge die Judenleiche aufgeklärt wurde. Ein gewisser Neustadtel aus Reichenau kam und erkannte seinen vor Jahren im Winterschnee auf Reisen gegangenen und verkommenen Bruder an Schlüssel und Beutel.

Springer ließ sich zum Großvater einsperren und wollte durchaus nicht von ihm weichen. Denn sein Großvater war der Waldgeist. Springer konnte nun die Lücken seines Tagebuches ausfüllen. Der Großvater war einst, aus Ursachen, die sich lichteten, mit dem Messer auf den Grafen losgegangen. Ewige Kettenstrafe wäre seine Strafe gewesen, wenn ihm der Graf nicht die Freiheit gegeben hätte unter der Bedingung, nach Ungarn oder Siebenbürgen auszuwandern. Er nahm die Summe, die er dazu empfing, schickte die Hälfte an den Studenten Springer, lebte in der Fremde, bis ihm die Sehnsucht zu seinem Enkel zurücktrieb. Als Schmuggler und Waldgeist hielt er sich im grünen Versteck. Er sah den Sohn seiner Tochter oft genug, ohne dass ihn dieser wiedersah, bei jenem Königsschießen nur stand er einmal vor ihm und nahm ihm die Flinte, die in den Farrenkräutern lag. Er hatte selbst die Flinte dem Studenten einst verehrt. Sie war ein Geschenk des Mannes gewesen, den er mit dem Messer angefallen ...

Und warum diese Freveltat?

Springer erfuhr sie und konnte sich den Reiz zu ihr ausmalen, als nach einigen Tagen der Graf — dem man alle diese Vorgänge berichtet hatte — vor ihm stand und ihm sagte:

„Mein Sohn! In Hohenelbe lag ich einst im Quartier. Des Glöckners Tochter war allerliebst. Du gleichst ihr auf ein Haar. Man thut, was man thun kann. Ich ließ Dich sogar studieren. Aber der Alte wurde zudringlich, impertinent. Ich konnte ihn in Ketten bringen, lebenslänglich. Ich war gnädig. Du bist Actuar. Der Oberamtmann wird nicht gesund davon werden, dass er seine Braut in Deinen Armen sah, Du Don Juan! Ich hielt ihn immer für geistesschwach. Nun zeigt sich's. Man setzt ihn ab. Wirst Amtmann, auch Ober-, wenn Du willst. Sei Herr, aber nicht zu hoch hinaus. Der Denkzettel in Josefstadt war nöthig. Ich werde meine Hand nicht von Dir thun. Heirate die Marie oder die Amalie, welche Du willst. Ich werde für Dich werben. Im Übrigen, mein Sohn, bleib' ich Dir in Gnaden gewogen."

Für Schwarzel hatte der Graf nicht nöthig zu sorgen. Der hochbetagte Greis hielt die Erschütterung nicht aus. Er starb in kurzer Frist.

Der Oberamtmann musste pensioniert werden. Sein Verstand gab zu viel Blößen. . . .

Des neuen Amtmanns Wahl zwischen Marie und Amalie entschied sich bald. Er wohnt noch heute in Rosenthal.

Der Geleitsmann.

Eine Soldatengeschichte.

1854.

Motto: Denn es ist sichernd und ruhmvoll zugleich, wenn man eine so große Menge dieselbe Ordnung befolgen sieht.
Thukydides.

Mein Vater ist ein Zimmermeister schlecht und recht und nährt sich redlich. Er gewann zwei Söhne, der ältere heißt Franz, der jüngere Anton, und der bin ich; ersterer ward frühe für die Academie bestimmt, weil unser Vater in seinem Sohne nachzuholen gedachte, was er selber schwer genug entbehrte — Mathematik und Zeichenkunde! — Was mich anbelangt, so spürte ich wenig Lust, auf Dächern herumzuklettern und nach der rothen Schnur zu laufen; der langweilige Schlag der Äxte auf den geduldigen, aber zähen Balken machte mir Kopfschmerzen und als ich meinem Vater, der mich wegen seiner Winterstiefel zum Schuster geschickt hatte, mit großer Wärme erzählte, wie schön es sich auf dem bequemen Dreifuß sitzen lasse, wie lustig die Schuhe von allerlei Leuten so untereinander dalägen, und welche Freude es sei, wenn das Leder auf den ersten Strich so herrlich glänze, — da sagte er: weißt was, Tonla, du wirst ein Schuster! Und ich ward ein Schuster! Was schneidet Ihr für Gesichter? Ich sage Euch! ein Schuster oder ein Huter soll man sein, das Oberste oder das Unterste soll man über sich nehmen, was in der Mitte liegt, als da der Schneider verfertigt, ist zu verachten. Trotz des Peches an meinen Händen oder vielmehr vermittelst desselben (denn es klebt ja) scheute sich Guste, des Maurermeisters Töchterlein doch nicht, ihre weiße Hand hineinzulegen, versteht sich, nachdem ich Geselle geworden und als ich gar das Recht in der Tasche nach Hause trug, auf meine eigene Faust die Füße der Herrenfelder bekleiden zu dürfen, da bekam ich von ihr den ersten Kuss, welcher natürlich für

mehrere gelten konnte. Unterdessen hatte auch mein Bruder Franz in der Stadt auf seiner Laufbahn weite Schritte zurückgelegt. Er war nicht nur fertiger Polier, sondern auch der Leiter einer Zeichenschule geworden. Wie freute sich unser Vater, als er uns einmal in Herrenfeld beisammen sah, als der ganze Ort mit Fingern auf uns deutete. Da ist der Zimmermeister Rücker mit seinen zwei Söhnen! Ich sollte in vier Wochen meine Guste heiraten, die Aufbietung lag schon beim Herrn Pfarrer; aber auf den Franz sah es manche Dirne ab, er war wirklich ein schlanker Bursch, hatte seinen Schnurrbart und langes Haar bis auf die Achseln, dazu einen kecken Blick und einen Gang wie ein Unterofficier, aber er hatte auch ein loses Maul; in der Schenke ließ er sich darüber aus, dass man Gott auch in dem geringsten seiner Geschöpfe verehren könne, vor dem Herrn Verwalter rückte er kaum seinen umgestülpten Hut, und das machte böses Blut. Es brach aus, als Franz in der Amtskanzlei dem Herrn Verwalter verschiedene Wahrheiten sagte, wegen der Zimmerarbeit der Herrschaft, die unser Vater lange Jahre zur Zufriedenheit des Herrn Grafen vollführt hatte und die ihm nun von dem erzürnten Beamten aus der Hand gespielt wurden. „Sie gehen nicht von der Stelle!" befahl der wüthende Mann, die Kanzleitische im Hin- und Herrennen fast umrennend, „ich schicke Sie sogleich nach Josefstadt zur Assentierung!" „Dazu haben Sie kein Recht!" sagte mein Bruder gelassen, „ich bin zeitlich befreit!" „Sie werden mir Gesetze vorschreiben? So wahr ich lebe, und Verwalter, Steuereinnehmer, Straßenbaubesichtiger und herrschaftlicher Oberamtmann bin, wenn Sie sich meinen Befehlen widersetzen, lasse ich die Eisen bringen! Neukomm, Neukomm, lauf' Er hinüber zum Recrutenführer Blaschke, er soll sich reisefertig machen und seinen Knotenstock nicht vergessen, sich dahier einfinden — bald, sehr bald!" So geschah es auch; der Amtsdiener brachte den einäugigen Blaschke, der einigermaßen verlegen war, weil es sich um einen Rücker handelte, mit dem er in ferner Verwandtschaft stand, und dessen er sich noch gestern im Wirtshuse vor aller Welt gerühmt hatte;

er nahm den Anlauf, für den jungen hitzigen Studenten etwas hervormeckern zu wollen, aber als der Verwalter Miene machte, einen anderen Convoi zu bestellen, falls er sich herausnähme, Umstände zu machen, so gab er stumm nach, weil er dem Recruten allenfalls in Josefstadt oder auf dem Wege dahin noch am gefälligsten und angenehmsten sein konnte. Der Amtmann schrieb in Hast eine Conditionsliste, die er wohlversiegelt dem Convoi mit der Weisung übergab, noch heute abzugehen; darauf warf er dem Franz zwei Gulden Reisegeld hin; dieser besann sich eine Weile, nahm das Geld und drückte es dem Convoi in die Hand; der Verwalter knirschte mit den Zähnen und schwieg, denn er hatte aller seiner Galle in dem Schreiben an die Assentierungscommission Luft gemacht und wollte keine Worte mehr wechseln. Man kann sich ungefähr eine Vorstellung machen von dem Schreiben, und der Bestürzung unseres Vaters, der auf eine übermächtige Weise um die Früchte vieljähriger Sorge, Arbeit, Liebe und Sehnsucht kommen sollte; er ward von einem Schmerze ergriffen, wie ein alter Mann, der seinen einzigen Baum vor dem Fenster mit rothwangigen Äpfeln überladen sieht, sie morgen mit Freuden abzuschütteln gedenkt, die ganze Nacht von Nichts, als von schönen, frischen Äpfeln träumt und früh seinen lieben Baum kahl sieht, von den frechen Händen der Gassenjungen oder der Diebe des Gottessegens beraubt. Ich vergaß, wie ich den alten Vater so sprachlos vor Kummer dastehen sah, Aufgebot, Hochzeit und Braut, — ich sprang, als der Wagen mit Franz und dem Convoi davonrollte, hinten auf, ohne dass der Bruder etwas davon erfuhr, bis wir eine gute Meile vom Hause waren, ohne Abschied von meiner vielgeliebten Guste, nur mit dem Versprechen an den Vater, für die Freiheit meines Bruders alles Mögliche aufzubieten; was zu thun sei, wusste ich selber am wenigsten, wiewohl ich in meiner innersten Seele davon überzeugt war, der Franz dürfe, solle, könne nicht Soldat werden! Ein Stolz fuhr in mein Herz, der mich fühlen ließ, ich habe jetzt das Geschick einer ganzen Familie in meiner Hand — zum erstenmale in meinem Leben erfuhr ich da, dass

ich zu Etwas auf der Welt sei, dass diese ein kleines Loch hätte, wenn ich nicht wäre! zum ersten Male waren meine Gedanken auf etwas Anderes gerichtet, als auf die Schuhe der Leute, ich sah denen, die uns entgegenkamen, nicht mehr auf die Füße, sondern nach Kopf und Busen, ob sie ein solches Gefühl, einen solchen Gedanken hegen könnten, wie ich ihn hegte — kurz, ich hörte ganz auf Schuster zu sein, ich war mit einem Male ein Mensch! Mir gegenüber saß Franz, bleich, aber entschlossen; tief betrübt, aber trotzig, bereit, die dargestreckte Lanze, da nicht rechts, nicht links auszuweichen war, selbstwillig in seine Brust zu drücken; der gute Convoi schielte mitleidig, aber thatunfähig bald auf jenen, bald auf mich hin und stellte sich endlich, um Alles los zu werden, schlafend wie der Strauß mit dem Kopf im Sande. „Franz", sagte ich mit trockener Kehle, da ich solange stumm dagesessen war, „Franz! wirst Du gern Soldat?" „Anton", murrte jener, indem er den Kopf unter der Wagendecke herausstreckte, um mir sein Gesicht zu verbergen, „Anton! Du bist ein Narr". „Franz", sagte ich, „ich wär' nicht der erste Narr, der die Wahrheit gefunden! Ein Mensch mit scharfen Augen täuscht sich sehr oft, weil er vermöge ähnlicher Züge, die Andern verborgen bleiben, die Dinge verwechselt, während ein Stumpfsinniger kurzweg sagt: Du irrst dich, Freund Adler, es ist nicht wie Du sagst! weil er die Ähnlichkeit gar nicht findet zwischen einer Ahle und einem Rasiermesser. Franz, Du hast gute Augen und ich sehe gar nicht weit! Du siehst schon das goldene Porte-épée um deinen Leib, ich erkenn's aber nur für einen Ledergurt mit einem schweren Pallasch — Franz! Du hast einen Vater, den bringt's in das Grab!" — „Anton!" rief er wild, „es steht Brüdern gar nicht gut, wenn sie spotten! Anton, ich werde dich in deiner schwersten Stunde daran erinnern, dass man Einem den Verband nicht von der Wunde reißen dürfe, wenn man nicht eine Wundersalbe hat, sie augenblicklich zu kurieren!" „So Eine hätt' ich, Bruder Wildian! Der Bengel schläft da, nimm die Beine über die Achseln und mach' dich aus dem Staube!" „Ja, und

den Mann soll ich unglücklich machen? Er muss seine Recruten nach Josefstadt stellen!" — „Gut! wie ich sehe, sind wir unser Drei in dem Wagen: der Convoi, Du und ich! Der Erstere schnarcht, du machst dich auf die Strümpfe und ich — warte bis der da erwacht!" „Anton! Du bist ein Herzensjunge! aber Du vergisst auf Deine Guste!" „Bruder, lieber Bruder, mir wäre die Guste zuwider und ich ihr, wenn ich Tag und Nacht nur an dein Unglück dächte und unser Vater darüber stürbe!" Franz dachte eine Weile nach, dann seufzte er tief und sprach: „Nein, wem eingegossen ist, der muss austrinken!" — „Bruder", sagte ich beschwichtigend, und zwar nicht nur ihn, sondern auch mich, „ich hab' ja vorne zwei Zähne ausgebrochen, und die braucht man gerade zum Patronenbeißen — man kann mich nicht brauchen — und überdies bin ich auf dem Dreifuß so mager und trocken geworden, wie eine altgebackene Semmel sie werden davonlaufen, wenn sie mich ansehen!" Das machte entschiedene Wirkung; er fieng an, fragende Blicke auf den blinzelnden Convoi zu werfen; als ich sah, dass der Block sich hob, schob ich noch eine Stange unter, dass er zum Rollen käme und sprang freudig auf: „O, sie dürfen mich nicht nehmen! unser Vater ist über sechzig und braucht mich für seine Wirtschaft, Du bist nicht dabei aufgewachsen, Du giltst nichts!" — Franz sprang auf, während in seinem Gesichte ein Gedanke strahlte, der zu meinen Beweggründen wie das Tüpferl auf dem J passen musste; er drückte mir fest die Hand und das musste er auch, denn sie war voll Schwielen und so fest wie Leder, blickte mich voll Liebe an und schwang sich stumm aus den Wagen; er hatte gerade recht Zeit, denn die Thürme von Josefstadt lagen gerade vor meinen Blicken, wie drohend ausgereckte Finger. Der Convoi rüttelte sich, wischte sich die Augen und saß ruhig da; endlich schaute er auf den Platz, wo Franz gesessen hatte, und fragte schelmisch, wo er denn sei? — „O lieber Vetter", antwortete ich, „der ist um einen Arzt gelaufen, weil wir dachten, Ihr wäret in einer Ohnmacht! nun, wenn Ihr nur geschlafen habt, und der Bruder fand unterdessen ein

Abenteuer, das ihn zurückzukommen abhielte, so gilt es, dass Ihr in einer Ohnmacht waret und ich gelte als Euer Recrut.“ Der Convoi stellte sich erschrocken, erbost, aber ein Schmunzeln um seine Lippen sagte mir, er habe wirklich unser ganzes Gespräch belauscht, wiewohl er rief: „Ihr Hallunken! Gott sei mir gnädig, das wird eine schöne Geschichte! Na, ich komme auf Rad und Galgen — aber, freilich war ich in Ohnmacht! freilich! freilich! und ohnmächtige Leute sind allezeit ohnmächtig und können nichts dafür, wenn lasterhafte Jungen der Ruthe entlaufen! Anton, ich war bald todt, hast du keine Citrone?“ Ich rieb seine Hände, so lange bis er's genug hatte und hielt ihm die offene Tabakspfeife so lange unter die Nase, bis er, ein Schnupfer erster Sorte, zu nießen anfieng, wie Einer, der das erste Mal Tabak riecht. — Ich muss ziemlich fadenscheinig ausgesehen haben, als ich vor der Commission stand; die Herren Officiere schüttelten die Köpfe, der Arzt rief ein „hm“ nach dem andern, aber ein Herr mit einem ellenlangen Schnurrbart zog einen Zettel heraus, ich roch's, dass es des Herrn Verwalters Küchenzettel war, mit dem er die gerupfte Gans in die Menage geschickt hatte, der Herr Officier schlug mit dem Rücken der Hand auf den Zettel: „Franz Rücker — gefährliche Grundsätze — Volksaufwiegler — gegen alle Subordination — allfällig zu assentieren! Assentiert! Marsch!“ Ich ward einem stummen Corporal übergeben, der große Mühe haben musste, dass ich ihm nicht in tausend und allerlei Stücke zerfiel, denn die Wahrheit zu sagen, ich habe im innersten Schlupfwinkel meines Herzens, wohin sich die Hoffnungen, wie von Bluthunden gejagt, flüchten, geglaubt, eher fällt der Himmel auf die Erde als ich unter die Soldaten! — Aufrichtig und gewissenhaft: hätt' ich an den verwünschten Zettel gedacht, wer weiß, Bruder Franz säße heute im groben Kittel, oder läge schon am Zaune, denn er hätte sich bald todt geschossen; zum Glück hat der Mensch zu Zeiten ein Gedächtnis wie ein Sieb, sonst geschähe wohl Vieles nicht auf der Welt, Gutes und Schlechtes! — Die weiten Kleider, in die man mich nun steckte, wie man ein Wild in

einen Thiergarten setzt, wären sicherlich von den Schlägen meines Herzens zersprungen in zehntausend Fetzen, wären sie nicht schon darauf berechnet und fest wie ein eisernes Schloss! Meine nunmehrigen Kameraden wichen mir aus wie einem gefangenen Bären, dessen Tatzen sich noch alleweil nach einem Bissen ausstrecken könnten, ich war so gewöhnt an mein kleines, warmes, freundliches Stübchen mit dem so bequemen Dreifuß, die Aussicht auf die Bienenstöcke des Maurermeisters — ach, Herr Gott und meine Guste! Diese kahlen Mauern, die männliche Luft, und diese Aussicht in den Hof, wo nichts zu sehen war als Soldaten, die ihre Gewehre putzten, mit einander per Jux rauften und nicht von einander zu unterscheiden waren — ich duckte mich in einen finsteren Winkel, bedeckte meine Augen mit beiden Händen und sah vor mir meine Guste, die in vier Wochen hätte mein angetrautes Weib werden sollen, und dann legte ich die Hände nieder und sah mich um in meinem Kerker, ach, da ward mir wehe zum Sterben, und ich wäre sicher gestorben, wenn nicht ein Wolkenbruch von Thränen aus meinen Augen hervorgebrochen wäre; da zum erstenmale wusste ich, was meine selige Mutter damit sagen wollte: „Wenn das Feste sich auflöst, dann wird es erst recht fest!“ Ich bekam einen ganz neuen Muth und ein Vertrauen auf Gott, der aus Felsen springen lässt Wasserquellen und aus des Mannes Brust Thränen, der wegschwemmt mit seinen Fluten alles Sündige und allen Schmerz: kann der Gott nicht Unglück zum Glück und Leid znr Freude machen? Von nun an sah ich meine Umgebung mit klarem Auge an, und wie ich ein Mensch bin, der sich bald einrichtet und um jeden Preis in Übereinstimmung zu kommen sucht mit sich und Anderen, entdeckte ich vorerst, dass unser Schlafsaal doch viel besser sei als ein Stall, in dem ja unser Heiland geboren worden, und meine Kameraden doch viel besser als jene Kriegsknechte, die ihn mit spitziger Lanze in die Seite stachen; ich bemerkte, wie sie gut seien auf ihre Weise, und dass der Mund dennoch lächelt, wenn es auch ein Schnurrbart verhindert, dass man es sähe, — das Commisbrot, das

ich bei den ersten Mahlzeiten nebst allem Übrigen hatte ungenossen liegen lassen, begann ich erst schüchtern zu zerschneiden, brockenweise in den Mund zu stopfen, indem ich mit aller Kraft den Gaumen zwang, nicht zu schmecken, aber nach und nach fand ich es sogar nicht übel, denn ich war ausgehungert wie ein Wolf. Als mich meine Kameraden essen und trinken sahen, schielten sie auf mich hin und lachten, ich lachte mit, das gefiel ihnen und sie rückten näher; da ergriff ich ein Glas Wasser und schrie aus voller Kehle: „Vivat der Soldatenstand! Vivat die Soldaten!" — Mein Corporal, dem ich als verdächtig bezeichnet sein musste, sah mich streng an und sagte drohend: „Gib Acht, Studente, dass man dich nicht bei Wasser leben lässt, wie du es uns thust!" — Ja, wer einmal in einem falschen Lichte gesehen worden ist, er mag sich stellen wie er will und mag, er wird darin bleiben, da die Augen der Menschen jenes erste Licht aufgefangen haben, um es sobald nicht wieder fahren zu lassen. Jetzt erst erinnerte ich mich, dass es Zeit sei, zu melden, ich sei nicht der rechte; ich hatte schon den Fahneneid geleistet, als noch mein Bruder nicht sechs Meilen weit sein konnte, nun mochte er schon in der Stadt unter den Freunden sein, unter dem Schutze der Gesetze. „Herr Corporal" sagte ich, „ich wünschte vor den Hauptmann gebracht zu werden!" „Gut, Rücker, die Folgen hat Er sich allein zuzuschreiben! Der Löwe lässt nicht mit sich spielen! Gut, Rücker, komme er zum Hauptmann!" Dieser sah wirklich nicht aus, als ob er mit sich spaßen ließe, er empfieng mich sehr hart, ehe ich zu Worte kommen konnte: „Wie Corporal? schon der Bursch die Matratze durchgelegen? Eine aus Eisen machen, Corporal; das Maul zu weit aufgerissen, Corporal? Maulkorb, Corporal! Beim Verlesen nicht dagewesen? krummgeschlossen, Corporal! bah!" und dabei blies er mir aus einer kurzen, aber umfangreichen Pfeife mit einem Türkenkopf eine Rauchwolke ins Gesicht, dass ich nichts von ihm sah, als seine zwei Augensterne, die in einem furchtbar weißen Apfel brannten. Mein Corporal zog mich am Rock, er musste es doch gut mit mir meinen, ich

solle ja mein Maul nicht aufthun, bis er die Pfeife weggelegt haben wird; kaum war dies geschehen, als ich auch herausplatzte: „Mein Herr Hauptmann, ich bin nicht der Franz, ich bin der Anton!“ „Franz oder Anton“, sagte er lächelnd und dabei ward sein graues Auge ordentlich blau, „er ist ein hübscher Bursch! halt' er sich brav, er kann General werden!“ Als ich aber dreinsprach, weil ich vermeinte, er habe mich nicht wohl verstanden, da war der Teufel los. „Was, Schlingel! Er ist nicht der Rechte? Er hat uns gefoppt, hintergangen, betrogen? Das soll neunundneunzigfach gerochen werden!“ „Mein Herr Haupt —“ — „Der Teufel ist sein Hauptmann in der heißen Hölle, wo die armen Seelen Wache halten mit feurigen Gewehren —.“ Der Corporal zupfte mich wieder beim Schoß und ich blieb stumm wie Lots Weib, nachdem sie sich umgesehen hatte; darauf sah er mich wieder mit brennenden Augen an, nahm seine Pfeife wieder zur Hand, und blies mir abermals eine Rauchwolke in's Gesicht, als ob er darin Gesichte erblickt hätte, und als ich mäuschenstill blieb, legte er die Pfeife wieder weg, trat zum Tisch, nahm einen Bogen Papier und eine Feder und setzte sich nieder: „Namen?“ „Anton Rücker!“ „Anton? Anton? nicht Franz? warum nicht Franz?“ „Ich bin für den Franz gegangen, mein Herr Hauptmann!“ Jetzt sah er mich mit anderthalb so großen Augen an wie früher und ich entdeckte etwas darin, was mit der äußerst strengen Miene, die er gegen mich behauptete, sehr stark contrastierte. Man könnte fragen, wie ein einfältiger Schuhmachermeister so etwas zu bemerken vermochte, aber mein Herz ersetzte mir, was meinem Kopfe fehlte, ja ich kann sagen, wenn man mir meinen Kopf abgeschlagen hätte, es wäre aus dem Herzen herauf ein frischer gewachsen. Was ich vorhin zu erwähnen vergaß, ist, dass ich meine Hände mit Zweigroschenseife früher weiß gewaschen hatte, ehe ich zum Verhör gegangen war, denn ich wollte bei Leibe nicht, dass ich in die Schustercompagnie eingeflickt werde, da hätt' ich mich recht elend gefühlt; soll's Soldat sein, nun, so sei's recht Soldat! Fisch oder Fleisch! Huter oder Schuster!

Der Hauptmann stellte sich sehr zornig, zerriss das Papier und schmiss es mir vor die Füße. „Corporal!“ rief er, „den Mann strenge bewacht, Geleitsmann hinter ihm, bei Eurem Kopf! rechts um!“ — Wir schwenkten, ich nahm mich zusammen, dass ich's recht nach der Schnur herausbrachte, dabei aber fühlte ich plötzlich einen Faustschlag im Rücken, „Brust heraus! Er Höckerling!“ und ich flog mehr als ich gieng, hinaus zur offenen Thür. Ein Junge ungefähr von neunzehn Jahren kündigte sich mir stumm als mein Geleitsmann an, indem er mir des Hauptmanns Ordre schriftlich zeigte, mir auf Schritt und Tritt zu folgen; die Lilien unerfahrener Kindheit blühten noch auf dessen Stirne, sein Mund war mehr zum Küssen als zum Commandiren eingerichtet; auf seiner Lippe klebte ein Bärtchen, das aber jedem Andern eher zu gehören schien als ihm. Auch hatte ich seine Waden stark im Verdacht, denn auf dies zarte Gesichtchen schienen sie mir von einer viel zu derben Sorte, seine Taille war zum Verlieben schlank, seine Brust mehr hoch als breit. „Also dies Jüngelchen da“, sagte ich zu mir, denn zum großen Glück kann der Mensch in zwei Partien sich theilen und mit sich selber reden, „dies Kind, das eben der Ruthe entlaufen, soll über Männer, wie Anton Rücker, die Oberaufsicht führen? über Leute, die Haus und Hof, Vater und Braut und Dreifuß zurückgelassen haben, um der Stimme ihres Gottes zu folgen in die Wüste? O, hätten sie mir wenigstens einen Mann beigegeben, auf dessen zerschundenem Angesicht ich das Recht gelesen hätte, über mich zu wachen! einen alten Soldaten, der Pulver gerochen und mit dem Tode schon auf Schlachtfeldern Bruderschaft getrunken, ich hätte ihn gehasst, aber nicht verachtet! er hätte mich bald kennen und achten lernen müssen; aber so bin ich das Ross an der Hand eines Knaben, wenn ich auch ausschlage, es ist der Mühe nicht wert, ihn zu treffen.“ Gieng's zum Exercieren, mein Geleitsmann war hinter mir; ich begriff das Reglement sehr schnell, denn ich bin ja ein Deutscher, die armen tschechischen Bengel müssen was ausstehen! aber ich konnte mich nicht enthalten, manchmal meinem Geleitsmann, indem ich

fehltrat, einen Stoß in die Flanke zu geben oder mit dem Gewehr hintenaus an den Schädel zu schlagen, dann gab er mir eine Weile drei Schritte rückwärts frei; die Josefstädter hielten mich anfangs für einen verkappten Prinzen und meinen Geleitsmann für meinen Laufburschen; andere sahen mich sehr mitleidig an, denn sie vermutheten in mir einen politisch Gravierten, den man in die Soldatenjacke gesteckt; Teufel, ich hätte auch so ihr Mitleid verdient, als Anton Rücker, gewesener Schuhmachermeister und entlaufener Bräutigam! wenn der Zorn in mich fuhr, dann fieng ich an zu rennen, dass mein Junge schier den Athem verlor! Einmal stießen wir auf unsern Hauptmann, und er lachte so hämisch, dass ich den Griff meines Hängsäbels fast herumgedreht hätte vor Grimm, und ein Erstaunen ohne Gleichen erfasste mich, als er meinem Geleitsmann, der sich sträubte, einen Kuss aufdrückte, so dass der gewaltige Schnurrbart des Hauptmanns auf dem winzigen des Jünglings lag, dass es schien, als mäßen sie sich miteinander; ich dachte sehr darüber nach, was das zu bedeuten haben könne, und brachte endlich heraus, der Junge müsse ein heimlicher Sohn des Hauptmanns sein, meine Kameraden wollten oder konnten mir keinen Aufschluss geben. Ich duldete diese Qual, auf Schritt und Tritt, in der Kaserne und auf der Gasse, im Dienst und außer dem Dienst, beim Spiel und beim Spazieren von einem zweiten Ich wie von einem Schatten begleitet, auf meine Fragen niemals einer Antwort, höchstens eines Kopfschüttelns gewürdigt zu werden; selbst in der Nacht keine Ruhe vor ihm zu haben, denn er lag hart neben mir und zwar, damit er auf alle Fälle bereit sei, in vollen Kleidern; ich duldete diese namenlose Qual, trotzdem ich durch meine tadellose Aufführung davon befreit zu werden verdiente, vierzehn Tage, drei Wochen, als aber vier Wochen herum waren und ich, trotz meinen Bitten und Vorstellungen beim Corporal und durch ihn beim Hauptmann, noch immer diesen stummen, lästigen Gesellen zur Seite dulden musste, als alle meine Bitten, Vorstellungen, ja Drohungen bei ihm selber, aus eigener Machtwillkür mir hie und da

wo möglich freien Athem zu gönnen, und wenigstens mit mir zu sprechen, fruchtlos blieben, da erwachte in mir ein Geist, der lange genug geschlummert hatte, der Flammengeist der Ehre, der Geist des Soldaten! da beschloss ich in meiner Brust, meinen Vorgesetzten durch eine Gewaltthat zu zeigen, dass ich lieber ehrlich zu sterben, als unwürdig zu leben wisse! Da häufte sich all mein Hass, all meine Verzweiflung auf meinen Geleitsmann, ich wollte ihn umbringen! Er will nicht mit mir wie ein guter Kamerad verfahren, er ist des grausamen Hauptmannes Sohn, er ist die nächste Veranlassung zu meinem abgrundtiefen Schmerz, er muss sterben und ich mit ihm, ade Welt! ade Guste, du ärmste aller Bräute, ade Vater und Bruder und Alles. Wie sollte ich aber meinen Entschluss zur Ausführung bringen? in der Kaserne, auf der Gasse, bei Tag oder bei Nacht? man könnte mich überraschen, verhindern, und eine unausgeführte Gewaltthat ist ebenso schändlich im Angesichte der Welt, als eine ausgeführte ehrenvoll! Wie, schläft er nicht neben mir? unser Verschlag ist von einem anderen Theil des Schlafsaales durch eine Fallthüre getrennt, ehe man herbeikommen könnte, wären wir Beide todt. Als ich so an dem Tage Wache stand, mein Geleitsmann nicht weit davon, und die Leute an mir vorübergiengen, als wäre ich eine Maschine, ein Standbild aus Stein, da schoss das Blut wild durch meine Adern, ich hätte alleweil anlegen und losdrücken mögen, ungeduldig schritt ich auf dem Pflaster auf und ab, dass die Funken stoben und dennoch musste ich herüber und hinübersehen, ob eine Charge vorbeikäme, ich salutierte und präsentierte wie sonst und war doch ein ganz anderer Mann! ich hätte die Sonne vom Himmel herabreißen mögen, wie eine welke Blume, dass es Nacht würde und ich mit meinem Geleitsmann zu Bette gehen könnte, wie mit einem Liebchen! Dann sah ich mir ihn wieder an, den Burschen, er sah bleich aus, er schien leidend, es erbarmte mich sein. „Hör' mal, Kamerad", sagte ich, „bist Du krank?" Er schwieg und dankte mir nicht einmal für meine Theilnahme, die im Ausdruck meiner Worte lag. „Schweig Du

nur zu", dachte ich mir und lachte, „Du sollst für immer das Reden verlernt haben." Es war der letzte Versuch gewesen, zwischen mir und ihm den Frieden zu erhalten. Nacht ward es, die Neckereien der Kameraden untereinander verloren sich allmählig in tiefer Stille, die nur von außen durch den hallenden Tritt der Wachen unterbrochen wurde, der Schimmer der letzten noch flackernden Lampe, der sich durch die Thürritzen in unsern Verschlag stahl, erstarb und tiefe Finsternis lag um uns her; die Glocke schlug mit langgezogenen Tönen zwölf, als wollte sie meine That verzögern; da erhob ich mich, machte Licht und sah meinen Geleitsmann mit unsicheren Blicken an, er schlief, seine Brust wogte seltsam, purpurne Röthe hatte sich über seine Wangen ergossen und der liebliche Mund, halb geöffnet, schien reden zu wollen. Ein Schauder lief mir durch die Glieder, meine Hände bebten, ich hörte die Schläge meines Herzens. „Feiger Bursche", sagte ich zu mir selber, „Du wagst es wie ein Ehrenmann zu denken, aber wenn es zum Handeln kommt, überläuft Dich Deine gemeine Schusternatur! hast Du noch nie einen Schlafenden gesehen? weck' ihn auf und sag' ihm, er möge sich vorbereiten auf den ewigen Schlaf!" so spornte ich mich zur That, ergriff meinen Säbel, der an einem Pflock an der Mauer hieng, zog ihn aus der schweren Scheide und in der einen Hand die Lampe, in der andern die bloße Waffe, trat ich zum Bett, er rieb sich mit beiden Händen die Augen, weil das Licht der Lampe ihn zu wecken begann, dann rief er, indem er aufsprang: „Anton! Anton!" mit einer Stimme, die alle Engel des Himmels herabrief, mir in das Schwert zu fallen; durch seine Bewegung sprang ihm vorn am Busen der Knopf, ein weißer Hals erschien mit einem goldenen Herzchen an einer seidenen Schnur; auch das Schnurrbärtchen fiel herab, als er das Gesicht so sehr mit den Händen rieb. „Alle Heiligen des Himmels!" rief ich, indem ich auf meine Knie niederstürzte und Lampe und Schwert fallen ließ. „Guste! Guste!" Was nun geschah, weiß ich nicht zu sagen, denn ein Nebelschleier fiel über meine Sinne und als ich erwachte, lag

ich im Bette, den Kopf mit einem grünen Tuche verbunden, das ich wohl kannte, und die Guste saß in den Kleidern, die sie anhatte, als ich sie zum letztenmale in Herrnfeld sah, an meiner Seite; ich wußte nicht gleich, wie mir geschah, als aber Guste erzählte, ich sei, als ich in Ohnmacht fiel, mit der Schläfe ein wenig an die Schärfe des Schwertes gerathen, das auf dem Boden lag, da fiel die nächtliche Scene wie ein gespenstiger Traum auf meine Seele und ich weinte und betete laut. Gepriesen sei der Himmel, daß die paar Tropfen Blutes genug befunden wurden für meine Schuld! es hatte keine weiteren üblen Folgen; ich war kaum aus dem Bette gestiegen, und in die Kleider gefahren, als der Hauptmann mit mehreren Officieren herbeikam, welche mich höchlich lobten für meinen mannhaften Entschluß; der Hauptmann sagte: „Bist ein ganzer Kerl, wollt' sehen, wie weit Dein militärisches Gewissen ist! Gustel ist die erste Frauensperson, die mir ihr Wort gehalten! Mordmädel das! Bei ihrem Bräutigam Tag und Nacht, keine Silbe geantwortet, nicht gemuckst, schönes Paar! Anton oder Franz! bist Gefreiter! hast Urlaub auf vier Wochen, heirat'! und wenn Du mir's Gustel mitbringst, Corporal!" Ich fuhr mit meinem Geleitsmann nach Hause, wir schwuren am Altare, sie sollte mich geleiten bis zum Grabe. Mein Vater hat nun Ehre von beiden Söhnen; Franz ist in der Stadt verheiratet, er wollte mich loskaufen vom Militär, ich wollte aber nicht davon lassen, denn ich passe nicht mehr auf den Dreifuß und bin Soldat mit Leib und Seele."

Wir glauben der Geschichte nur genützt zu haben, wenn wir sie mit den eigenen Worten des Lieutenants Herrn Anton Rücker wiedergaben, mit denen er sie uns zu unserer großen Freude letzte Weihnachten mit anderen Christgeschenken zukommen ließ.

Der Jäger auf den Bergen.

1855.

I. Im Ausgeding.

Die Sonne ist hinter dem Berge, die Klause hört die Nacht herannahen mit leisem Ohr und scheint sich zu sputen, der Himmel neigt sich über das Thal herab, gleich der Mutter über die Wiege des Kindes. Dunkel ist es in der Hütte, man sieht das Mütterchen fast gar nicht, das auf der Ofenbank sitzt, mit dem immer regen Fuße das Rädchen schwingt und bisweilen nickt und nickend fortspinnt, gleich der Parze; graues Haar entweicht dem festgebundenen Kopftuch in ungeordneten Flocken und bringt einigen Fluß in das knöcherne starre Gesicht; der Seiger allein spricht hier und scheint mit seinem melancholischen Tiktak das Schweigen zu messen; die Katze, welche träge auf der Ofenbank in sich zusammengerollt liegt, erhebt bisweilen niedlich den Kopf und blickt neugierig auf den Pendel der Uhr und auf den nickenden Kopf der Alten, dann dehnt sie sich wieder in gleichgiltigem Behagen.

Plötzlich ertönen draußen die Steine des Vorhauses, die Thüre knarrt, die Alte fährt erschrocken empor. „Wer ist da?" und blickt ängstlich nach der Thüre.

„Ruhig, Mutter!" erwiederte eine tiefe Stimme, „ich bin's und — mein Weib!"

Die Alte fährt empor. „Dein Weib? — willst Du mich schrecken, Tonla?"

„Mutter, es ist mein Weib! ich komme aus Katscher von der Trauung!"

Er zündete eine Schleiße an und legte sie hart an der Ofenbank, wo die Mutter gesessen, in den Halter; die Flamme knisterte, als spräche sie ja; die Alte schlug ihre dürren Hände

zusammen, als sie wirklich ein Weib sah in Feierkleidern, das eben sichs bequem machte und das große rothe Umhängtuch auf die Stangen am Ofen hängte.

„Jesus, Maria, Josef!" schrie sie entsetzt und starrte dem jungen blauäugigen und rothbackigen Weibe in das Angesicht, als sähe sie ein Gespenst.

„Nu, nu," meinte die Junge, „ich komme ja gerade nicht aus dem Beinhäuschen — braucht nicht solche Augen aufzureißen."

Die Alte aber verstand nur die halben Worte. „Häuschen?" fragte sie zornig, „reißen? mich aus meinem Häuschen reißen! eher sollst Du auf dem Mist crepieren!"

„Stille!" schrie der sonst sanfte Anton und ballte die Fäuste; er hatte seinen langen Rock ausgezogen und stand da in weiten, blühendweißen Hemdärmeln, recht häuslich.

„Ich will nicht stille sein!" sagte die Alte zwischen ihn und sein Weib tretend, „ich bin hier Herrin im Haus! mich kennen die Balken besser als Dich! wenn ich rede, horcht jeder Nagel in der Wand!"

„Ihr habt hier nichts zu befehlen, Mutter!" schrie der Sohn. „Ihr habt hier nichts zu schreien! Ihr seid nur im Ausgedinge!"

„Warum hast Du mir die da in's Haus gebracht! ich hab' Dir ja versprochen, Dir soll kein Knopf am Hemde fehlen, und keine Schnitte in der Suppe, nur keine Fremde in's Haus!"

„'s ist ja keine Fremde", lächelte Anton, „'s ist ja mein Weib!"

„Sie soll fremd sein und fremd bleiben!" sagte die Mutter, indem sie die Thür aufriss und sich, mit dem Gesichte gegen das Zimmer gewandt, hinstellte, als sinne sie auf einen ungefährlichen Rückzug. — „Ihr Leib soll verflucht sein, wie ein alter, verdorrter Baum, der keine Früchte trägt, mag's auf ihn regnen oder schneien; traurig soll ihr Leben sein, wie sie mir meines macht, sie soll nicht schlafen können vor Ächzen und Weinen Tag und Nacht. Amen!" —

Hierauf schlug sie die Thür heftig zu, dass die Schleiße erlosch; das junge Paar stand da wie versteinert; der Seiger pickte, das Kätzlein schnarrte, man hörte das nächtige Rauschen der Klause — endlich mischte sich ein lautes Weinen hinein — es war die Stimme der Marie, welche sich auf den nackten Boden verzweifelnd hinwarf und ihn mit ihren Thränen benetzte.

II. Iss von den nackten Wänden!

Spät in der Nacht hatte sich die Mutter wieder leise hereingeschlichen, aber die verdammte Thür knarrte, als wiederhole sie den gestern hart an ihren Ohren ausgesprochenen Fluch. Das Pärchen stieß einen Seufzer aus und schlief weiter. Mütterchen aber hatte Sand im Auge, drehte sich gegen die Wand, aber da war es ihr, als sähe das Muttergottesbild zornig auf sie; sie wandte sich schnell wieder und zog die Decke über den Kopf; plötzlich war's, als spränge etwas auf's Bett! sie fühlt's auf den Füßen, immer weiter hinauf, es lagert sich warm auf die Brust — Mütterchen spricht ein Vaterunser — es fängt an zu spinnen — „Jesus, Maria, Josef! das ist der Teufel!" Nun warf sie das unschuldige Kätzlein, das nicht wusste, wie ihm geschah, mit aller Kraft von sich, sie hatte vergessen, dass es allnächtig zu ihr in's Bett komme. Nachdem sie eine Stunde so schlaf- und ruhelos dagelegen, setzte sie sich im Bette auf, „und das ist jetzt!" murmelte sie, „wo's noch keine Kinder im Hause hat! — Schon recht! ich hab's ihnen verthan!" darauf kroch sie mühsam aus dem Bette, setzte sich an ihren alten, abgesessenen Platz auf der Ofenbank neben die Katze, nahm in der finsteren Nacht das Rädchen zur Hand und trippelte mit dem Fuße, netzte mit den magern Fingern, murmelte mit den Lippen, nickte mit dem grauen Kopfe.

Das junge Weib war mit der Lerche wach, denn der erste Tag ist das Vorbild aller übrigen; lustig prasselte das Feuer auf dem Herde; die Balken des Häuschens knisterten, als freuten sie sich der frischen Herrin, welche ab und zu sprang, als wär sie nicht dieselbe, welche zur Nacht weinend auf dem Boden ge-

legen. Der Schlaf war wie ein feuchter Schwamm über ihre Herzenstafel gefahren, und ausgelöscht waren die bösen Ziffern des Fluches. Auch Anton erhob sich, sah erst eine Weile aus dem Bette seinem „höll'schen Weibe" mit einem frohen Lächeln zu, bis sein Auge auf die spinnende Parze fiel; das Lächeln verzog sich zu einem schmerzlichen, grimmigen Ausdruck.

„Das Frühstück ist fertig!" klatschte Marie in die Hände; „ich hab' Chocolade gekocht, Tonla! mein Pathe hat mir welche in die Tasche gesteckt — es ist nichts zusammengeronnen, nichts angebrannt, nichts ausgelaufen, nichts zerbrochen, und wie es heute ist, so wird's alleweil sein unsere Lebtage lang!"

Die Sonne warf durch die kleinen Fensterchen ihre goldenen Strahlen herein auf den mit einem rothen Tuche gedeckten Tisch und auf die lachenden Gesichter, die Chocolade ward erst in einen großen Topf gegossen.

„Der ist für Tonla!" lispelte die geschäftige Marie, dann goss sie in einen andern Topf, der ziemlich bei Jahren zu sein schien, denn er hielt nur noch mühsam durch Draht zusammen. „Das für — (sie besann sich eine Weile, wie sie die Alte nennen sollte) die Grule (Großmutter)" — sie nahm den Topf mit beiden Händen, sonst wäre er ihr in der Hand geblieben, und trug ihn auf die Ofenbank hin für die Mutter, welche zum Bach hinausgegangen war, sich zu waschen. Sie trat ein, sich das Gesicht mit einem ihrer Röcke trocknend.

Anton schielte über seinen Topf auf sie neugierig, ja innerlich triumphierend hin. „Siehst Du, was ich da für ein Weib heimgebracht hab'," so lächelte sein Auge; „Du hast ihr heute vor der Brautnacht geflucht — und am Morgen gibt sie Dir zu essen! und gar von der Pathenchocolade! sonst hast Du nur eine Wassersuppe!"

Die Alte machte sich in der Stube zu thun, als sähe sie den Topf auf der Ofenbank nicht.

„Grule! dort ist für Euch was!" sagte Marie furchtsam. Die Alte hörte nicht; nun sagte Tonla sehr laut: „Horcht, dort habt Ihr Chocolade!"

Nun schoss die Alte einen grimmigen Blick auf den Topf, dann auf das Paar noch einen grimmigeren und sagte: „Glaubt Ihr, dass ich dadurch kuschen werde, nein! was ich gestern gesagt hab', das gilt auch heute und morgen und alle Tage! ich brauch' Eure Kolate nicht!" Hiermit nahm sie die Thürschnur in die Hand und gieng hinaus.

Stumm saß das Paar da bei der Chocolade, endlich sagte Marie: „Deine Mutter ist doch ein bös Gezeuge!"

„Eine Hexe ist sie!" schrie Anton grimmig und sprang auf, dass Marie erschrack; „ein eingefleischter Teufel ist sie! — Aber höre, Marie! wenn Du ihr noch einen Bissen gibst, erwürg' ich Dich! Sie soll von den nackten Wänden essen, so wahr ich Anton Schindelmayer heiße!" — Hiermit setzte er sich an den Webstuhl, arbeitete mit Händen und Füßen, schwieg und ließ das Weberschifflein reden und die knarrenden Tritte. Zu Mittage mit dem Schlage hörte er zu wirken auf und setzte sich zum reinlich gedeckten Tische, wo Suppe, Fleisch und Klißlan (Klöße) in einer Schüssel friedlich zusammen waren. „Ja, aber das ist ja zu gut!" sagte mit vollem Munde Tonla.

„Weil's der erste Tag ist!" antwortete Marie und sah ihrem Manne mit Freuden zu. „Schmeckt's?"

„Wart ein bisschen, bis ich fertig bin!" Als er fertig war und die Schüssel so rein, als hätte sie die Katze ausgeleckt, gab er Marien einen Schmatz, dass die Scheiben klirrten. „Das hat geschmeckt!"

Hierauf setzte er sich etwas gewichtiger auf den Schemel und weiter gieng's mit Händen und Füßen, während Marie mit dem Scheuern des Gefäßes beschäftigt war; als es glänzte, wie frischgefallener Schnee, ordnete sie es auf den Schrank und konnte sich nicht satt sehen dran. Und als sie damit fertig war, sagte sie: „Tonla, Du wolltest ja mit der Lemb (Leinwand) zu Markte gehen?"

„Aber ich will das Schöckel noch fertig bringen!"

„Geh Du nur, ich werd's schon voll machen!

Anton machte keine Complimente, stand auf, ließ das junge Weib Platz nehmen, war sie ja auch eines Webers Tochter! nahm die Leinwand auf den Stock — „in Gottes Namen!" rief ihm Marie nach und er war schon auf dem Wege, hörte freudig das Rauschen des Webstuhles unter den Füßen seiner Marie. Sie aber ward in ihren Gedanken an ihn gestört durch den Eintritt der Grule, welche einen Sack auf den Rücken trug. Sie setzte sich auf die Ofenbank und den Sack neben sich; hierauf öffnete sie ihn und kramte zum Schrecken des wirkenden Weibes ein Stück Brot nach dem andern aus, so dass die Bank ganz bedeckt war.

„Was habt Ihr da, Grule?"

„Brot!"

„Woher?"

„Zusammengebettelt! aus dem Dorfe!"

„Jesus! Maria! Josef!"

Und die Grule lachte laut, dass Marie erschrak, und aß von dem Brote, bis sie genug hatte, dann kramte sie es wieder in den Sack und setzte sich zum Rädchen, das mit dem Webstuhle zu zanken schien.

III. Ich bin Jäger.

Braune Nacht hatte sich über das Gebirge ergossen, hinter dem Katschererberge kam der goldene Abendstern hervor und stand über dem düstern Fichtenwalde, wie über einem finstern Menschenleben der Gnadenstrahl der Himmelshoffnung; die Klause murmelte durch die eingeschlafenen Mühlräder wie ein Wiegenlied, wie Liebesseufzer stöhnten Nachtwinde über die duftenden Gräser. Da dröhnte die Brücke vor Mariens Hause, sie kannte den schweren Tritt und eilte aus der unheimlichen Stube, wo das Mütterchen auf der Ofenbank saß und das Rädlein zugleich mit dem Kätzlein schnurrte und der Seiger abgemessene Worte drein sprach und Finsternis sogar die glänzenden Teller auf dem Schranke umhüllte, sie eilte nicht gleich Julien in Romeos

Arme — aber sie trat vor die Schwelle und rief ihrem Anton entgegen: „Hast Du verkauft?"

„Wenn das Haller (Geld) sind, was ich auf meinem Rücken trage!"

Erschrocken sah Marie die Leinwand in dem rothen Tuch auf der Spitze des dicken Knotenstockes schweben. „Jeß, Maria Du bringst sie zurück?"

Anton antwortete nicht und bückte sich tief, um seine lange Riesengestalt durch die kleine, niedere Thür in das Haus hineinzuzwängen. Marie blieb schmollend ein wenig draußen stehen und ergötzte ihre Sinne an dem süßen Heuduft, der von des Nachbars Felde herüberwehte.

Anton machte Licht und zündete die Schleiße an; bei der Gelegenheit sah er das Brot, das die Grule noch immer auf der Ofenbank ausgebreitet liegen ließ. „Was ist das da für schimmelig Zeug?"

„Das ist mein!" antwortete die Alte, ließ ihren Fuß schwebend ruhen und guckte dem Sohne mit dem halberloschenen Augen herausfordernd in's Gesicht, während ihre grauen Haare aus dem Kopftuche herunterfielen.

„Woher habt Ihr das Brot?" frug er dringend und streng, stolz darauf hindeutend, wie ein reicher Mann, dessen Kind sich von einem andern Kinde ärmlich beschenken ließ.

Die Grule mäßigte ihr Galle, weil sie ihren Sohn fürchtete, duckte sich zusammen und sagte halblaut: „'s ist Brot, wie jedes andere!"

„Nein, 's ist schwärzer, latschiger, schimmeliger als unser Brot! 's ist Brot von verschiedenen Laiben, wie das Gezwerg, der Andres, es in seinem Sack hat!"

Hier trat Marie ein, und in einer kleinen Anwandlung von Bosheit, als freute sie sich ein wenig, dem heute unmanierlichen Manne etwas Ärgerliches beizubringen, platzte sie so heraus: „Das Brot? zusammengebettelt hat sie's im ganzen Dorfe! Siehst Du denn nicht, dass es in allerlei Leute Öfen

gebacken und von der schimmeligen Seite abgeschnitten ist? Ich wusst's nicht, dass meine Schwieger eine Bettlerin ist!"

Eigentlich wäre Anton am liebsten jetzt über sein Weib wie ein Donnerwetter hergefahren, denn er empfand ihre Bitterkeit als für ihn gemünzt — aber in einer seltsamen Verirrung des kochenden Gemüthes packte er die Mutter beim Arm und warf sie zur Thür hinaus: „Hinaus, Du Bettelhexe!" Dann nahm er das Brot mit beiden Händen und warf es ihr nach.

Als Marie das letztere sah, konnte sie sich nicht enthalten auszurufen: „Nein, das hätt'st Du doch nicht machen sollen! Gott's Gabe 'nausschmeißen!"

Also, dass er die Mutter hinausgeschmissen, kam ihr nicht so unnatürlich und gotteslästerisch vor, als das verschimmelte Bettelbrot hinauszuwerfen.

„Ja, Du bist auch so Eine!" schrie Anton wild, „Du bist an Allem schuld! Hätt'st Du mich nicht mit der Lemb fortgeschickt, hätt' ich in Rokitnitz keinen Verdruss gehabt! Hätt'st Du mir nichts gesagt von dem Bettel, ich hätt' die Mutter nicht 'nausgeschmissen!"

Marie wollte reden, aber jeder Wiederspruch machte den gereizten Mann toll; er sprang in die Höhe, dass er die schwarzen Bohlen der Decke berührte. „Wirst Du schweigen! Sie ist eine alte, Du bist eine junge Hexe!"

„Ich bin keine Hexe! Du bist der Teufel!"

Da packte Anton seinen Knotenstock, und hätte Marie nicht die Flucht ergriffen und die Thüre hinter sich zugeschlagen, sie hätte einen Tag nach der Hochzeit Schläge gekriegt.

Marie schluchzte draußen, die Grule fluchte; Anton war jetzt allein und hatte Muße zu sich zu kommen. Er maß mit drei großen Schritten das Zimmer aus und steckte in der Verlegenheit noch einige Schleißen an, so dass die niedere Stube ganz illuminiert war, hierauf stopfte er sich seine hölzerne Pfeife mit dem kurzen Röhrchen aus Kirschenholze, stopfte sie aber bald zu fest, bald zu locker und blies nun ungeheure Wolken heraus, in denen sein Zorn verdampfte. Marie weinte fort: Anton

begann zu schwitzen, große Tropfen lagen auf seiner Stirne, etliche Mal hatte er die Thürschnur in der Hand, aber der Stolz hielt ihn immer wieder zurück. Als sähe Marie seinem Kampfe mit sich selbst zu, steigerte sich ihr Weinen stets, wenn er die Hand von der Schnur wegzog; endlich wusste er sich gar nicht mehr zu helfen, da setzte er sich an den Webstuhl und arbeitete mit Händen und Füßen, dass es entsetzlich lärmte, aber Marie überschrie den Lärm, denn ihr gieng der Gedanke im Kopfe herum: Wie's am ersten Tage geht, so geht's dann fort bis zum Sarge.

„Anton, Anton!" so sprach sein Gewissen, „hast einen dummen Streich gemacht, um einen andern gut zu machen. Gestern geheuert und heut' schon — ne, ne! Marie, Marie!" Er verließ den Webstuhl, öffnete die Thür und rief so lange, bis sie kam, die Augen ganz roth vom Weinen. „Nu, nu! Ist's denn gleich aus? wer wird denn gleich so 'nen Höllenlärm machen? ich war halt nicht ganz gescheit; siehst Du, am Ende ist die Lemd an allem schuld! das Garn theuer und die Lemd wohlfeil! und dann hab' ich mich drüben berühmt: Anton Schindelmayer bleibt, wer er ist! er hat doch noch immer sein eigen Brot 'gessen — und da hat mir die Grule solche Schande gemacht!" Es begann wieder in ihm furchtbar zu kochen und er machte große Schritte durch die Stube.

Marie suchte in Gedanken nach einer Beschwörungsformel; endlich sagte sie fröhlich: „Anton, der Herr Adjunct hat sich heut' im Vorbeigehen hereingestellt." — Der Weber horchte auf und blieb fragend stehen. — „Er meint, der Herr Förster werde sich geben; Du könntest doch Jäger werden!" — Anton lächelte. — Sie merkte es vergnügt und fuhr fort: „Denk' nur, vierundzwanzig Gulden jährliches Gehalt! und dafür gar keine Arbeit! ein bisschen in den Wald gehen, Holz anweisen, das Wild hüten, das ist Alles! Und dazu vier Klafter Holz; wir werden uns Stockholz nehmen, das hält Feuer, und dann die Ehre." — Der Jäger in spe streckte seine lange Gestalt behaglich, sein Gesicht leuchtete, die kleinen Germanenaugen blitzten

freudig, er zupfte die blonden Zoten seines Bartes. — „An Feiertagen, meint der Herr Adjunct, könntest Du Uniform tragen; denk' nur, einen grünen Kragen am Kapot! Der Herr Förster wird Dich an Sonntagen zu Tische laden, und wenn der Herr Oberförster aus Kronstadt da sein wird, wird der Herr Förster sagen: Sehen Sie, Herr Oberförster, dieser Mann da ist jetzt unser Jäger! ist es nicht ein prächtiger Mensch? Der Herr Oberförster wird seinen langen Schnurrbart streichen und knurren: Ich wollt', wir hätten einen solchen in Kronstadt! Da wirst Du ganz roth werden vor Scham und wirst sagen: Danke schön für's Compliment, Herr Oberförster!"

Dabei zog der Jäger seine Mütze, als wäre Alles wirklich schon so, wie es Marie schilderte; hierauf setzte er sich, nachdem er sich hemdärmelig gemacht, an den viereckigen Tisch, stemmte sich darauf und sagte lächelnd: „Hast Du nichts zu essen, Frau Jägerin?"

„O ja!" Sie hüpfte hinaus, brachte einen Topf Milch, goss sie in die irdene Schüssel, brockte einen ganzen Laib Brod hinein und tischte auf.

Hierauf tiefes Stillschweigen; man hört nichts als das Klatschen des Löffels in die weiße Flut eine ganze Stunde lang, dann fragt er sie: „Hat die Grule was zu Mittag 'gessen?"

„Nein! Ich hab' ihr Milchsuppe hingestellt, sie hat sie aber nicht gemocht."

„Also hat sie zu Mittag von den Leuten was erbettelt?"

„Kann schon sein!"

„Und der Herr Adjunct war wirklich da?"

„Ja und Du wirst Jäger!"

„Nun wenn sie betteln geht, ich kann nichts davor! — Ich bin Jäger!"

Mit beruhigter Seele gieng man zu Bette und träumte von nichts als grünen Krägen, Oberförstern u. s. w.

Die Grule schlich wieder spät in der Nacht herein; sie war ausgeschlossen aus dem Frieden, den Anton mit sich und seinem Weibe geschlossen; wer trug die Schuld? sie selbst, denn sie

blieb bei ihrem einmal gefaßten Entschluß; aber auch das Paar, denn es kannte die zarte Rücksicht der Gebildeten nicht für das Wort „Vater", „Mutter." Anton war sobald der Mutter gegenüber ein Fremder, als er sein Brot selbst zu verdienen angefangen — ein Fremder kennt keine Rücksicht auf das grollende, gallichte, verstockte Wesen des Alters! Wäre die Mutter gut gewesen, dann hätte er sie auch gut behandelt; der bösen gegenüber blieb auch er verstockt. Marien war sie fremd, sogar feindlich; wie sollte das einfache, wenn auch kluge und gute Weib zärtlicher gegen die Grule sein, als der Sohn? Genug, wenn sie ihr nichts Böses that. So standen die Dinge im Hause des zukünftigen Tags darauf schon wirklichen Jägers.

IV. Halt!

Wie wir bereits wissen, steht in des Jägers Nachbarschaft eine Mühle; über das Geklapper des Räderwerkes hinaus hört man die Müllerin mit dem Sohne zanken, oder vielmehr den Sohn mit der Müllerin, denn er verlangt Geld und sie will ihm keins geben! Wunderbar, wie diese zwei Nachbarhäuser ein so verwandtes und doch so entgegengesetztes Schicksal hatten! Dort eine Mutter, welche dem Sohne das Leben vergiftet — hier ein Sohn, der so an seiner Muter thut — hier das öde, ausgehöhlte Alter, in welchem nur Grillen nisten, dort die ungeschlachte Jugend, welche nicht weiß, zu welchem Fenster zuerst die überquellende Kraft hinauszuschütten!

„Also wollt Ihr mir keines geben?" schnaubte der Mensch von achtzehn Jahren mit dem geschorenen Blondkopf.

„Nein!" antwortete die Mutter und schüttete einen Sack Gerste in den Gang, „Du bringst mich noch um Haus und Hof und Ehr' und Leben! Ich hab' Dir schon genug gegeben! Wie viel hab' ich unlängst für Dich beim Juden ausgezahlt?"

„Zwölf Gulden!" antwortete er höhnisch, „'s war für lauter Pfeifenköpfe! Jetzt aber will ich mir Kapseln kaufen, Mutter!"

„Na! warum borgst Du denn nicht beim Juden?"

„Ihr habt's ihm verboten, mir zu leihen! aber wartet! ich stell' Euch noch was an!"

Hierauf machte er sich buchstäblich aus dem Staube, nahm aus dem Vorhause das scharfgeschliffene Beil und die Säge und fort gieng's den Berg hinauf in den Wald. Die Mutter scherte sich nicht um seine Drohung und sah ihm nicht einmal nach. Er gieng vorbei an fleißigen Schnittern ohne Gruß, pfeifend; herrlich klangen die Sensen und die Luft zitterte melodisch dazu, der Wald schien durch den Wiederschein der gelben Ährenfelder ganz vergoldet und unten tanzte die Klause über glatte Kiesel und in ihr tanzten Forellen gleich ihren fröhlichen Gedanken. Georg, der Müllerin Sohn, kümmert das Alles nicht — er tritt in den heiligen Wald wie ein Tempelschänder — das Rauschen der lichten Buchenkronen, das Lispeln der bebenden Espen, der ernsten Fichten männliches Wort — nichts geht ihm an die Seele! Er sinnt auf Mord! Erschrick nicht — nur auf Mord — eines Baumes! Er wählt sich die stattlichste Buche aus im ganzen Revier, welche ihre Wipfel weithin über die jungen Bäume breitet. — Es hallt der Wald — von Baum zu Baum wird das Ächzen der sterbenden Buche getragen und Ein Schrei durchzuckt sie Alle! Es ist ein Hilf-, ein Racheschrei!

Der Rächer naht mit weiten Schritten wie das Schicksal — in der Person unseres Anton Schindelmayer, des nunmehrigen Jägers. Er trägt ein langes Gewehr auf der mächtigen Schulter, stolz wie der Hirsch, der Zwanzigender, windet er sich durch das grüne Labyrinth, bleibt jetzt stehen, horcht, Schläge fallen wiederholt durch die dünnen Lüfte, er geht dem Schalle nach, steht wieder, jetzt schrillt die grausame Säge und es wimmert der sterbende Baum — er hat sich leise herangeschlichen, jetzt durchbricht er das Gebüsch und steht vor den erstaunten Augen des Verbrechers plötzlich da in stiller Majestät, des Gesetzes unbeugsamer Vollstrecker. Die Buche hat schon das Haupt geneigt, schmerzlich wehen ihm die Blätter zu wie abgerissene Worte eines Sterbenden. Die Säge ist der frechen Hand entfallen, aber nun schwingt sie wild das Beil.

„Georg Prieſel?“ ruft der Jäger förmlich.

„So heiß' ich, Anton Schindelmayer!“

„Was thuſt Du da im Walde Seiner Excellenz, des Grafen Kolowrat?“

„Was ihr nicht hindern könnt!“

„Du haſt den Baum gefällt?“

„Ja!“

„Mit weſſen Verlaub?“

„Mit dem Verlaub meiner Hand!“

„Und ich verhafte Dich, Georg Prieſel, um Diebſtahl im Namen des Geſetzes!“

Dem Jungen ward nun doch ängſtlich zu Muthe, wie er den Nachbar ſo majeſtätiſch gegenüber ſah. „Ihr werdet mich ſchon gehen laſſen!“ ſagte er halb drohend, halb bittend.

„Ich werde Dich gehen laſſen und das nach Reichenau zum Gericht!“

„Ihr ſeid unſer Nachbar!“

„Jetzt bin ich Dein Nachbar im Walde!“

„Ich habe ein großes Beil!“ er ſchwang es recht zum Dreinhaun.

„Ich eine Flinte!“

„Ich werde Euch den Kopf ſpalten!“

„Ich erſchieß' Dich!“

„Meine Mutter wird Euch's nachtragen!“

„Deine Mutter wird mir dafür Mehl nachtragen!“

„Nachbar!“

„Was ſoll's?“

„Ich geb' Euch fünf Gulden!“ Er zog ſechs Silberzwanziger aus ſeinem ledernen Beutel, bei der Operation aber entfiel ihm das Beil, das kleine Forſcherauge des großen Jägers erſah den Vortheil und wie ein Donnerwetter war er über ihn her, packte ihn beim Genick, daſs die Zwanziger niederkollerten in's feuchte Moos und der beſtürzte Junge ganz blaſs ward und zitterte.

„Laſst mich nur los! Ich geh' ſchon mit!“

Freilich gieng er, denn er mußte, der Jäger stieß ihn vorwärts, hinaus aus dem Dickicht; die Sonne fiel jetzt beschämend über das Angesicht des Gefangenen her, er strengte sich an, sich ihm zu entwinden.

„Mein Beil!" schrie er, „meine Zwanziger!"

„Die sind im Wald gut aufgehoben, besser als in Deiner Tasche!"

Schon ließ der Landmann die Sense ruhen; eine Gruppe von geschürzten Mähderinnen und Mähdern sammelte sich fragend um die Beiden. Georg schämte sich die Augen aus dem Kopfe.

„Was hat er gethan?"

„Die schöne Buche hat er gefällt!"

„Jeß, Maria!"

Georg ward dem Richter übergeben, nach Reichenau transportiert und dort zum Militär assentiert; er kam nach einigen Tagen mit der Recrutenkappe in's Dorf zurück mit dem Vorsatze, noch dem Jäger zu guter Letzt Eins zu versetzen. Seine Mutter freute sich recht herzlich, daſs sie ihn los werden sollte. Das ganze Dorf war froh, ihn vom Halse zu kriegen; inzwischen kam der Winter auf die Berge, ein noch lästigerer Geselle!

V. Wie mir, so Dir.

Die Grule steht vor der Mühle; sie blickt furchtsam hin auf die Fenster ihres Hauses, ob nicht Anton oder Marie sie sehen möchten und schlüpft dann in die Mühle; vermuthlich hatte ihr der Jäger auf die Seele gebunden, wenigstens seine unmittelbare Nachbarschaft mit dem Bettelsack zu verschonen. Sie gieng nicht in die Gesindstube, denn dort konnte man sie nur zu leicht entdecken, sondern zum Räderwerk.

Taube Leute gehen gern an Wasserfälle, in Mühlen, Fabriken und überhaupt dahin, wo ein anderer mit seinen gesunden Ohren auch sein eigen Wort nicht hört; hingegen hören Taube bei solch elementarischem Geräusch die Menschenrede leichter als in stiller Umgebung.

Niemand war da als Georg, der noch zu guter Letzt recht müllern wollte, um dann vielleicht keinen großen Abstand zum weißen Soldatenrock zu haben. Er sah träumerisch in das zitternde Mehl — und eine gute Weile stand die Grule bei ihm, ohne daſs er es wuſste; er schrak zusammen, als sie ihn mit den dürren Fingern an der weißen Jacke zupfte; eine eigene Röthe schien sein Angesicht zu überfliegen, als er des Jägers Mutter vor sich sah, dann zuckte ein dämonisches Lächeln über seine Lippen. Er winkte ihr, sie möchte mit ihm zur Hinterthür in den Garten hinausgehen, und deutete auf seinen Mund, ihre Ohren und auf das klappernde Rad — sie aber kicherte, nahm ihn beim Arm, führte ihn zum Hauptrad und deutete, er möchte ihr nur getrost in's Ohr 'neinreden.

Es nahm sich geisterhaft aus, wie es geisterhaft ist, wenn der Blinde des Nachts ebenso sicher seines Weges geht, wie andere am Tage.

„Seit wann hat ihr kein Fleisch gegessen?" fragte Georg neugierig.

Ja, jetzt war die Antwort schwierig; sie, die Taube, hörte ihn, er aber konnte sie nicht hören, sie antwortete ihm also durch Zeichen. Sie stellte sich nämlich steif an die Wand, streckte die Arme nach beiden Seiten hinauf, als wäre sie angenagelt, und ließ den Kopf mit brechenden Augen hängen.

„Seit Ostern?" sagte Georg, „armes Weib! Möchtet Ihr nicht einmal einen Braten essen?

„O ja!" nickte die Grule.

„Einen Rehbraten! He?"

„Ja, ja!"

„Ich helf' Euch zu einem, wenn Ihr wollt!"

Die Grule hob beide Hände bittend in die Höhe.

„Wisst Ihr das Husarenfleckl, he? da könnt Ihr mit Euren alten Händen selber ein Junges nehmen; sie sind dort wie Ämsen (Ameisen); aber wartet noch, bis der Schnee höher geht, dann kommen sie aus dem Dickicht!"

Die Alte rieb sich die Hände vor Freude und schnalzte sehnsüchtig mit der Zunge. Sie deutete fragend auf Georg, ob er dann noch da sein werde? ob er ihr helfen wolle?

„O ja! Ich will Euch den besten Winkel zeigen und dann aufpassen, dass der Herr Jäger Euch nicht in den Weg komme!"

Die Grule hatte in dem Augenblick vergessen, wer denn eigentlich jetzt Jäger ist und machte eine fragende Geberde.

Georg lachte wild auf und sagte ihr in's Ohr: „Habt Ihr vergessen, dass es Euer Sohn ist?"

Die Grule schlug sich vor den Kopf und schien dann eine Weile nachdenklich. Georg fürchtete, das Opfer entspringe ihm noch und beeilte sich, den Gaumen wieder mit Hilfe der Phantasie zu kitzeln.

„Ach, ein junger Rehbraten, das ist ein Essen!"

Die Grule kicherte und schnalzte wieder, dann streckte sie die Hände aus; die Pfiffige wollte die Gegenwart nicht verlieren im Hoffen auf die Zukunft. — Georg schnitt ihr einen Keil Kornbrotes in die Schürze und die Alte machte sich aus dem Staube.

Inzwischen sah Georg, der mit der Grule hinausgetreten war, den Nachbar Jäger sich wie eine Winde durch die Thür beugen; er hatte einen Kragenmantel und hohe Stiefel an, an welchen Reifenschuhe befestigt waren; diese bestehen aus einer Sohle, von welcher nach allen Seiten Stricke auslaufen, die in einen Reifen münden; dadurch, dass das Gewicht des Körpers auf einer breiteren Basis ruht, sinkt man nicht so tief in den Schnee. Sein kleines Haupt, das gleich einer Rübe auf dem ungeheueren Rumpfe saß, bedeckte eine Pelzmütze mit Ohrlappen; in seiner gewaltigen Hand trug er den langen Stab, der zugleich als Holzmache Dienste leistet. Drinnen hörte man dessenungeachtet den Webstuhl sausen, als hätte der Jäger den Weber abgestreift und im Hause zurückgelassen. Er schritt über die Brücke, dass sie dröhnte, und hinter ihm blieben unheimliche oder possierliche Kreise im Schnee zurück von den Reifen; er setzte seine Beine weit auseinander, dass die Reifen nicht

aneinanderschlügen und er falle zum Gespötte seiner Feinde, wie es ihm unlängst im Dorfe auf einer gefährlichen Eisstelle vor der Volksmenge, die eben aus der Kirche kam, geschah, wo er so verlacht ward, dass er sich das Datum jenes Tages mit Kreide an den schwarzen Balken seiner Stubendecke schrieb.

Georg sah ihn kommen und rief ihm schon von Weiten: „Einen gesegneten Morgen!" zu.

Der Jäger nahm den Gruß ernstlich und erwiderte: „Schön Dank, schön Dank, Georg Priesel!" und griff an seine Pelzmütze.

Georg lachte hinterher; plötzlich schoss ein Gedanke in ihm auf: er bat ein Schulkind, das eben vorbeikam, hinzugehen zum Jäger und der Grule zu sagen, sie möchte in die Mühle kommen, der Doctor Jakel sei da und er wolle ihr von der Taubheit helfen.

Gleich kam sie heraus mit dem Kinde.

Georg that ihr zu wissen, er habe eben im Walde ein Rehlein gesehen, wenn sie einwillige, wolle er mitgehen und es fangen helfen. — Die Grule stand eine Weile verdutzt, bald aber kam convulsivisches Leben in ihre versteinten Züge, ihr Auge trat hervor, ihre blassen Lippen kniffen sich noch fester zusammen. Georg war zu wenig Psychologe, um die innern Revolutionen zu begreifen, wie erst Scheu, dann Furcht sie zurückhielt, plötzlich ein teuflischer, ja raffinierter Rachegedanke in ihr erglomm, aufloderte, ihr ganzes Wesen ergriff — sie wollte ihrem Sohne, der sie beim Weggehen hart angefahren, sie solle sich während seines Amtsganges nicht draußen sehen lassen, an der empfindlichsten Stelle eins versetzen. Die sinnliche Person, die Lust am Fleisch trat gänzlich in den Hintergrund, sie wollte den Braten nicht — was sie denn wollte? — Es kommt wohl an die Sonne! Wer hätte dieser menschlichen Ruine noch so viel Kraft zugetraut!

Weit schreitet sie aus, Georgen voran, der ihr mit staunendem Auge folgt, nun den steilen, eisglatten Berg hinan, in den Wald hinein! Sie lässt die Nadeln ritzen, die ausgelassenen

Wipfel Schnee auf ihr graues Haar werfen, die Zweige geben ihr Ohrfeigen, hier sinkt sie bis an das Knie ein, dort rutscht der lose Schnee unter ihren Füßen weg, da strauchelt sie — sie hat für all die Unannehmlichkeiten keine Empfindung. Jetzt schreit sie auf — warum? Dort durch die lichte Stelle schleicht ein kleines Reh, sie winkt Georgen — er zieht ein zusammengewickeltes Garn aus der Tasche, im Nu ist die Schlinge geschürzt, dem Wild um den schlanken, weichen Hals geworfen — es springt ängstlich hin und her; doch jetzt fassen es warme Hände an, es sieht mit kläglichen, vorwurfsvollen Augen in das runzlichte Antlitz der Grule, die es bald mit der Schürze umhüllt, als fürchte sie den Blick der Unschuld. Nun winkt sie Georgen weg, er solle nach Hause gehen, schnell, ehe man ihn bei ihr bemerke; ihm kam's gelegen! Er sieht sie noch einmal fragend an und verschwindet im Gebüsch.

Unterdessen streifte der Jäger mit Eiszapfen am blonden Bart gleich dem personificierten Winter im Revier umher. Oft bleibt er stehen und horcht dem melodischen Fall der Klause, dem einzig Lebendigen in der starren Öde des Winters; dann betrachtet er die weißen Berge, die beschneiten Wälder, den Himmel, in dem er genau die Schneevorräthe bemessen zu können glaubt, dann die immergrünen Fichten um sich her, die vestalischen Altäre der Natur, in denen ihre heilige Flamme nie erlischt — und endlich sich selber, den König dieser Reiche mit dem Zepter in der Hand. — Er brach in folgenden Monolog aus: „Ich, Anton Schindelmayer, oder du, Anton Schindelmayer, bist Jäger! Zu Hause in deiner Hütte sitzt deine Marie und webt, wenn du nach Hause kommst, ist dennoch eine warme Molkensuppe fertig — du bist ein Beamter, der täglich mit dem Herrn Förster zusammenkommt; der Herr Adjunct ist dein Duzbruder — und wenn du dir's wohl überlegst, bist du, oder warst du doch nur ein armer Weber — Anton Schindelmayer! Mein Wort gilt vor Gericht, wie wenn es der Graf sagte; die bösen Leute fürchten mich, die guten lüften die Kappe vor mir, die reichsten Bauern sagen: „Herr Jäger, kommt mit uns in

die Schenke!" — Das ist alles nicht so übel — wenn mir nur der Herrgott zwei Dinge noch dazu thät', dann wäre ich der allerglücklichste Mensch zwischen der Erlitz und Klause. — Die Grule soll er zu sich nehmen in's Himmelreich, denn hier macht sie mir Schande, sich Ungunst und den Leuten Verdruss — und dann (dabei sah er andächtig gen Himmel, dabei stahl sich aus seinem Auge eine Thräne, aber er nahm keine Notiz von diesem bei ihm so selten gesehenen Gaste) und dann — soll er dazu sehen, dass die Marie ein kleines Jägerle kriegt."

Hier riss der Gedankenfaden entzwei — denn, eben an einen Abhang am Ausgange des Waldes gelangt, bemerkte er ein Weibsbild (so nennt das Volk mit Recht das Weib, denn jedes Weib ist nur das Bild vom „Weibe"), dessen sonderbares Wesen, seltsame Vermummung, jetzt schleichender, jetzt eilender Gang ihn Verrath wittern ließ. Er lief ihr nach und schrie: „Halt!" Sie blieb einen Augenblick stehen, dann schien sie eine Angst zu packen und maschinenmäßig weiter zu jagen; sie überkam die instinctartige Furcht vor Anton, dem Sohne, nicht vor Anton, dem Jäger. Jenseits des Baches blieben auf dem Stege die Leute neugierig stehen; der Jäger bemerkte sie, trotzdem sein einziges Augenmerk die Flüchtige blieb; er bekam Furcht er werde fallen und den Gaffern ein Spectakel geben — richtig stießen seine Reife aneinander, er fiel der Länge nach hin, gleich einer gefällten Tanne, und kollerte den ganzen Abhang einer Lawine gleich, im Herabrollen an Umfang zunehmend, nieder und schon erscholl ein unauslöschliches Gelächter drüben über dem Bach, das seine fluchende Anstrengung, sich aufzurichten, steigerte; jetzt ergriff er einen herabhängenden Zweig, er haftete, löste die Reifen ab, und sogleich setzte er die Verfolgung fort.

Schon schnaubt ihr sein Athem heiß am Rücken — sie spürt schon seiner Faust Gewalt — sie sinkt in die Knie — Leute umstehen die Beiden — jetzt fasst er das weite Umhängtuch, reißt es ihr vom Gesicht — „Jeß, Maria, Josef!" schreit er aus der Tiefe seiner Seele, „meine Mutter hat ein Wild gestohlen!"

Aus dem Haufen lacht eine Stimme laut auf, alle drehen sich um; Georg ist es, der da lacht und mit eingeschlagenen Armen triumphierend dreinschaut.

Der Jäger hält eine Weile beide Hände vor das Gesicht, dann wendet er sich an die Grule, welche noch immer da kauert, mit den unaussprechlich vorwurfsvollen Worten: „Mutter, warum habt Ihr mir das gethan!"

„Wollt' mal sehen, wie ein Braten schmeckt!" antwortete sie boshaft, sich freuend über ihres Sohnes Schmerz, den sie im Vorhinein wohl berechnet hatte.

„Ihr sollt den Braten auskosten!" sagte der Jäger blass vor Zorn. „Anna Schindelmayer! Ich verhafte Dich im Namen des Gesetzes."

Diese letzten Worte sprach der Sohn mit feierlicher, zitternder Stimme halb an die Mutter, halb an das herumstehende Volk gewandt, aus. Die Grule veränderte nicht im Mindesten ihre kalten Züge.

„Seid Ihr müde?" frug er die Grule.

„Nein!" erwiderte sie trotzig und richtete sich auf, das junge Reh fest in der Schürze haltend.

„Gut, so kommt mit; aber gebt das Wild heraus!" Sie zögerte; er aber entriss es ihr, und auf einen Arm das Reh, mit der anderen Hand die Hand der Grule fassend, als könnte oder wollte sie ihm entrinnen, durchzog er das Dorf, jedem Begegnenden ungefragt Rede stehend: „Meine Mutter hat das Wild gestohlen!"

Und so gieng's hinein nach Reichenau zum Gericht, der Sohn mit der Mutter Hand in Hand wie in langvergessener Eintracht. In Rampusch ließ er ihr eine Halbe Bier aus dem Wirtshause herausbringen, und sie trank es aus auf einen Tropfen; in Habrowa, wo er schon das Gerichtsgebäude sah, fieng er an zu schluchzen, aber die Hand der Grule ließ er nicht fahren. — Man wird sich verwundern, dass eine so alte Frau einen Weg von drei Stunden im Winter unter solchen Umständen aushalten konnte, aber man wird aufhören mit

Verwundern, wenn ich sage, daſs sie für fünf Groſchen denſelben Weg gern und leicht zurückgelegt haben würde; denn dieſe Leute ſind es gewöhnt, die Maſchine iſt im Gang, ſie halten immer gleichen Schritt, überhaſten ſich nie und bleiben deshalb bis zum Tode zu Strapazen tüchtig.

Marien hatte Georg die traurige Kunde in das Fenſter geſchrieen; ſie erſchrak ſo, daſs ihr die Arme ſchwer wurden; das Kätzlein miaute unheimlich; der wohlweiſe Seiger ſchnurrte ſehr bedenklich; ſie begann vor Angſt zu weinen. Als es anfieng zu dunkeln, nahm ſie ihre Jacke, ſchlug dreimal das Kreuz, ſchloſs das Häuschen und machte ſich ihrem Manne entgegen auf den Weg.

Dort kommt er allein, ſein Gang iſt unſicher; hat er getrunken? Er will an ihr vorbei.

„Anton! Anton!"

Er ſieht ſie an mit wildem Auge; eine Fieberröthe bedeckt ſein Geſicht. „Marie!" ſagt er dumpf vor ſich hin, läſst ſich von ihr am Arme faſſen und nach Hauſe führen.

Sie zündete die Schleiße an; er wirft ſich in den Kleidern in's Bett und bleibt darin liegen, von einem Nervenfieber feſtgehalten. Er träumt lebhaft von Wäldern, darinnen die Bäume verzauberte Menſchen, die Jäger waren, bis ihre Mütter Wild ſtahlen, dann ſind ſie eingewurzelt, jedes Haar auf ihrem Kopfe ſträubt ſich zu einer Nadel empor; Eichhörnchen ſpielen mit Reifen, die ſie den Wipfeln als Kronen aufſetzen; aber die Bäume ſchrumpfen zuſammen, die Reifen fallen nieder auf den Grund und machen Kreiſe in den Schnee, daraus ſtrecken die Rehe ihre ſchlanken Hälſe und die Grule reitet auf einem ſolchen Rehe zur Hölle.

Die Grule kam nach vierzehn Tagen aus dem Arreſt nach Hauſe, und ſaß wie ſonſt auf der Ofenbank beim Spinnrädchen; Georg Prieſel hatte einrücken müſſen, und Anton fieberte noch immer. Er fieberte, als Marie ſich mit Schmerzen einer Gebärerin in das Bett legte — traurig ſah es da aus beim Jäger: er in einem Bett, ſie im andern. Die Grule beim Flachskolben

sah ängstlich die Hebamme eintreten, ihr immerreger Fuß blieb stocken, ihr irres Auge glotzte hin auf Mariens Lager stundenlang, und als um Mitternacht ein junges Jägerle das erste „Halt!“ in die Welt hereinschrie, da zuckte die Grule zusammen und saß als eine Leiche beim Spinnrocken, die Hand am Flachs, den Fuß am Tritt, das Auge stier auf den Mutterschoß gerichtet, der trotz ihres Fluches geboren, dessen Geburt ihr Tod war. Erst als sie begraben und das kleine Tonla getauft war, kam der Jäger zur vollen Besinnung.

So hatte Gott den dunklen Schleier der Krankheit über ihn geworfen, um ihn mit der Erfüllung seiner Wünsche zu überraschen. Die Grule war todt. Marie hatte einen Sohn geboren, der Herr Förster war sein Pathe — kann da die volle Genesung lange ausbleiben? kann eine glücklichere Reconvaleſcenz gedacht werden?

Nachtstücke.

Aus der Chronik eines Dorfgeistlichen.

Der Invalide.

1854.

Es gibt manchen Baum in einer Gegend, der ihr einen eigenen Charakter verleiht, weshalb durch ein stilles Einverständnis Niemand es wagt, Hand an ihn zu legen. Auch unter den Menschen gibt es welche, deren Leben mit dem einer ganzen Gemeinde so enge verwachsen ist, dass man es eher glaubte, wenn Jemand spräche, der jüngste Tag sei hereingebrochen, als dass ein solcher gestorben sei. Der „Invalide", dessen Namen selten genannt, der aber unter jener allgemeinen Bezeichnung jeglichem Kinde des Dorfes bekannt war, ist füglich unter jene stehenden Figuren zu rechnen; der „Invalide" hieß ein Mann, der die Woche hindurch in Lumpen gehüllt, des Sonntags im rothgestreiften Soldatenrock einherstolzierte, welch' letzterer trotz seines dreißigjährigen Alters durch die große Sorgfalt seines Inhabers noch immer daran erinnerte, dass einst ein wackeres Soldatenherz darin gepocht, und dessen Anblick noch immer den alten Reiser-Natz, welchen eigentlichen Namen wir hiermit der Unsterblichkeit übergeben, mit einem Stolze erfüllte, der sich durch nichts anderes als durch die hochtrabend ausgesprochenen Worte: Innsbruck, Augsbruck, Regensbruck! und in einem Umdrehen auf dem linken Absatz Luft zu machen wusste. —

Man konnte seinen Geist einen verhaltenen Soldatengeist nennen; denn vor Beendigung des französischen Krieges durch den Verlust des linken Auges invalid gemacht, gezwungen in sein stilles, von aller Welt vergessenes und alle Welt vergessendes Dorf zurückzukehren, musste der wackere Reiser-Natz die ganze Folge der Kriegsereignisse aus seinem Gehirn herausspinnen, denn noch hatten die leidigen Zeitungsblätter nicht den Weg gefunden zu den am äußersten Ende der Erde wohnenden

Äthiopen, welche dafür von allerlei Gottheiten, als da sind: die Einfalt, die Zufriedenheit, die Arbeitsamkeit u. s. w. desto fleißiger heimgesucht wurden. Als ich ihn kennen lernte, da sagten die Leute, es sei nicht mehr der Invalide von ehedem — ein kränkliches Weib und ein Rudel von sechs Kindern hatten seinem Muthe einen Schröpfkopf aufgesetzt; sein Rücken verlernte nach und nach der Last der Jahre und der Holzbündel zu widerstehen, und immer seltener hörte man aus seinem Munde das herausfordernde „Augsbruck, Innsbruck, Regensbruck!" auch sah man ihn nicht mehr sich auf seinem Absatze herumdrehen, denn er hatte einfach keine Schuhe und bloßfüßig hätte sich das Exercitium gar zu lächerlich ausgenommen. Seine Taglöhnerdienste vermochten immer weniger ihn zu ernähren, da seine Kräfte stets abnahmen, und der Mangel an kräftiger Nahrung verursachte eben die Abnahme seiner Kräfte, wie geschrieben stehet: Wer da hat, dem wird gegeben werden, wer aber nicht hat, dem wird genommen, auch was er hat. —

Ich fragte ihn, ob er denn keinen Pensionskreuzer bekäme. — „Nein!" hieß es. „Warum habt Ihr Euch nicht darum beworben?" — „Beworben? hab' ich ihnen ein Auge gegeben, oder sie mir? Augsbruck, Innsbruck, Regensbruck, sie müssen sich bei mir bewerben!" Dabei war er so stolz, keine Almosen anzunehmen. „Ein Auge hab' ich noch" sagte er, „und zwar das rechte, und da möcht' ich's doch gar zu gut sehen, wenn man mich nicht recht ansähe. Bis das eine zum andern gegangen sein wird, dann könnt Ihr mir geben, was Ihr wollt, denn ich werde dann eure mitleidigen Gesichter nicht schauen müssen!" — Wie wäre sein Stolz gekränkt gewesen, wenn er gewusst hätte, dass sein Weib hinter seinem Rücken nehme, soviel als ihr Jemand geben wollte; er meinte, wenn er bemerkte, dass seine Kinder doch Menschen ähnlich sahen, und sein Weib am Sonntag schwarze Klöße buk, dass in seinem Hause der Witwe Ölkrüglein wäre. Aber das Krüglein und der Mehlkasten wurden leer, als das Weib starb, und der Invalide hätte sich das eine Auge auch ausreißen mögen, um die bleichen

gespensterartigen Gesichter seiner Kinder nicht sehen zu müssen, wenn er es nicht bedurft hätte, sie vor dem Hungertode zu erretten. — Eines Morgens, es war am Sonntage Mariä Namen, wurde ich von dem ältesten Mädchen des Invaliden, das ich bei einem Bauer als Gänsehüterin empfohlen hatte, zu ihrem Vater abgeholt; es war vergeblich, sie zu fragen, was es gäbe, denn ein Seelenfrost schlug ihre Zähne aneinander, so dass sie keine Silbe hervorzubringen vermochte, aber ihre Augen, die nichts waren als zwei glühende Thränen, baten mich flehentlich, meine Schritte zu verdoppeln. Sie lief mir wie ein Hündlein voraus und kehrte wieder zu mir zurück, so dass ich fast außer Athem vor der entlegenen Hütte ankam, welche der Invalide bewohnte Kindergejammer und ein tiefschmerzliches Stöhnen kam mir aus dem Inneren der strohbedeckten Baracke entgegen. Ein erstickender Qualm, der aus dem engen Eingange hervorwirbelte, verhüllte mir für den ersten Augenblick den trostlosesten Anblick, den ich in meinem ganzen Seelsorgerleben haben und empfinden sollte. Auf dem Fußboden, welcher, nicht mehr als eine Klafter im Gevierte, von einem Strohlager bedeckt war, mit Halmen, fast zu Staub zerrieben, lag der Invalide, aus dessen rechtem ausgeronnenen Auge Blut über sein Angesicht strömte; die drei jüngsten Kinder, von denen nur eins ein Hemde hatte, umklammerten seine Füße, die sie mit ihren Thränen benetzten; die beiden älteren Knaben wuschen mit weißen Linnenfetzen, die den beiden nackten Kindern zur Bedeckung gedient zu haben schienen, und welche sie abwechselnd in das Wässerlein tauchten, das vom Berge herab an der Hütte vorbei floß, dem alten Vater die Wunde, aus welcher, nachdem die Gabe des Sehens daraus entflohen, auch das Leben selber zu entweichen drohte. Ich entfernte vor allem Andern das grüne Holz vom Herde, das einen erstickenden Rauch in der Hütte erzeugte, und half sodann den Knaben in ihrer heilsamen Beschäftigung, wobei ich den Vorgang des Unglückes nach und nach erfuhr.

Die Noth hatte ihn gezwungen, sich mit dem Kleinholzklauben nicht zu begnügen, sondern er machte sich auch an diejenigen

Äste, welche leicht vom Boden zu erreichen waren. Gleich beim ersten Male, als der Mann, welcher doch zu stolz war ein Geschenk anzunehmen, sich so weit vergessen wollte, zu nehmen, was ihm nicht gehörte, noch gebührte, sollte ihm das Handwerk gelegt werden. Als er schon mehrere Zweige abgelöst hatte, lockte ihn ein etwas höher entsprossener Ast unwiderstehlich an, er umfaßte den Baum und schwang sich, die kleine Säge in der Hand, in die Höhe, wiewohl er sich anfangs gelobt hatte, nur dasjenige Gezweige, welches so recht handlich herabhienge, sich zuzueignen. Mit dem einen Arme den Stamm fest umklammernd, durchsägte er mit dem anderen hitzig genug von unten nach oben die Stelle, wo besagter Ast am Baume saß; er fiel, aber stieß im Fallen dem Holzmacher einen Widerhaken in's rechte Auge; dieser fiel mit hinab, sein Fuß stemmte sich auf den Ast, der Widerhacken riß heraus, aber mit ihm das rechte Auge — das rechte war nun zum linken gegangen. — Da lag er nun mitten im Walde allein, hiflos, blutend — selbst Gott um Hilfe anzuflehen, ihm einen seiner Engel als Führer zu geben, wagte er nicht, denn hatte er ihn nicht soeben durch eine sündliche Handlung beleidigt? Der alte Stolz flammte in ihm empor, seine Fäuste ballten sich, auch ohne Augen wollte er auf eigenen Füßen nach Hause gehen; er raffte sich empor, und that einige Schritte vorwärts, aber wie? sollte er umsonst sein Auge hingeopfert haben? das Holz, sollte er es im Walde zurücklassen? Sollte ein Anderer unterdessen es aufleſen und sich damit gütlich thun? nein! Er kehrte um; ein Holz bringt ihn zu Falle, also an dieser Stelle liegt auch das Übrige. So viel er mit seinen Armen umspannen kann, nimmt er auf, und trippelt die längst gewohnten Pfade nach Hause, wie ein angeschossenes Wild rothe Spuren hinter sich lassend. Vor seiner Hütte bricht er zusammen; sein Stöhnen ruft die Kinder herbei, ein sechsstimmiges Jammergeschrei schlägt an die Wölbung des Himmels, als sie ihren Vater erkennen; sie tragen ihn mit ihren kraftlosen Ärmlein wie eine lebendige Leiche in die Hütte wie in einen Sarg.

Man verzeihe mir die genaue Schilderung aller dieser Vorgänge, wie ich sie aus dem Munde der unglücklichen Familie entnahm und wie meine Phantasie sie ergänzte — sie ist nothwendig, um den schwierigen Stand zu bezeichnen, den der Seelsorger in einem derartigen Falle einnimmt — wie soll er andere trösten, wenn er selber des Trostes entbehrt, wenn der Mensch in seinem vollen Elend vor ihm liegt und ihm den geistlichen Mund stopft? — In meiner Verlegenheit erinnerte ich den Mann an seine Hoffart, ihm Ergebung in sein Schicksal einzuflößen; — aber bald sah ich, wie sehr ich gefehlt — der Invalide hob sich halb in die Höhe und rief grimmig: „Augsbruck, Innsbruck, Regensbruck!" und seine Ferſen regten sich unwillkürlich zum Kehrt euch! —

Ich verließ den Armen, nachdem ich das Blut gestillt und Verband angelegt hatte, um von dem einen verlassenen Schäfchen zu meiner Heerde zurückzukehren, die ich schon in der Kirche versammelt fand, um das Wort Gottes zu hören. Ich bestieg die Kanzel und sprach: „Es steht geschrieben: Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken! — Und wieder steht geschrieben: Wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränkt in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage Euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben!" Nun, meine Brüder im Herrn, wißt Ihr, wer des Arztes bedarf? ich will ihn Euch zeigen! Wollt Ihr tränken den Geringsten unter Euch, ich will Euch den Weg zu ihm zeigen! — Und ich stieg herab von der Kanzel im Ornate, das goldene Crucifix in der Rechten, und die ganze Gemeinde folgte mir aus dem Portale der Kirche unter heiligen Gesängen zu der Hütte des blinden Invaliden. Ich trat ein und die Gemeinde harrte vor dem Eingang. Der Blinde schluchzte leise; ich bückte mich zu ihm nieder und sprach: „Wie viel Augen verloreſt Du?" — „Beide, beide," antwortete er. — „Wie viele Kinder haſt Du?" — „Ach, sechs unversorgte Kindlein!" — „Nun denn, mein Lieber, so wurden Dir zwölf Augen für zwei!" — Der Blinde faltete die Hände zum Gebete. „Mit wie viel Armen ernährſt

Du die Kleinen, sprich!" „Mit zwei wackern Armen!" antwortete er und erhob sie gen Himmel. — „Nun denn, was ist besser: von zwei Armen Hunger, oder von hundert Armen die Fülle? Wisse vor Deiner niedern Thür steht die ganze Gemeinde Gottes wie ein Mann! all' ihre Herzen schlagen einmüthiglich für Deine Noth! all' ihre Augen weinen um Deine Augen, all' ihre Arme erheben sich gen Himmel und schwören: Seine Kinder sind unsere Kinder!" und ich trat hinaus und rief: „Erhebet Eure Arme gen Himmel und schwöret: Seine Kinder sind unsere Kinder, nnd wer sie verlässet, der soll von Gott verlassen sein!" — und es war ein erhebender Anblick, die Hunderte von Armen zum heiligen Schwure gehoben, die Hunderte von Stimmen einmüthiglich rufen zu hören: „Seine Kinder sind unsere Kinder! und wer sie verlässet, der soll von Gott verlassen sein!" Und ich gieng umher zu den frommen Weibern und jegliche brachte ein Gewand, oder ein Säcklein mit Lebensmitteln, für den Augenblick die Blöße und den Hunger der Kleinen zu bedecken; aber die sechs reichsteu Bauern, von denen zwei kinderlos, gelobten mir am Sterbelager (denn es stellte sich ein lebensgefährliches Wundfieber ein) des Invaliden mit Handschlag, jeglicher eins von den Kindern zu sich zu nehmen und als eigenes zu erziehen. Der Sterbende empfieng mit beruhigter Seele die heiligen Sacramente, er bat mir noch sein Ungestüm ab und ich verzieh ihm um so leichter, als ich ihm gar nicht gegrollt, er mich dadurch vielmehr belehrt hatte, wie man mit Unglücklichen zu gebahren habe. Des andern Tages starb er; seine letzten Worte waren: „Augsbruck, Innsbruck, Regensbruck!" — Die ganze Gemeinde folgte gerührt seinem Sarge, auf sein Grabmal schrieb unser berühmter Epitaphendichter, der Sommer-Tischler:

„Hier ruht ein wackerer Soldat,
Der niemals nicht gebettelt hat!
Hätt' ihn Gott nicht in den Himmel genommen,
Von selbsten wär' er nimmer kommen!"

Seine Kinder sind nun theils auch Soldaten, theils wohlhabende Bauern geworden.

Der halbe Kaspar.

1845.

„Gleich! gleich! wer pocht denn so früh? Dass Dich —", so polterte der junge Klausemüller Georg in der dunkeln Stube umher, ehe er sich entschloss an's Fenster zu treten, um beim Lichte des Mondes, der eben hinter dem Saume der Föhren zu verschwinden drohte, dem goldenen Morgenstern das blaue Himmelsfeld zu räumen, den Ruhestörer zu entdecken. Er legte sich endlich an die vielfach zusammengesetzte Scheibe, die nur mit dem ganzen Rahmen, nicht aber flügelweise zu öffnen war, und sah den halben Kaspar, wie er eben wieder seine eisernen Handgelenke ausstreckte, um zu pochen. „Na!" dachte der Klausemüller, „vor dem brauchst noch keine Angst zu haben, wenn's auch vor Mitternacht wär'!" und gieng, um die Hausthüre zu öffnen. Aber, wie er sich abmühte, sie wollte nicht nach außen weichen; der Schnee lag davor wie ein Mauerbrecher. „Was willst denn, Kaspar?" rief der verdrießliche Wirt hinaus, indem er sich fest an die Thür drückte, „'s wird wohl Zeit haben, bis es vollends Tag geworden!" — „Nein!" antwortete es draußen; „es ist dringend! so lieb es Dir ist, etwas über Deines Vaters Tod zu hören."

Georg eilte zurück in die Stube, nahm eine Schaufel, schlug das kleine Fensterlein durch, indem er sie hinausschleuderte; „na! mach' mir Bahn, halber Kaspar!" — Wäre jetzt ein Fremder in die Klausenschlucht gekommen, er wäre erschrocken stehen geblieben vor dem Anblick des halben Kaspar, der, ohne Füße geboren, den Oberkörper nach unten durch ein festes Brett abgeschlossen, mit den mächtig entwickelten Armen im Schnee herumwühlte; seine natürlichen Hände waren mit dicken Lederriemen und eisernen Fingern bepanzert; während er nun die

eine Tatze zur Bewegung brauchte, ergriff er mit der anderen die Schaufel und arbeitete emsig wie ein Gnom, bis der Klausemüller aus der Thüre treten konnte. „Kaspar!" sagte dieser, der sich mittlerweile ganz angekleidet hatte bis auf den pelzverbrämten Rock, „Du bist gar geschwinde fertig! Der Herrgott hat Deinen Armen all die Kraft geschenkt, die er uns andern in die Beine gab — so bist Du am Ende ein ganzer Kaspar! also was Du sagen willst, sag'!" — „Hier nicht!" antwortete Kaspar mit einer tiefen Stimme und einem entschiedenen Ausdruck; „Ihr müßt ein paar Schritte mit mir gehen!" — „Nu, wenn's Dir recht ist", meinte Georg, „mir ist's auch recht, hab' ich ja Füße!"

Kaspar lachte unheimlich auf; der Müller war im Innern mit dem Gedanken an seinen Vater und wie er nun etwas hören solle, was er ein Jahr lang vergebens ersehnt und herbeigewünscht, so sehr beschäftigt, dass er vergaß, die Thür hinter sich zuzuschlagen, und schon dem voraus sich schwingenden Kaspar den Berg hinanfolgte, als aus dem Hause eine weibliche, ängstliche Stimme ihm nachrief: „Kaspar! Kaspar! Kaspar! Suntich! Suntich! Suntich!" — und bald darauf eine weibliche Gestalt in bloßen Linnen an der Schwelle erschien, deren aufgelöst herabfallendes dunkles Haar, von einem feinen, bleichen Antlitze grell abstach; sie watete barfüßig ohne Gefühl der Kälte durch den Schnee, wie einst die arme Kutrun am Meeresstrande im Winter Kleider waschen musste; jene aber, 's tolle Rusla genannt, hatte das schmerzliche Glück, von ihrem Zustande nichts zu wissen. Jene beiden Männer kümmerten sich um nichts, was hinter ihnen geschah, und stiegen so heißblütig, als wollten sie in den Himmel, der sich eben öffnete, um auf safranfarbigem Teppich dem annahendem Gotte Lichtrosen zu streuen, eindringen und auf dem Sonnenwagen Platz nehmen. Der halbe Kaspar war stets voraus — schon lag das rothgedachte Jägerhaus hinter ihnen; Georg gleitete oft aus, während jener mit seinen eisernen Fängen sich einkrallte in den gefrorenen Schnee und tiefe Spuren seines Stehbrettes zurückließ. Sie wechselten kein

Wort — endlich waren sie an einem Felsenvorsprung angelangt; links zog die Landstraße hin gegen Reichenau, rechts schoss der Klauseberg jäh ab, während zu seinen Füßen die Klause raschlaufend dem Froste nicht Zeit ließ, ihr seine Kette anzulegen. Über sie hin regten sich düstre Fichten, in Reih und Glied hintereinander aufgestellt, als stünden sie auf dem Sprunge. Fernhin lagerte sich das Dorf Petschin, dessen Kirchenspitze eben im ersten Sonnenstrahl blitzte. — Hier machte der halbe Kaspar Halt, hart am Rande des Felsenkegels, und ehe noch der Klausemüller zu fragen begann, antwortete jener, dessen Gestalt nun gleich einer Sphinx sich bäumte, wie folgt:

„Es war in dem Sommer, auf den der vorjährige folgte, als Euer Vater hier vorbei auf seinem leichten Wägelchen mit seinen zwei Schecken nach Reichenau auf den Wochenmarkt fuhr — ich denke, es war der Kirschenmarkt. Ich stand gerade so da auf dem Fleck und sah mit Freude das Gespann kommen den Hohlweg herauf; ich reckte schon von weitem meine beiden Arme aus und rief: Guter Vater Klausegeorg! seid so gut und nehmt mich mit! nehmt mich mit, Vater Klausemüller! — so bat ich; er aber beugte sich heraus aus seiner Kutsche, machte mir ein Compliment und sprach: „Halber Kaspar! man darf dem Müllerhund den Mehlwagen nicht leer lassen, wenn man ihm auch nur Steine in die Mehlsäcke zu füllen hat! es möchte Dir das Fahren zu gut schmecken — musst schon so nach Reichenau zu kriechen suchen!" — 's Rusla, Eure Schwester, saß neben ihm; es half nichts, dass sie ihn mit aufgehobenen Händen beschwor, ihn mit Thränen bestürmte — er peitschte rechts und links und weg war er! Georg! Ihr seid mit zwei stattlichen Füßen zur Welt gekommen — Ihr könnt nicht begreifen, wie das so einem „halben Kaspar" schmeckt — der nicht einmal zum Betteln Füße hat und, wenn er das dargereichte Stück Brot nehmen will, das Gleichgewicht verliert — o, wenn ich mich daran erinnere, wie er so bequem darin saß, seine Wangen blüten, seine Augen funkelten, wie ein Weinglas — wie er nur seine Füße eine Spanne weit hätte hinter den Sitz

zurückziehen müssen, um so einem Klumpen wie mir ein Plätzchen einzuräumen, das man doch dem Futtersack vergönnt — o, wie es knallte und rollte und stäubte, und ich dalag — Georg, da hab' ich mir vorgenommen, Deinen Vater umzubringen. Rolle nur die Augen, ball' Deine Fäuste, knirsche mit den Zähnen — hör' nur, was weiter kommt.

„Einige Minuten darauf fuhr der Grünhändler aus Rokitnitz mit seinem Schubkarren schwitzend daher; er grüßte mich: „Guten Morgen, Kaspar, na, es wird bald heißen guten Mittag; Dir wird rasend warm werden, ehe Du da hinein baumelst in das Nest! komm her, setz' Dich auf! bist doch so viel wert wie eine Butte Kirschen, und, wenn's gut geht, kauft man Dich drin; schade genug, dass man sich bei uns zu Lande nicht verkaufen kann, möcht' lieber mich selber verkaufen als das Lumpenzeug!" — Er nöthigte mich auf seinen Schubkarren und führte mich bis zu Markte; die Leute gaben mir dazumal sehr reichlich, zu jeder anderen Zeit wäre ich froh geworden, aber diesmal hätt' ich Jedem den Beutel in's Gesicht geschmissen; warum fragte mich Niemand: „Halbmensch, wie bist Du denn zu Markte gekommen?" — Ich hätte so gerne erzählt, um mir Luft zu machen — aber da schmissen sie, ohne mich lange anzusehen, ihre Pfennige in meinen Hut — so ist die Galle in mir zu Stein geworden! Ich schaute die Straße hinauf und hinab fortwährend nach Eurem Vater aus, dass er kommen solle, mir auch 'was in den Hut zu schmeißen — er kam nicht! O Gott! warum kam er nicht? ich hätt' ihm den Groschen in's Gesicht geworfen und einen Stein hinterdrein, er hätt' aus einem Loche am Kopfe geblutet — und mein Höllenfeuer wäre von diesen paar Tropfen gelöscht worden. — Ich saß an der Ecke noch lange, als alle anderen Krüppel schon in ihren Winkeln schliefen, als alle Buden eingesunken, die Wagen mit den Kisten nach allen Seiten davongefahren waren, und wartete, dass Euer Vater komme, mir ein Almosen zu geben.

„Seitdem brütete ich darüber, wie mich zu rächen. Die Klausemühle anzünden? nein! dacht' ich mir; 's Rusla könnte

ja mitverbrennen und die wollte dich ja mitnehmen auf dem Wagen! — Ich lauerte dem Klausemüller einmal auf und wollte ihm vom Mühlrad die Füße abreißen lassen, aber kaum wollte ich hervorbrechen und ihn packen, da stand das Rad still wie behext — so verzog sich's und der Winter kam. Gerade heute ein Jahr, am Faschingsonntag, wurde an der Klausenmühle der blaue Schlitten mit dem Schellengeläute angespannt — der Müller stieg ein, in einen weißen Schafpelz gewickelt, und nach ihm 's Rusla in einem Tuchmantel mit Doppelkragen; die Kälte war jämmerlich, eine Schneewolke war über die blutroth aufgehende Sonne hergefallen und ein beizender Morgenwind trieb bald die Flocken im Wirbel herunter — es machte Windwehen — da stand ich gerade auf dem Fleck und sah dort den Schlitten den Hohlweg heraufkommen; es schien, als könnt' ich mich nicht aus dem Schnee herauskriegen; ich ächzte und wimmerte. Da hörte mich der Klausemüller; er hielt die Schecken an, stand auf in seinem Schlitten und sah sich um nach dem Verunglückten; er erblickte mich hier. „Na! heute erfrierst Du, halber Kaspar, wenn ich Dich stecken lass'" — so lachte er, zog den Pelz aus und kam zu mir herüber, 's Rusla hatte die Zügel in die Hand genommen. Ich stak tief im Schnee; Euer Vater reichte mir seine Hand, aber die war nicht stark genug, mich herauszuziehen; er musste ganz zu mir herwaten und mich umhalsen — wie ich ihn warm an meiner Brust fühlte, da fieng ich an, *ihn* zu umhalsen. Seht, meine eisernen Fänge sind wie dazu gemacht — er schrie — ich würgte ihn — 's Rusla rief Mord und Hilfe und versuchte auszusteigen; aber sie verwirrte sich mit den Füßen im Zügel, die Pferde scheuten, und sie wurde geschleift. Euer Vater lag bald todtgehalst in meinen Armen — ich machte mich los von ihm und stürzte ihn da hinab." — Der Klausegeorg schrie laut auf vor Schmerz und hinter ihm verhallte ebenfalls ein leiser Schrei, der wie ein Echo dem seinigen gefolgt war. — „Ich gieng zurück in die Mühle und ließ mich gut füttern; bald hörte ich ein Geschrei im Hofe, man brachte das Rusla blutig herein, denn sie war

bis Jawornitz geschleift worden; auf Alles, was man sie fragte, hatte sie keine andere Antwort, als: „Suntich, Suntich, Suntich" — sie war toll geworden — Georg! das that mir im Herzen wehe — sie hat mich ja mitnehmen wollen! — Man wusste nicht, wohin Euer Vater gekommen — man glaubte, er sei von einer Windwehe verschüttet worden; die Pferde konnten nicht reden und Rusla war toll geworden. Ich kroch mein Leben weiter fort und bettelte — der Klausemüller aber, der mich nicht hat nach Reichenau auf den Markt mitnehmen wollen, der war todt und konnte sich nicht mehr rühren. Und so war es auch recht. Vor sechs Wochen aber erfuhr ich vom Lochmüller, Euer Vater habe manchmal heimlicherweise getrunken — das fiel mir centnerschwer auf's Herz — wie, dacht' ich mir, wenn er damals im Sommer betrunken gewesen wäre? ja seine Backe war so roth, sein Auge so feurig — er war betrunken! Wäre er nicht dazumal betrunken gewesen, so stimmte es ja gar nicht überein, dass er mich dann im Winter so mitleidig herausziehen wollte aus dem Schnee! Sagt Ihr, hat er getrunken?" — Georg schüttelte bejahend den Kopf und Kaspar fuhr fort, als hätte er die Antwort sicher erwartet: „Nun hatte ich keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht — ich freute mich kindisch auf den heutigen Morgen, Euch das Ganze haarklein zu erzählen. Wenn Ihr ein rechtschaffener Sohn seid, so werdet Ihr Euch nicht lange besinnen, wenn ich Euch mit aufgehobenen Händen, mit den Händen, die Euern Vater erdrosselt haben, bitte, mir ein Gleiches zu thun; mich wie einen Pack schlechter Steine da hinabzustoßen! — Nun? seht! ich schau' nicht hinter mich — so, jetzt bin ich am äußersten Rande — ein kleiner Ruck und es ist geschehen."

Georg stand wie festgewurzelt und sprachlos da. „Georg!" fuhr der halbe Kaspar fort, „Ihr denkt, ich könnte mich selber hinabstürzen; aber, seht, das wär' ein zweiter Mord! Ich hab' nicht das Recht, aber Ihr habt es, mich umzubringen; ich bitte, thut's!" — „O nein!" erwiederte der Klausegeorg, „da wär' ich ein Narr! lebe! lebe! lebe! und krieche! bis Du einmal von

ſelber verreckſt!" — Somit drehte er ſich um und wollte weggehen; aber er ſtieß auf ſeine arme Schweſter, die hinter dem Geſtein gelauert hatte. Sie ſchoſs an ihm vorbei, rief: „Kaſpar! Kaſpar! Kaſpar! Suntich! Suntich! Suntich!" — und ſtieß jenen rücklings in den Abgrund hinab. Er kollerte langſam von Steinſpitze zu Steinſpitze, endlich ein letzter Fall — und er war nicht mehr.

Georg nahm nun ſeine bebende Schweſter auf ſeine Arme und trug ſie den Berg hinab in die Klauſemühle. Das Rad klapperte ſchon, die Mehlglocke läutete, die Burſchen liefen, als die Geſchwiſter in's Haus traten. Georg legte das Rusla in die warmen Federbetten, ſie entſchlief bald, ſchlief viele Stunden lang, der Georg wich nicht von ihrem Bette; als ſie erwachte, ſtanden Roſen auf ihren Wangen, ihr Auge leuchtete verſtändig, ſie ſtürzte weinend in die Arme ihres Bruders — ſie beweinte des Vaters Tod, als erfahre ſie ihn eben erſt jetzt — es waren heilſame Thränen. Das tolle Rusla war von Stunde an geheilt. Den halben Kaſpar aber vermiſste Niemand — er hatte ja keine verwandte Seele auf Gottes Erde. Wohl ihm!

Veilchen.

1854.

„Veilchen! Veilchen!“ rief die Mutter besorgt vom Vorhause die Treppe hinauf; keine Antwort. Sie erstieg nun eine Stufe nach der andern und wiederholte wie eine Henne, die ihre Küchlein zusammengluckt, wenn es dämmert, ihren Ruf, bis sie auf der Bodenkammer war; Veilchen war auch da nicht zu finden. Die Mutter bekam schier Herzpochen, sie durchsuchte mit der Laterne die ganze Kammer in allen Winkeln, sah unter den Wäschkasten, hinter den Kleiderschrank — Veilchen war nicht zu finden; sie stieg auf den Oberboden, wo das Mädchen letzthin oft weinend bei dem kleinen Fensterchen gesessen und in die Ferne gesehen hatte — Veilchen war auch da nicht. Es war die Nacht vor der Hochzeit — die Mutter war mit der blühenden Braut soeben im Frauenbade gewesen, wie es bei den jüdischen Bräuten Sitte ist; sie waren darauf beide zugleich schlafen gegangen — aber um Mitternacht fuhr die Mutter auf aus dem Schlafe und sah bei der Nachtlampe, die seit Veilchens Geburt brannte, dass des Kindes Bett leer war; sie sprang auf und suchte sie allerorten, aber sie weckte den Vater nicht, hatte er ja die Tage her durch Veilchen hinlänglich verstört gehabt. Sie war endlich müde und die ängstliche Besorgnis machte ihre Füße schwer; sie sank hin auf ihr Bett und überdachte noch einmal den ganzen Verlauf der Heiratgeschichte. Veilchen, das einzige Kind des Hauses, ward natürlich verzärtelt und verzogen; ihr Vater war gegen jedermann Eisen und Stahl, Feuer und Flamme, nur gegen Veilchen ein seidenes Tüchlein, das sich schmiegt und fältelt je nach der Laune und dem Wogenschlag des Busens, der es trägt.

Aber — in Kleinigkeiten! sobald es zu dem ersten, wichtigen Schritt, zum Heiraten kam, da zog der Vater ganz neue

Saiten auf — er mochte den Lehrer Pyrkheimer nicht ausstehen; er gestand es ein: der Mann könne mit Noth ein Weib ernähren, er sei sogar ziemlich raisonnable, hübsch und wohlgestaltet — aber es braucht nur morgen der Gemeinde einzufallen, ihn fortzujagen, so ist er ein Bettler, denn sobald findet sich nicht wieder eine Stelle; es widerstand ihm auch die Art und Weise, wie sich Pyrkheimer an sein Veilchen „angemacht"; außer dem Hause auf einem Balle hatte er sie zum erstenmale angesprochen, von der Zeit an sie immer in der Fremde aufgesucht, sich aber nicht vor des Vaters Angesicht gewagt, denn er ahnte es, dass der reiche Naphtali Landstein einen Schwiegersohn wolle, der Haare auf den Zähnen habe; der Vater wusste es, dass man zur Schürze der Mutter die Zuflucht nehme und grollte umso tiefer. Sein Schoßkind war ihm nun ganz entfremdet; wenn er von Reisen kam, so musste er zufrieden sein, wenn ihm der Pudel entgegenkam und ihm die Hände leckte — Veilchen verkroch sich; am Samstag zur Nacht, wenn drei Sterne am Himmel verkündigten, der Ruhetag habe Abschied genommen, und die Gewürzbüchse bereitstand auf dem Tische, daneben ein Glas Wein, da sah sich der Vater um in allen Ecken des Zimmers nach Veilchen, dass sie die grünweißrothverschlungene Wachskerze, die Havdalah, halte und er getrost die neue Woche einsegne — er musste sie selber halten; wenn er Samstags aus dem Tempel kam und in die feierliche Stube trat, da sehnten sich seine Hände nach dem Haupte Veilchens, dessen reichgeknoteten Zopf sie immer nur leise berührten, während seine Lippen sprachen: „Du sollst werden wie Sarah, Rebekka, Rachel und Lea!" — Seit der Bekanntschaft mit dem Lehrer hatte sich Veilchen auch dem Segen ihres Vaters stets zu entziehen gewusst.

Diese kleinen Gewohnheiten des Lebens, in die ein reiches Herz all seine Innigkeit und Wärme legt, entbehren zu müssen, that dem Manne sehr wehe. Veilchen hingegen fand einen geheimen, kindischen Reiz in diesem Versteckenspielen, in diesen Geheimnissen; je mehr sie den Umgang des Lehrers entbehren,

je besorgter sie sein musste, wenn sie ihm bei irgend einer Freundin ein Stelldichein gab, desto inniger glühte es in ihrem Busen, ein desto himmlischeres Licht ergoss sich um die Züge ihres Geliebten, desto entschlossener ward ihr Wille, sich durchzusetzen. Pyrkheimers Gestalt war derartig muskulös und kräftig, dass man in ihm ein etwas vermuthen konnte, das sich dem Lehrerstande nur ungern schmiegte, das nur eine gute Gelegenheit zu erwarten schien, um den ganzen Menschen zu erfassen und in eine entsprechendere Stellung zu bringen. In der Gemeinde flüsterte man, er speculiere auf Landsteins Vermögen und beabsichtige nach der Verbindung mit dem Hause Geschäftsmann zu werden. — Eines Tages, als Veilchens Vater aus der Synagoge gieng und in der Vorhalle noch einmal die Tefilin, d. i. die Kopf- und Armbänder aus Leder, in denen die wichtigsten Sätze der Torah enthalten sind, küsste, um sie dann herabzuwickeln und zusammenzulegen, klopfte ihm jemand auf die Schulter; er drehte sich rasch um — es war der Lehrer Pyrkheimer. „Was steht zu Diensten?" sagte Veilchens Vater eiskalt mit einer höhnischen Verbeugung. „Ich bitte mir einige Schritte zu schenken", sagte der Lehrer lächelnd, nahm ihn alsbald am Arme und führte ihn in seine Wohnung, in die von der Gasse eine hölzerne Treppe führte; er hieß jenen niedersetzen, öffnete seinen kleinen, eisenbeschlagenen Koffer, und siehe da! er war voll Silbers, ungefähr im Werte von viertausend Gulden, wie Landstein bald heraus hatte. Pyrkheimer erzählte nun dem erstaunten Manne, er habe mit seinem kleinen Lehrergehalte heimliche Geschäfte getrieben, habe dort Ochsenhäute zusammengekauft, hier Leder, ohne sich je einem Risico auszusetzen, und er habe stets mehr oder weniger gewonnen. Er habe nun ein rundes Sümmchen beisammen und hoffe, dem reichen Geschäftsmanne nicht mehr so verächtlich zu erscheinen, wenn er um Veilchens Hand werbe. Der Alte hatte nun vor den paar Thalern allerdings wenig Respect, aber der Geist, der sie erworben, imponierte ihm, er fühlte sich bezwungen und ergab sich. Wie erstaunte Veilchen, als der Vater ihr durch

die Mutter sagen ließ, es sei morgen abends die Verlobung und in vier Wochen die Hochzeit!

Wir kehren nun zur Mutter zurück, die mit den Gedanken an all das, was wir soeben erzählt haben, entschlummert war. Sie träumte viel Lustiges und Trauriges untereinander, da das Licht der Lampe ihr in's Gesicht fiel. Aber während ein verhängnisvoller Schlaf sie zur unrechten Zeit gebunden hielt, irrte Veilchen im leichten Nachtgewande draußen in finsterer Nacht umher, wie von einem bösen Geiste getrieben; sie lief von einem Ende der Gasse zum andern ohne Zweck und Ziel und schrak allemal zusammen, wenn ein Schneeball sich vom Dache schob, oder ein Kater mit funkelnden Augen über den Weg lief; sie glaubte schon den Hammer zu hören, der an die Thüren pocht, um die Leute zu ihrer Hochzeit in die Synagoge zu zu rufen. Ein kindisches Herz stand da mit Schaudern zum erstenmale vor der Eisenpforte des Lebensernstes — sie hatte mit glühender Faust an die Pforte gepocht und gerüttelt, bis sie sich aufthat — nun tritt sie erschrocken, entsetzt vor ihren eigenen Wünschen zurück — zu spät — die Erfüllung ist da! Der Mann, dessen Anblick durch eine Minute ihre wochenlange Geistesnahrung gewesen, in dessen Besitz sie alle Himmel ihres eigenen Busens versetzte, dessen armseligstes Wort sie aus der Fülle ihres Geistes zu einem Born der tiefsten Weisheit gemacht, solange eine äußere Gewalt, die väterliche Willkür, sich abwehrend zwischen ihn und sie gestellt hatte: derselbe Mann stand nun da vor ihr in gemeiner Wirklichkeit, ein Abscheu ihrer Seele, als jene väterliche Willkür die Hände, die sie früher auseinanderhielt, zum ewigen Bunde in einander legte. — Sie hätte gerne alle Schläfer aufgeweckt wie zum jüngsten Gerichte, das mit allen seinen Schreckniſſen in ihrer Seele loderte! Da schlafen sie alle und lassen sich nichts träumen von dem armen Mädchenherzen, das von Abgrund zu Abgrund wie ein Ball geschleudert wird! Die ganze Situation der Trauung stand lebhaft vor ihrem Geiste; aus den Augen ihrer Eltern strahlt die Freude, ihrem Kinde das langersehnte Glück bereitet zu haben; ihre

Freundinnen und Verwandten rings um sie her — der Trauhimmel über ihr — jetzt spricht der Prediger von den Pflichten gegen den Gatten, von ihrer ewigen Liebe — jetzt stellt man das Gläschen unter den Fuß des Bräutigams, er zerstampft es, und wie das Glas nie wieder ganz werden kann: so unauflöslich ist ihr Bund! jetzt wechseln sie die Ringe — nein! nein! nein! ich will nicht! Der Trauhimmel stürzt ein, die Eltern raufen sich das graue Haar aus, Geschrei und Getöse, Fragen und Antworten — es brennt, es brennt! — aber nur im Herzen des armen Veilchen; — jetzt steht sie mit zitterndem Leibe am Ufer des Stromes, das Eis kracht und stöhnt melancholisch, und darunter braust die gefesselte Flut — sie breitet ihre Arme aus gegen den Himmel, aber dichte Wolken umlagern ihn finster wie abwehrende Thorwächter — kein Stern! kein Stern! rauh streicht der Wind über ihre Wangen und ihre Locken fliegen; o, daſs die ganze Gestalt so leicht würde wie diese Locken, daſs sie auf Flügeln des Windes dahingetragen würde über Land und Meer an's Ende der Welt — wo er nicht ist! — Wie sie früher seine Abwesenheit dazu benützte, sein Bild mit allen goldenen Strahlen der gegenstandslosen Jugendliebe zu verklären: so häuft sie jetzt mit eben der Glut eines leidenschaftlichen Hasses alle schwarzen Schatten darüber hin — sie hätte sich den Busen aufreißen und sein Bild daraus vernichten mögen — o, unseliges Herz! so lange eine Faser an dir zuckt, kannst du es nicht los werden dieses Bild — darum stirb! wenn du zerschellst, zerschellt es mit. — Was regt sich dort? sie kommen! sie kommen! sie reißen Dich fort zum Altar! er faſst Deine Hand — weg, weg! — die Wogen schlagen an das Ufer, als lüden sie sie ein, in ihren Schoß zu flüchten — noch ein Gedanke, der alle Welt und alles Unheil umfaſst — und sie liegt geschaukelt in den Armen des Stromes, bis sie unter der Eisdecke verschwindet!

Als der Morgen dämmerte, sprang die Mutter erschrocken auf, sie rief wieder: Veilchen, Veilchen! und wieder antwortet niemand. Sie weckte das ganze Haus auf; draußen an den

Fenstern glitzerten die Eisblumen im Frühlicht; der Vater fragte: ob der Rabbiner schon da sei zum „Bedecken" der Braut, und hörte, dass man Veilchen suche. Er kleidete sich nichtsdestoweniger feierlich an, war er ja wochenlang auf diesen Morgen vorbereitet; die Nachbarhäuser wurden auch aufgestört; zu allen Freundinnen der Braut ward geschickt — Veilchen war nicht zu finden! Die Männer hatten sich beim Bräutigam, der die Braut nicht sehen darf bis zur Trauung, eingefunden, man betete bei ihm das Morgengebet, der Rabbiner kam angefahren — aber Weinen und Wehklagen scholl ihm entgegen, anstatt der Zimbeln und Pauken. Plötzlich ertönte vom Strom her, wo die Mägde an einem Eiseinschnitt ihre Geschirr wuschen, Wehegeschrei — man hatte Veilchen gefunden — aber todt — unter dem Eise. Der ganzen Gemeinde, den Eltern selber blieb es ein Räthsel, dass eine Braut, die am Morgen ihre Wünsche gekrönt sehen, ihren geliebten Mann bekommen sollte, den sie von ihrem Vater solange ertrotzt hatte, in der Nacht vor diesem Morgen sich umgebracht haben sollte. Man bestürmte den Bräutigam um Aufklärung der Sache — er bekannte sich blind wie die andern: aber er wusste in seinem Herzen, wie Veilchen seit der Stunde, da der Vater ihren Bund bewilligt hatte, wie verwandelt gegen ihren Geliebten war; sie verweigerte ihm alles, was er sonst nicht erst zu fordern brauchte; sie floh ihn, wenn es Niemand bemerken konnte, sie konnte ihm nicht in das Auge sehen, die Liebe hatte sich in Hass und Abscheu verwandelt. Man verbreitete, sie sei verunglückt im Wasser; aber Pyrkheimer war von der schmerzlichen Überzeugung durchdrungen, sie habe sich hineingeworfen.

Er verließ den Ort, man begegnete ihm bald darauf auf Pferdemärkten; — der Lehrer war ein Rosskamm geworden.

Doctor Jakel.

1854.

Doctor Jakels Ruhm kümmert sich blutwenig um die schwarzgelben Barrièren diesseits, und die schwarzweißen jenseits der Brücke — er erstreckt sich von Königgrätz bis nach Glatz, und wird hüben und drüben als vollgiltige Münze angenommen, mag der Cours steigen oder fallen. Im Österreichischen heißt er Jakel, im Preußischen dagegen Jäkel, in den tschechischen Ortschaften aber Jokel! Alle diese Namen bezeichnen einen Bauer, schlecht und recht, dessen hohe, körnige Gestalt mit dem verständigen, faltenreichen Antlitz, den breiten, mächtigen Schultern, von denen muskelstrotzende, in stets blühendweißen Hemdärmeln gehüllte Arme ausgehen, den nackten, dunkelbraunen, vollschwellenden Waden, die nicht sonderlich von der unter dem Knie zusammengehaltenen schwarzen Sammethose abstachen, durchaus den Doctorsgrad nicht in athemverhaltenden Hörsälen errungen zu haben scheint. Und doch beneiden ihn alle Ärzte weit und breit, trotzdem sie ihren Magistertitel als wohlbestallte Jäger in dem Forste der Heilkunde erlegt, — während er ihn als kecker Raubschütze angeschossen. Jakel heilt Beinbrüche — und zwar mit den Recepten, die die Natur auf Feld und Au geschrieben, mit den heilkräftigen Kräutern, deren Säfte, nach seinem Ausdruck, „der weiseste Apotheker gemischt.“ Wiewohl er ein Regierungsprivilegium besitzt, darf in seiner Gegenwart ihn Niemand Doctor nennen, er rechnete es sich in seinem Hochmuth zur Schande an; heißt man ihn aber „Vater Jakel“, da lächelt er freundlich, nimmt seinen Knotenstock, welcher in der ganzen Gebirgsgegend das Jakelpferd benamset wird und die ganze Apotheke des Doctors in seinem Bauche trägt, und wandert fürbaß in die ferngelegenen Hütten der Kranken, wo

man ihm mit einem schäumenden Glase Milch alleweil entgegenkommen muss. Er ist wenig von Reden, aber eifrig im Thun; er geht zu den Armen wie zu den Reichen, und nimmt von beiden mit Dank an, was man ihm gibt, denn er ist ein wohlhabender Mann und ein trefflicher Wirt.

Es war auf der Bärenwalder Fahrt, zu welcher die Kaiserlichen und Königlichen in gleicher Weise herbeiströmten, wo man denn die mächtig großen preußischen Hauben, die mit ihren Krausen fast nach Quadratmeilen gemessen werden dürfen, sowie die platten Blaumützen mit Freuden zwischen den Buden hin- und herschwimmen sah, denn da klingt es, da singt es von weißröthlich schimmernden Silberböhmen und scharfgeränderten Thalern, dass den Trödlern Hören und Sehen vergeht — da gerieth der Doctor Jakel, der im scharfen Trab mitten durch das Gewühle sich durchgearbeitet hatte, wenn er auch im Gefühle seiner Heilmacht so mancher Magd, die meilenweit barfüßig, die Schuhe in der Hand tragend, zum Feste hergerannt war, die Zehen abtrat, in einen Rudel wackerer Kumpane, befreundeter Bauern von da und dort; man entriss ihm seinen Gaul, den Knüttel, und somit war er ihr Gefangener. Hinein gieng's zum Schwenka Philipp, wo aus dem Tanzsaale Gejuchze und Gläserklirren entgegenscholl; dem Vater Jakel kamen Alle nacheinander mit ihren Bierkufen entgegen, und er musste etwa an vierzig Gläsern nippen, um Niemand zu beleidigen; er nahm diese Beweise der Achtung und Liebe offenbar mit Genugthuung auf, denn er kratzte sich zwischen jedem Schluck duckend an den Waden, als gebe er diesen den schuldigen Theil der Anerkennung; er ward aus dieser angenehmen Beschäftigung durch einen derben Schlag auf seine Achsel gerissen, welchem ein breites Gelächter und ein: „Grüß Dich Gott, Herr Collega!" von einem vierschrötigen Manne folgte, dessen rothe Weste sogleich den Metzger verrieth.

Jakel drehte sich rasch um, sah den Großstiebnitzer vom Wirbel bis zur Sohle mit einem Blick voll Verachtung an, spie hinter sich und vor sich aus, rückte seinen breitgerandeten

Hut vor und zurück auf dem Kopfe, ergriff seinen Knotenstock und nahm Reißaus. Man wagte es nicht, seinem gerechten Zorne entgegenzutreten, und hätte der Ursache dieses leidigen Vorfalles herzlich gerne den Schädel eingeschlagen, wenn nicht der Metzger Seitler eine eigene Scheu um sich verbreitet und gar so dicke Fäuste gewiesen haben würde. Letzterer hatte im Vorhinein die Wirkung seiner Ansprache an den Doctor Jakel wohl gewusst, er kannte dessen Gesinnung gegen ihn, den Sympathiecurendoctor und hatte es sich schon lange vorgenommen, ihn in einer großen Versammlung fühlen zu lassen, dass sie nicht erst Brüderschaft zu trinken brauchten. Der Metzger Seitler konnte sich wahrlich rühmen, ein vortrefflicher Thierarzt zu sein, dass er aber mit der Zeit auch die Menschen zu seinen Viehpatienten schrieb, dazu mögen sie ihm allein Grund gegeben haben, denn man überlief ihn so lange, bis er zu orakeln begann.

Doctor Jakel war aber von Stunde an nicht zu bewegen, über Feld zu gehen, einen Kranken zu behandeln; wie der zürnende Achilles saß er abwärts von seinen Brüdern und schmollte und rief die Mutter Erde, die Gebärerin aller wahrhaftigen Arzneien und Ärzte, an, seine Schmach zu rächen, den Füßen der Gebirgsbewohner spitze Steine entgegen zu wälzen, unter ihrem Tritt sich zurückzuziehen, dass alles Volk lahm werde und kein ganzes Bein an Sonntagen der Fidel folgen könne. Die Erde that ihr Möglichstes, der Pfad zum Gehöfte Jakels ward von Boten, die den Doctor holten, hohl getreten, alles umsonst! man glaubte endlich, der Mann wäre hoffärtig geworden und sandte nach ihm einspännige Gefährte aus, gedeckte Wagen, Kutschen — Doctor Jakel saß am Vorderfenster, den Kopf auf die Hände gestützt, und sah im Herzen vergnügt dem Kommen und Gehen zu, er ließ in sich hineinreden, wie in einen nassen Frosch und rührte sich nicht, so oft er aber allein war, seufzte er tief auf und das galt den armen Creaturen, denen er nicht helfen konnte, denn seine Ehre ließ es nicht zu. Endlich thaten sich die Mannen von den Bergen

zusammen und kamen sammt und sonders in einer langen Procession gegen den stattlichen Jakelhof herangeschritten. Sechs lustige Bläser forderten mit einzelnen feierlichen Stößen den Doctor heraus, er ließ sie lange blasen, wiewohl er den herrlichen Zug der sonntäglich gekleideten Bauern von seinem Adlerhorste aus schon lange mit seinen scharfen Augen begleitet hatte.

Endlich erschien er im langen Caput, den Hut auf dem Kopf, den Stock in der Hand, ganz majestätisch an der Einfahrt und ward mit einem Juhhe! empfangen; er gebot Stillschweigen mit aufgehobenem Stab und redete kurz nach Feldherrnweise folgendermaßen: „Wart Ihr Alle auf der letzten Fahrt zu Bärenwald?" Fast Alle bejahten. „Gut. Was wollt Ihr nun von mir?" — Ein stämmiger Feldhäusler, dem sein Weib am Beinbruch zu Hause lag, trat vor und sprach: „Doc— Vater Jakel! wir allesammt kommen mit der Bitte, Ihr möchtet die Unsrigen nicht unter den Händen der Pfuscher von Ärzten crepieren lassen und wieder wie früher mit Eurem Gaul von Hütte zu Hütte traben wie ein Apostel." — „Das war kräftig gesprochen!" hieß es da unter den Bauern, die nun den Doctor Jakel umringten und der Antwort harrten. „So!" sagte dieser befriedigt, „wollt Ihr das? nun, so kommt wie Ihr da steht, gehäuft oder gestrichen, von heute über acht Tage, wenn der Neumond eintritt, nach Sonnenuntergang drei Stunden wieder her zu mir! Notabene! Jedermann, der selber in seinem Stalle derzeit ein krankes Vieh hat, möge es wie er kann, herbeischleppen, oder von den Nachbarn eines entlehnen, wenn er keines hat. Ohne das geht es auf keinen Fall."

Man versprach Alles, wenn man auch nicht wusste, was denn eigentlich dabei herauskommen und wie man krankes Vieh die Berge heranschleppen sollte. — Man erkundigte sich weit und breit nach dem Befinden der Stallbewohner, fast wären Bulletins nothwendig geworden. Zur anberaumten Frist hatte man auf Weg und Steg das merkwürdige Schauspiel, dass hier eine lungenkranke, gemeinhin dämpfige Kuh *auf* einem Leiterwagen, dort ein erblindeter Gaul *hinter* dem

Leiterwagen hergeführt ward; man glaubte allgemein, Jakel wolle sich damit hervorthun, dass er all das todtsieche Vieh durch ein neugefundenes Wundermittel plötzlich herzustellen beabsichtige und diese verbreitete Meinung erhöhte er nach Möglichkeit.

Braune Nacht hatte sich bereits in die Thäler gesenkt, während am reinen Himmel die Sichel des Mondes, wie von einem Silberstift hingezeichnet, erschien. Jakel trat alsbald hinaus unter die zahlreich herbeigeströmte Menge und sah geheimnisvoll drein; Geblöke und Gewinsel tönte dumpf hin durch die Nacht, die, nur gewohnt an den reinen Klang der Kirchenglocke, sicherlich erschrak. „Mir nach!" commandierte Doctor Jakel und setzte sich mit seinem nimmer müden Gaul voran in Trab, ihm folgte ein langer Zug zu Wagen und zu Fuße. Die Klause, welche Tag und Nacht mit holdem Gemurmel durch die stillen Thäler läuft, hielt den Athem an und horchte. Hie und da tönte aus einem Gehöfte die fragende Stimme eines Hundes und erhielt von dem Gethier des Zuges weithin schallende Antwort. Es gieng bergauf, bergab hinüber nach Großstiebnitz, eine feierliche Stimmung hatte sich der Menge bemächtigt, die dem jüngsten Tage entgegengeführt zu werden glaubte. Das Gethier war mittlerweile ruhig geworden — schon sah man in allen Hütten, die sich vom „weißen Berge" herab in's Thal zu neigen scheinen, kein Licht, nur ein Haus im oberen Dorfe war ziemlich hell erleuchtet; ist ja heute um Mitternacht die Stunde, in welcher der Metzger Seitler seine wochenlang darauf harrenden Kranken, die in seinem Hause wie in einem Hospitale liegen, curiert. Der Zug machte Halt Doctor Jakel gebot das äußerste Stillschweigen und hieß die Leute sich ruhig an die Fenster vertheilen.

Der Metzgerhund, Lother genannt von seinem Herrn, welchen Namen Böswillige damit in Verbindung brachten, dass Seitler unter den Katholischen sich seines Lutherthums schämte, schlug nur wenig an, da er der Unruhe gewohnt war; mit geheimem Grausen sahen die Lauerer im Zimmer drinnen

unzählige Leichengesichter, um die sich der Metzger beschäftigte; einige Schleißen brannten gespenstig auf dem Ofenmäuerle, deren glühende Abfälle der Metzger in den Mund nahm, und, die Patienten anhauchend, einen röthlichen Schein über sie ergoss; er wandelte vom Manne zum Weibe, schnitt hier ein Büschel Haare ab und dort und ließ sie in den Flammen vergehen; er nahm ferner den Nagel des linken Fußes und den der rechten Hand ab und vertauschte sie je nach Gutdünken, so dass die Leute, welche er durch Sympathie verbunden glaubte, jeder des Andern Nagel bekamen. Er ritzte ferner hier und da eine Ader auf und bestrich die Verwandten mit ihrem gegenseitigen Blute an der Schläfe, da, wo die Ader pulsiert. Noch hatte es nicht Eins geschlagen; der Metzger stand nun mit erhobenem Arme in der Mitte seiner Kranken und harrte mit wildem Blick des Glockenschlages — Angst lag auf den bleichen Gesichtern wie ein Schleier — Eins! — Der Metzger dreht sich um sich selber wie ein Wirbelwind, denn nun kommen die Geister der Thiere, die er in seinem Leben geschlachtet, alle über ihn und geben ihm die Kraft zu heilen; in dem Augenblicke ließ draußen Vater Jakel das kranke Vieh quetschen und kneten, dass es fürchterlich brüllte und tobte, auch ließ er das Kleinvieh zu den Fenstern bringen, so dass die Thierköpfe alle hineinschauten — der Metzger hörte mit Entsetzen in Wahrheit die Geisterstimmen des geschlachteten Viehes und als er, um sich blickend, an den Fenstern die Köpfe der Ungethüme gewahrte, wie sie so drohend ihn anblickten — da brach er zusammen und verlor das Bewusstsein.

Doctor Jakel brach schnell auf mit seinem erschütterten Gefolge, so dass ein Getöse entstand wie von der wilden Jagd, das sich nach und nach jenseits der Berge verlor. — Schon am anderen Morgen wallfahrte Doctor Jakel lustig durch's Gebirge mit seinem Knotenstock, der ihm Gefährte, Gaul und Apotheke zugleich war. Die Lahmen wurden gesund schon von seinem Anblick und giengen ihm entgegen, so dass ein großer Ruf von ihm ausgieng durch die Berge und Thäler.

Der Metzger Seitler soll aber nie wieder seine nächtlichen Orgien gehalten haben; das anfängliche Entsetzen ward bald durch das Spottgerede der Leute in Scham verwandelt und hätte er auch so unverschämt sein können, seine Sympathiecuren fortsetzen zu wollen, er hätte keinen Patienten finden können. Der „Herr Collega" kam ihm theuer zu stehen und bei dem nächsten Bärenwalder Fest ward beim Schwenka Philipp die Geschichte von Österreich und Preußen mit großem Applaus aufgeführt.

Hoch lebe Doctor Fakel!

Der Kinderhandel.

1856.

In unserem Böhmen, wo der Deutsche so oft in die Nothwendigkeit kommt mit dem Tschechen, der Tscheche mit dem Deutschen zu verkehren, da hat man ein eigenes Mittel, den Kindern die fremde Bruderſprache einzuimpfen, man vertauscht gegenseitig die Kinder. Und von einem solchen Kinderhandel wollen wir in Kurzem etwas erzählen. — Der Bauer Macha Franz aus Saufloß, einem deutschen Dorfe an der preußischen Grenze, gab seinen dreizehnjährigen Knaben Johann nach Petschin in das Haus des Tschechen Tobischka, welcher dagegen seinen Sohn Franta nach Saufloß übersetzte. Die beiden Väter waren wegen eines Pferdeprocesses lange Jahre erbitterte Feinde gewesen, hatten endlich am Kunzendorfer Feste beim Weine durch Zureden des Wirtes, der gern in Reimen sprach, z. B. „langjährige Feindschaft — fetter Boden für Freundschaft!“ oder: „die einander beißen am Wagen — werden im Stalle sich vertragen!“ u. s. w. einander die derben Hände gereicht, und, als der Götterſaft ihnen das Herz erweiterte, beschlossen, durch Kindertausch Wahlverwandte und Gastfreunde zu werden. Gesagt, gethan. Die Nüchternen sahen erst ein, wie vortrefflich die Benebelten beschlossen hatten, denn der Saufloßer hatte eine zweite Frau, von der sein Junge stiefmütterlich behandelt, endlich diese Behandlung zu verdienen anfieng — es musste also allen Dreien sehr angenehm sein, dass der Tausch stattfand. Der Petschiner war ein Trunkenbold und fürchtete, sein Sohn werde seinem väterlichen Beispiele nachgerathen — die beiden Knaben waren froh, in neue Verhältnisse zu kommen. Am Neujahrstage ward in Saufloß der Schlitten angespannt und trotz des tiefen Schnees, in den die Pferde bis zum Bauche einsanken, ward Johann von

seinem Vater nach Petschin, seiner neuen Heimat auf unbestimmte Zeit, geführt, und die begegnenden Dienstboten, welche mit ihren buntangestrichenen Kisten von ihren neuen Herren abgeholt wurden, mussten dem Zweispänner ausweichen. Zur selben Stunde ward Franta von Petschin nach Saufloß geführt — in Rosenthal trafen sie aufeinander. Die beiden Knaben saßen still nebeneinander; nur zuweilen streifte einer den andern mit einem schüchternen Blicke, der zu fragen schien: „Wie werde ich's an Deiner Stelle aufbringen?" Sprechen können sie nicht — Johann versteht Franta nicht — dieser nicht jenen — aber ihre Väter radebrechen ein jeder des anderen Sprache.

Beide Väter strengten sich an, ihren Pflegesohn gut zu halten, und so kam es, dass, als die drei Jahre verflossen und die Alten bereit waren, ihre Jungen zurückzutauschen, diese sich weigerten, ihre nunmehr liebgewordenen Verhältnisse aufzugeben, gelockerte Bande wieder fest, feste wieder lose zu machen. Nunmehr sprach Johann nur tschechisch und hieß Honsitschku, Franta nur deutsch und hieß Franz. Der eine verbarg sich auf dem Heuboden vor seinem Vater, der andere lief in den Wald vor dem seinigen. Blut ist kein Wasser — die Väter ergrimmten darob und schwuren in ihrem Herzen, dieses wie ihr Haus vor ihrem echten Sohne zu verschließen, wenn er einst beide offen finden wollte.

Nunmehr begann ihr Betragen gegen den Pflegesohn erst leise, dann immer stärker und stärker von der früheren Art abzuweichen, denn insgeheim dachten sie dadurch die Rückkehr ihres eigenen Fleisches und Blutes zu beschleunigen. Die Jünglinge hingegen schoben die harte Behandlung auf die Schultern ihrer wahren Väter, denn sie glaubten, „aha! hat der Alte drüben befohlen, man solle das Leitseil kürzer halten?" oder „wer ist Schuld, dass ich hier in einem fremden Hause leiden muss? meine Eltern! aber ich will Alles dulden, nur nicht zu ihnen zurückkehren!" — So waren die Gemüther gestimmt, als ein strenger Winter im Gebirge einkehrte; der Schnee gieng hie und da über die kleinen Fenster; Stürme sausten durch die

Schluchten; die Klause schwoll wild an und riss die schwächliche Brücke mit sich fort.

Am heiligen Christnachtstage fuhr der Bauer Tobischka von Reichenau nach Petschin, er voran mit seinen zwei Eisenschimmeln an einem leeren Holzwagen, ihm nach sein Pflegling Johann mit dem Einspänner eines Nachbars, denn Tobischka pflegte ihn um die Kost manchen Tag für fremde Knechtsdienste zu verdingen. Sie kamen durch den Hohlweg an die Klause — der Alte hielt an. „Na!" meinte er lächelnd, „Honsitschku! Du bist ein junger Kerl, fahr' Du voran!" — Johann kniff die Lippen zusammen, schoss aus seinen zusammengewachsenen Brauen einen fürchterlichen Blick auf den falschen Mann, sprach kein Wort, fuhr vor, und hinein gieng's mit gewaltigen Peitschenhieben in die schäumende Flut — der Jüngling schwang sich auf den Rücken des Pferdes und lenkte schief, um es den Wogen abzugewinnen — erst in der Mitte des Wassers hielt er an, das Pferd blickte nach ihm um mit flehendem Auge, auch er schaute zurück — sein Pflegevater hielt noch am Ufer und sah ruhig dem Kampfe mit dem Elemente zu. Da nahm Johann seine Mütze ab, faltete die Hände und schrie mitten aus dem Schlachtenlärm der Wasser zu Gott um Vergebung seiner Sünden, dann trieb er das Pferd dem andern Ufer zu; es sank in eine Grube, überstürzte — Johann ergriff in der Todesangst den Ast einer vom Rettungsufer herüberreichender Birke, der Ast brach, er sank, tauchte noch einmal auf, schrie: Vater! und — war nicht mehr. Tobischka sagte mitleidig: ten chudak (der Arme!) und fuhr mit seinen löwenstarken Rossen durch den Hohlweg zurück, den Umweg über Slatina einzuschlagen. — Das Gerücht vom Unfalle in der Klause verbreitete sich schnell im Gebirge, „schade um das Ross!" hieß es meistens, „und um den Jungen!" fügte manch' blondhaariges Mädchen hinzu. Die Zeitung kam auch nach Saufloß in die Ohren des Macha — erst hieß es: ein Knecht ist ertrunken! dann: Dein Sohn! Wie das so ein Bauer aufnimmt? er schweigt — aber sein Herz jammert in der Felsenbrust, es will ihm keine Arbeit von der Hand

gehen, er legt früher den Löffel weg und steckt ihn in den Ritz am Balken neben dem Tische — denn das Geschirr steckt so in den Balkenritzen — er bindet sich Reifenschuhe um und geht in den Wald. Macha gieng in den Wald — er brütete Rache. Nach einigen Stunden kam er schwitzend in's Haus — „es ist rasend heiß draußen!" seufzte er — das Gesinde lachte — eben brach ein furchtbarer Sturm los, der die Luft ganz undurchsichtig machte, die Hunde heulten in ihren Hütten, es zeigte sich keine menschliche Seele auf den Bergen.

„Franta!" sagte Macha, ihn zum ersten Male wieder bei seinem tschechischen Namen nennend, und sah sich nach ihm um — soeben trat er in die Stube — „Hu! das ist ein Wetter!" — „Nu," meinte der Alte lächelnd, „Du wirst doch einspannen müssen!" — „Einspannen? die Vögel liegen ja todt auf der Gasse!" — „Du sollst ja nicht zu ihnen in die Luft fahren — heut' ist der Tag, wo die mondkranken Pferde curiert werden — Du ziehst die scheue Hansel aus dem Stall, spannst sie vor den leichten Schlitten und fährst auf Petschin zu; das Pferd wird dorthin am besten finden, Du weißt, es ist von Deinem Vater gekauft und die Ursache langer Zwiste unter uns — wenn es heute genest, so schenk' ich Dir's." — In gewohntem Gehorsam zog Franz das lichtscheue Pferd hervor, das schon jahrelang unthätig im Stalle stand, der Heilung gewärtig, denn es konnte zuweilen von einem plötzlichen Lichtstrahl so erschreckt werden, dass es einem Vogel gleich über die Berge setzte — spannte es an den kleinen Schlitten, nahm die Pelzhandschuhe, die Winterkappe mit Ohrenlappen und einen Doppelmantel — lief erst an der Seite des Gefährtes, setzte sich aber, als das Pferd ordentlich einhertrabte, fast mit froher Empfindung, nach Hause getragen zu werden, wo er so viele Jahre nicht gewesen war, auf den Schlitten, und fort gieng's nach Petschin — plötzlich brach die Sonne an einem Himmelsfleckchen scheu hervor und blitzte im Schnee. Als wäre der Strahl ein Himmelsseil — so ward das Pferd in die Höhe gezogen, flog den höchsten Gipfeln zu und schlug die Fessel, den Schlitten, da und dort an die eisstarrenden Fichten

— Franz ward, verflochten in den Zügel, blutig geſchleift, zerſchlagen an allen Gliedern — in altem Inſtincte blieb das Pferd endlich vor dem Hauſe ſeines früheren Herrn ſtehen, wieherte laut und ſtampfte mit dem Hufe an die Stallthüre: Tobiſchka kam, erſtaunte, erblich, ſank in die Knie — und lag ohnmächtig über dem verſtümmelten Leichnam ſeines Sohnes.

So endete der Kinderhandel.

Mariechen.

1856.

Was denn in der Stadt! Über dem Klingeln der Schellenkappen kann man das Totenglöcklein nicht hören, der Mensch vergräbt sein fünffußlanges Dasein in einen Weinkeller, wie soll er da an Gräber denken, wo er selbst gewissen unhöflichen Bestien zur Speisekammer dient? Er liest lieber den Speise- als den Partezettel, sieht lieber durch seine Lorgnette einer Schönen nach, welche in einer Caroſſe vorüberfährt, als dem schwarzbehangenen Leichenwagen. — Was denn in der Stadt! Da haust ja die Cholera. Entweder sie faſst Einen beim Schopfe, ehe er noch recht an sie gedacht, und dann vergeht ihm das Denken von selbst mitsammt dem Hören und Sehen — oder sie weicht wie eine sittige Dame von weitem aus. In die kleine Stadt muſs man ziehen, um das Phänomen der Angst zu studieren; ich bitte die Leſer um Vergebung, daſs ich gerade ein so düſteres Bild entrolle, aber indem wir die Wucht des irdischen Leidens in die Lüfte der Anschauung erheben, auflösen in den unstofflichen Schein der Farben, hat der Schrecken sein Gorgonenhaupt verloren; nur fest dem Tode ins Auge geblickt und auf deſſen Grunde erfreust Du Dich noch Deiner eigenen lebensvollen Gestalt; freilich liest sich's recht bequem in der Geschichte, wie da eine ganze Stadt ausgestorben war, daſs die Hunde herdenweise umherliefen und nach den unbegrabenen Leichen schnoberten; Mord und Brand und Peſtilenz nimmt sich geschrieben gar zahm aus — aber ein Floh macht einen rothen Fleck. —

Die Straßen sind leer, das Gebirgsvolk bleibt in seiner reinen Luft zu Hause und unterhält sich mit einem wollüstigen Grauen bei der flackernden Schleiße am Rocken von der großen

„Starbe“ (Sterbe) da drinnen im Lande — hie und da rollt ein Wagen mit einer reichen Familie davon, wer weiß, ob die große Reisende, die Cholera, gegen welche selbst Ida Pfeiffer eine Ofenhockerin ist, nicht hinten aufgesprungen ist?

Gruppen stehen mit blassen, gramgefurchten Angesichtern auf dem todten Marktplatz und wispern von Todesfällen und Erkrankungen — ihre Blicke folgen sehnsüchtig dem flüchtigen Wagen — ach! wer nur frei wäre! Haus, Hof, Handel und Wandel gäbe man hin, um einen Zaubermantel, der in reinere Lüfte trüge — dort sitzt wieder eine auf, es ist Frau Glück, die reiche Witwe mit ihren zwei Kindern, sie befiehlt dem Kutscher, die Pferde zu peitschen, dass sie gleich Pegasussen fliegen lernen — das ältere Mädchen grüßt noch eine Schulkameradin lebhaft von ihrem Sitze herab — „wer weiß, seh' ich Dich wieder“, sagt sie wehmüthig zu sich selber, die Mutter hört's und schickt nun ihrerseits auch einen Abschiedsblick auf das fast schon verschwundene Kind. „Mutter!“ ruft das Mädchen ängstlich, „Mutter, nimm sie mit! Nimm Julien mit! sie wird sterben!“ — eine plötzliche Angst überfiel das Kind, während es so sprach — sie fiel der Mutter außer sich zu Füßen und bat sie mit Thränen, Julien mitzunehmen, sie werde sie sonst nicht wiedersehen. „Steh auf, Du Närrin!“ rief die Mutter, „es kann nicht jeder auf und davon wie wir!“ — „Warum nicht?“ — „Weil sie hier bleiben müssen.“ — „Warum denn können wir fort?“ — „Kind! weil wir Geld haben!“ — Kaum hatte die Mutter, eine nicht unsanfte Frau, dies etwas harte Wort ausgesprochen, als es ihr centnerschwer auf's Herz fiel; das Kind schwieg, und saß nachdenkend in sich versunken da, der Wagen rollte unsäglich schnell dahin, schon flog er an den Scheuern vorbei, fernhin glänzten die blauen Berge wie gesundheitstrotzende Riesen, ja, die duftigen Pflaumen mit ihrem frischen Reif, welche zum Wagen hereinlugen, wie die neugierigen Augen der Bäume, erwecken in der Frau die langunterdrückte Lust nach Obst, doch wagt sie's noch nicht, die Hand danach auszustrecken. Mariechen, so hieß eben das ältere, kaum mehr als

zwölf Jahre zählende Mädchen, saß immer still da und schien ganz ruhig. Das kleinere Dorchen schlief ein und die Mutter nahm es süßlächelnd auf den Schoß. Die gute Frau hatte nichts im Sinne als sich und ihre lieben Kinder, malte sich im Vergleiche zu den unruhigen in S. verjammerten Tagen und Nächten das ruhige Glück einer gesicherten Existenz in Rosenthal aus, wo die Menschen noch andere Gedanken haben als Tropfen, Ärzte, Särge, Kirchhof — und die arme Schwester, welche bei ihrer Familie zu Hause bleiben musste? „Gott wird sie schon schützen!" und Deine Nachbarn, Deine Freunde, Bekannte? „Freilich wird so manche Stelle leer werden in diesem so traulichen Cirkel" — sie seufzt — „kann ich helfen?" Da keucht unter der Last eines großen Packes ein bekannter Mann die Straße daher. „Mariechen!" ruft die Mutter, „dort geht Juliens Vater, da kannst Du sie noch einmal grüßen lassen" — jetzt sah sie das Kind genauer an und erschrak im tiefsten Herzen.

Mariechen war entsetzlich blass, ihre Augen starrten regungslos vor sich hin — „Mariechen! Mariechen! ist Dir übel? Um Gotteswillen ist Dir was?" Sie schüttelte sie, das Kind schrak zusammen: „Ist sie schon todt? Mutter! sie ist todt? ach, Gott! sie ist todt!" — sie weinte heftig. „Wer ist todt? was bist Du für eine Närrin?" — „Julie ist todt! Julie! ach, warum haben wir Dich nicht mitgenommen!" — Die Mutter ließ den Kutscher an dem armen Hausierer pfeilschnell vorüberfahren, weil sie fürchtete, der Ruf des Kindes könnte ihn erschrecken — er blieb verdutzt stehen, er hatte sie schon von weitem erkannt — „warum fährt sie an Dir vorbei? was soll das bedeuten? ist etwas geschehen? oder will sie nicht, dass ich sie beneiden soll um ihren Reichthum? weil sie fort kann und ich nicht?" — Kopfschüttelnd stand er lange da, bis die Kutsche im Walde verschwand und der Staub sich zu legen begann. Der arme Mann dachte an sein Weib und Kind, hob seine Augen gen Himmel und sagte leise: „Der alte Gott lebt noch!" und trabte getrost der düstern Stadt zu, die im Nebel vor ihm lag. Aber Frau

Glück? Sie hatte die größte Mühe, das tiefaufgeregte Mädchen zu beruhigen; sie nannte sie bei allen süßen Namen, versprach ihr goldene Berge, sprach von Seiltänzern und Kunstreitern und Tanzstunden und glaubte sie beschwichtigt, als sie wieder stille wurde und wie vorhin brütend in sich versank. Da stieß der Wagen an einen großen Stein, das kleinere Mädchen erwachte mit einem Schrei; Mariechen fuhr zusammen: „Julie! Julie Mutter! hörst Du sie schreien? nimm sie mit! sie wird wieder gesund werden! Julie! sei ruhig! Die Mutter wird die Seiltänzer bringen — und neue Kleider — und dann werden wir in Rosenthal tanzen," — „Mariechen! lass mich mit der Julie in Frieden, oder Du kriegst Schläge! hörst Du?" — Die Gute wusste es nicht, dass seit ihrer Abfahrt von S. kein anderer Gedanke im Kinde auftauchte, als Julie müsse nun gleich krank werden und sterben — vom Sterben hatte das tieffühlende Mädchen schon einen Begriff, denn sie hatte es bei ihrer Großmutter gesehen — schon damals war sie krank geworden vor Schmerz — nun sah sie Julien im Bette liegen, blass und abgezehrt, und ihre Eltern weinen — es brach ihr das Herz.

„Mit Müh und Noth" erreicht sie das Gebirgsstädtchen Rosenthal, wo ihr eine Cousine lebt; bedenkliche Symptome hatten sich bei Mariechen eingestellt. Man musste sie aus dem Wagen heben, stämmige Leute sammelten sich um diesen und machten drohende Gesichter. Man fragte den Kutscher, woher er käme, er gab eine ausweichende Antwort; es entstand ein Aufruhr, dass man die Krankheit hereinschleppe, immer mehr Leute sammelten sich um den Wagen, um das Haus; man ließ die Pferde nicht ausspannen, der Kutscher bekam Angst und lief davon. Jetzt umlagerte das wüthende Volk die Hausthüre, wie einst das dem Gottesgerichte verschriebene Volk von Sodom das Haus Lots belagerte, wegen der Engel Gottes. Ja, ein Engel war auch hier eingekehrt! Denn was ist ein Engel anderes als der von aller Selbstsucht gereinigte, nur in anderen lebende Mensch? Und Mariechen, die aus Mitleid mit ihrer zum Bleiben in S. verurtheilten Kameradin auf der Flucht

vor der Krankheit von ihr ergriffen ward — war sie nicht ein Engel? — Der Tod, welcher nach wenigen Stunden eintrat, streifte das letzte Irdische von ihr und ihre reine Lichtgestalt wandelte noch an demselben Tage in ätherischen Gefilden unter palmzweigtragenden Engeln. Aber die arme Mutter? eine Jammergestalt! wie gütig war die kriegerische Gottheit, welche Nioben, die thränenreiche kinderberaubte, in einen fühllosen Stein verwandelte — ach, nicht nur die Mutter Apolls und Dianens — auch noch jetzt verwandelt ein Übermaß von Schmerz unser weiches Herz in Stein, dass es nicht einmal die tröstende Freude des Jammers zu empfinden vermag! — Bleich wie ein Marmor steht sie da, ihre Augen funkeln wie die der Tigerin, wenn man ihrer Brut nachstellt, sie heult laut mit herzzerreißendem Geschrei, dass die Bewohner des Ortes, welche gewaltsam und händelsüchtig eingedrungen waren, beschämt und erschrocken an der Schwelle stehen bleiben, die Mützen vom Kopfe nehmen und ein Vaterunser beten. Ein mächtiger Anwalt ist das Unglück. Während das Kind schon im Todeskampfe lag, ließ die Mutter noch meilenweit nach neuen Ärzten schicken, sie warf sich dem Doctor zu Füßen, versprach ihm ihr ganzes Vermögen, wenn er ihr das Kind rettete — er schweigt traurig — die Frau wälzt sich auf dem Boden umher und rauft sich das Haar aus. Ihr fehlt alle Fassung, ihr fehlt der feste, unerschütterliche Glaube an Gott, welcher unsere Voreltern vor Verzweiflung schützte.

Kaum war das Kind beerdigt, was auf das Drängen des Volkes noch an demselben Tage geschah, als Frau Glück scheinbar ruhig geworden, d. h. in stummer Verzweiflung, den Wagen anspannen ließ und allem Zurückhalten der Cousine zum Trotz, Dorchen fest an sich klammernd, zurück nach S. fuhr, wo sie tief in der Nacht ankam. Kaum war sie abgestiegen und hatte Dorchen ihren bestürzten nach Mariechen fragenden Leuten übergeben, als sie zu allen Bekannten, wo Kranke im Hause lagen, lief, mit einer Art grausender Wollust sich zur Wärterin aufwarf, Tag und Nacht treu am Krankenbett ausdauerte, bis

die zarte Frau in einen Typhus verfiel. Als sie genas, ließ sie Julchen kommen; das Kind sah aus wie das Leben, die unglückliche Mutter weinte nun erst warme, herzerleichternde Thränen, ließ hierauf Julchens Vater kommen und bat ihn, Julchen in ihrem Hause zu lassen, sie wolle sie an Kindesstatt annehmen. Der Hausierer hatte nichts dagegen. Die Krankheit blies ihren hölliſchen Scharen zum Rückzuge, die Arrièregarde nahm noch hie und da einen mit, es stellte sich die Gemütsruhe langsam wieder her, das Vertrauen zum Leben befestigte sich, die Straßen belebten sich, der Himmel habe Dank für die Gabe der menschlichen Vergessenheit. Aber Mariechen war todt für immer.

Humoresken.

Der Schrank.

1854.

Schon waren sie dreimal aufgeboten worden. Mögen Jene, welche schon in der angenehmen Lage waren, Bräutigam zu sein, sich die Empfindungen ausmalen, welche in dem Hofknechtsherzen sich regten, als der Pfarrer die ehrbaren Brautleute Conrad Blümel und Auguste Klat von der Kanzel herab zum letzten Male aufbot, und alle Köpfe sich rückwärts bogen, um ihn in seiner Scharlachweste und sie in ihrer breiten blauseidenen Schürze zu bewundern.

Wunderbare Fügung der Natur, dass das Herz nicht nach Rang und Namen fragt, dass ein Stück Brot oft mehr Freude erregt als eine lecker besetzte Tafel, und Conrad im Bewußtsein seines Besitzes, Auguste ihrer Mitgift so selig dasaßen, wie je ein hochadeliges Paar in der Notredame-Kirche, umringt von den Pairs des Königreichs, blitzend in Gold und Juwelen, in Sammt und in Seide! — Und was war sein Besitzthum? Und was denn ihre Mitgift?

Er war der Erbe, der alleinige, einer klafterhohen, drei und einen halben Schuh im Gevierte messenden, mit Stroh gedeckten hölzernen Hütte, die er erst sein nennen konnte, nachdem er die Schulden des jüngstverstorbenen Herrn Vaters, welche darauf hafteten, in der Branntweinschenke getilgt, und selbe von dem berühmten Mist des Augias (sein Herr Papa hatte die Passion, mit zwei Säuen in Compagnie zu wohnen) gesäubert hatte, welche Arbeit Herkules gewiss *nicht* hätte verrichten können, denn er würde einfach nicht seine breiten Schultern haben hineinzwängen können. Soviel von seinem Erbe.

Was *ihre* Mitgift anbelangt, so war ihre Mutter zwar eine sehr redliche Person und sogar die Schwester eines vor

dreißig Jahren ehrlich verstorbenen Pfarrers, aber herzlich arm, so arm, daſs nach Bezahlung der Begräbniskosten, welche natürlich von der Hofmagd Auguſta ausgieng, nichts für die einzige, aber unversorgte Tochter dablieb, als — ein großer, breiter, tiefer, hoher Kleiderschrank, welcher die Ehre hatte, von dem besagten Pfarrer, der da war ein Bruder ihrer selig verstorbenen Mutter, herzurühren und für ein Familienheiligthum zu gelten.

Ich habe schon einige Male das hochariſtokratiſche Wort „Hof" dem Knechte und der Magd vorgesetzt, ohne zu sagen, was es eigentlich bedeute. Es ist ein sehr bedeutendes, das Lebensglück so manchen verliebten Paares entscheidendes Wort. So lange es heißt: Hans oder Georg ist bei dem oder jenem Bauer Knecht, so lange klingt es nicht in dem Beutel des Küsters, der sich auf den Opfergang freut — wird er aber Hofknecht, so ist das viel mehr, als wenn ein armer Justizrath den prächtigen Titel eines Hofraths bekommt, — und ist's ein Wunder? Seht nur einmal den Hofochsen an! Welche Würde! Welcher erhabene Stolz in seinem Gang, in seiner Haltung, in seinem Muh! — Alle Ochsen der Herrschaft Rosenthal sind nur — Ochsen gegen ihn. Und was denn erst ein Hofknecht, eine Hofmagd, gegen einen gewöhnlichen Knecht, gegen eine Magd schlechtweg? Er oder sie ist von der Stunde an in herrschaftlichen Diensten; erst kommt der Oberamtmann, dann der Actuar, dann der Schreiber, dann der Amtsdiener, dann der Schaffner, dann der Hofknecht u. s. w.

Conrad war also Hofknecht, Auguſta Hofmagd. Der große Moment war gekommen. Auguſtas Mitgift, der Schrank, sollte in Conrads Erbe, die Hütte, gebracht werden, denn so will es die Sitte. Der Schrank war im Hause eines Bauern einquartiert, der wegen seines Reichthums Auguſtas Vertrauen besaß.

Arm in Arm gieng das Paar hin, sie stieß ihn, er stieß sie in die Seite, keines wollte mit der Sprache heraus, bis der pfiffige Michelsephe sie errieth und seinen Sonntagsstaat aus dem Schranke nahm, ohne ein Wort zu sagen. Und ohne ein Wort zu sprechen, packte nun Conrad oben an, sie unten, beide

waren über und über roth, und trugen den altehrwürdigen, eichenen Hausrath mit einem leisen Zahlsgott zur Thüre hinaus. Gewiss blickte in dem Augenblicke die Mutter selig und der Herr Pfarrer vom Himmel herab, wenn Petrus nichts dagegen hatte. Sehr oft mussten sie niedersetzen und dann stemmten sie die Arme in die Seite und sahen einander verständnisinnig an, ihr Blick schien zu sagen: Bin ich nicht reich? wie er schwer ist! — Sein Blick hingegen sagte: Der Schrank ist schön und gut — aber meine Hütte! na! die ist mir doch lieber! — Viele erboten sich auf dem Wege, mittragen zu helfen, aber alle wurden kurzweg mit einem: Schön Dank! abgespeist — es sollten keine profanen Hände das Familienheiligthum berühren!

Endlich sind sie an der Hütte angelangt. Conrad und Augusta stehen einander gegenüber, ebenso Hütte und Schrank — große Pause.

Zum letzten Male wird das Riesenmöbel angefasst und der erschrockenen Hütte genähert — weitauf wird die Thüre gerissen, der Schrank wird der Länge nach — hineingeschoben? o nein, welch' ein Unglück! will er nicht? will sie nicht? Beide wollen nicht! er ist zu corpulent, sie zu schmal — unmöglich! Der Schrank wird gestürzt und gestürzt — alle Rippen krachen, er will nicht hineingehen! Der Schweiß rinnt von der Stirne des Paares, beide fürchten einander anzusehen, ihre Herzen pochen gewaltig: warum ist er auch so groß? denkt sie und redet dem Schrank ins Gewissen; warum ist sie auch so schmal? denkt er und versetzt seiner unschuldigen Thür einige Ohrfeigen — endlich fährt ihm ein: Himmelsakrament! heraus, sie fängt an zu weinen! er sagt: wein' Du noch! sie sagt: schimpf' Du noch! er sagt hitziger: da ist nur Dein dummer Schrank schuld! — sie jammert noch lauter: nein! Deine Hütte ist schuld! — Du hast eine schöne Muttergabe! spottet er, Du ein schönes Erbe! höhnt sie; prächtige Mutter das! — schreit Conrad, lass mir meine Mutter unbescholten! weint sie, Dein Vater war der rechte! accurat!

Schon kamen die Vorübergehenden herzu und belustigten sich an dem Zanke der Verlobten. Der eine sagte: sie sollten die

Hütte in den Schrank tragen, statt den Schrank in die Hütte! — Der Andere: sie sollten mit dem Schranke feuern! Ein Dritter meinte: sie möchten von dem Schranke ein Stück absägen. — Der Letzte hatte Auguſten am tiefſten verwundet, denn ſie warf ihm einen grimmigen Blick zu. Verbrennen iſt nicht ſo arg als verſtümmeln! Den erſten Witz beantwortete Conrad mit einem ſehr bedeutendem Fauſtſchlag; ſeine Ehre war gekränkt.

Unbewuſst hatte ſich das unglückliche Paar aus Müdigkeit auf den Schrank niedergelaſſen und trauernd ſaßen ſie da, den Kopf in die Hand geſtemmt, wie die Juden auf den Trümmern von Jeruſalem. Guter Rath war theuer. Der Andrang ward immer größer, der Lärm immer toller, Conrads Ärger und Auguſtens Verzweiflung immer tiefer. Da erwachte ein großer Gedanke in dem weiblichen Herzen. Sie ſtand auf und ſagte: „Gott will's nicht! Conrad! Hilf mir den Schrank zurücktragen zum Michelſephe!" „Wir ſollen nicht heuern?" fragte er erſchrocken und Leichenbläſſe bedeckte ſein Angeſicht. „Du ſiehſt's ja!" ſagte ſie lakoniſch in reſignierter Verzweiflung und legte Hand an den Schrank. Conrad aber ſprach kein Wort, der Länge nach warf er ſich hin auf den Schrank, wie ein Krieger ſich ſterbend auf ſeinen Schild wirft, und ſchluchzte laut, ſeine heißen Thränen ſtrömten an dem Schranke hinab, als wollten ſie ein Stück von ihm wegſchwemmen; Auguſte erbarmte ſich ſeiner, ſprach ihm Troſt zu, er aber wendete ſein Geſicht nicht um und weinte in den Schrank hinein.

Da entſtand plötzlich unter der umherſtehenden Menge ein Gemurmel, die Köpfe Aller drehten ſich um, ein Ah! entfuhr den Lippen der Meiſten — ein Greis von ehrwürdigem Ausſehen kam heran, die Menge theilte ſich, die Häupter entblößten ſich, hie und da küſste ein Weib das Kleid des Herrn, welcher verwundert die Leute anſah, bis er den Schrank und den Conrad darauf als den Mittelpunkt der ganzen Scene erkannte.

„Was hat's da?" fragte er freundlich einen Handwerker, welcher vor lauter Ehrfurcht von einem Fuß auf den andern hüpfte. „Excellenz!" antwortete er kurz, „die Beiden wollen

heuern, ihm gehört die Hütte da, ihr der Schrank! Der Schrank ist für die Hütte zu groß, oder die Hütte ist für den Schrank zu klein, wie Eure Excellenz belieben, und da wird nichts aus der Hochzeit!" — „Wird nichts?" lächelte der Graf: „Ja warum wird nichts?" — „Nu, weil der Schrank nicht 'neingeht! Der ist von ihrer Mutter Bruder, der Pfarrer war, Gott hab' sie alle Beide selig — Euer Excellenz zu dienen!" — „Und die Hütte?" — „Stammt von seinem Vater, Excellenz, freilich ein wenig enge — weiland ein Stall, Excellenz!" — „Und wer seid denn Ihr?" wendete der Graf sich an die Beiden, welche sich mittlerweile aufgerichtet und Hand in Hand auf den Schrank hingepflanzt hatten. „Hofleute, Excellenz, ich Hofknecht seit einer Woche und drei Tagen, sie Hofmagd, 's wird gerade ein Monat sein." — „Und Ihr habt Euch lieb?" — „Von Herzen!" — „Der Schrank?" — „Geht nicht 'nein!" — „Also wird nichts aus der Hochzeit?" — „Ach nein!" Der Graf lachte herzlich. „Gibt's denn gar kein Mittel?" — „Ja, wenn man eins wüsst'!" „Ich weiß eins!" schmunzelte der Graf. Alle horchten. „Wesel!" rief der Greis, und der Oberamtmann trat vor; „Wesel! Lasst den ehrlichen Kindern da ein Häuschen bauen, dass sie darin bequem leben können mit etlichen Kinderchen und — nota bene — dem Schrank!" — Und so geschah es. Der Schrank hat ein Häuschen geboren und ist doch nicht schmäler geworden.

Die Hochzeit des kleinen Schneiders.

1854.

Wer noch wahre Freude und wahren Schmerz sehen will, die beide sich darin gleichen, daſs sie den Menschen sich selber fühlen laſſen, der wandere in's Gebirge! Und so wie hier des Menschen Geist keine Mittelstufen auf der himmelberührenden Leiter der Gefühle, sondern nur die höchste und die tiefste Sprosse kennt, so giebt es ja auch keinen eigentlichen Übergang zwischen Sommer und Winter! Wir reden hier beziehungsweise vom Ausläufer des Rieſengebirges im Süden, deſſen Sommerhitze nie drückend, deſſen geschlängelte Pfade staublos, und deſſen überhängende Felsen selbst von dem zähen Menschenschlag, der sich an den Pflug spannt, nie zu wirklichen Äckern umgestaltet werden; deſſen Winter hingegen lang und strenge, die hölzernen Hütten verschneit, in denen sich die schweigsamen Familien bei der melancholischen Flamme der „Schleißen" um die weitere Verarbeitung des durch Arbeit Gewonnenen bemühen.

Nach diesem Winter mit dem knisternden Schneetritt, der beizenden Luft, den reinen Sternen sehne ich mich; denn wie die lebendigen Gebirgswasser lustig hervorsprudeln aus beschneiten Gipfeln, wie die dunkelgrünen Fichtenwälder sich scharf von ihren weißen Rändern abheben, so frisch und voll rollt das Blut in den Adern der Gebirgsbewohner, so voll eignen Lebens dauern sie aus in Sturm und Frost!

Doch kommen wir zurück auf den Fasching, der bisher nicht nur durch Tanz und Musik, sondern auch alljährlich durch einen tollen Streich gefeiert wurde. Da wurden der Bürgermeisterin in Rosenthal die Kuchen aus dem Backofen gestohlen, dem Pfarrer die silberne Tabaksdose von der Kanzelrampe

geschnipft, so dass er die leeren Finger zu wiederholtenmalen an die Nase schob, um nicht gar aus dem Text zu kommen; ein andermal brach man in die herrschaftliche Speisekammer und ließ kein Ei darinnen, das man nicht ausgeblasen, so dass die Frau Directorin an ein Wunder glaubte; oder man fand eines Morgens an allen Häusern Pamphlete in der kindlichen Gebirgssprache, wo eine Nachbarstugend sich immer auf ein Nachbarslaster reimen musste, z. B.: „Der Käim is a reicher Mon, weil Lucker viel saufa kon," weil nämlich Letzterer im Hause des Ersteren Branntwein trank u. s. w.

Auf dem lächelnden Gesichte des Braumeisters, der beim Hahnenschlag den entscheidenden Streich und beim Kegelschieben den Neuner zu machen pflegte, sah man nach den letzten Fasten einen ganzen Schlachtplan und alle Welt freute sich. Diesmal war es auf den kleinen Schneider abgesehen, ein Männlein mit einem langen blauen Frack, einer Kappe von eben der Farbe, deren Schild ihm stets auf der Nase saß, und das, wenn man einen Rock bei ihm bestellte, was des Spasses halber sehr häufig geschah, wohl hundert Mal Maß zu nehmen kam, wobei er sich auf einen Schemel stellen musste. Da der Rock dermaßen nie fertig ward und der arme Mensch vom Maßnehmen doch nicht leben konnte, musste er sich zum Flicken herablassen, was einer großen Seele immer schmerzlich sein muss, besonders da unser kleiner Schneider den Spruch im Munde führte: „Mir fehlte wenig und ich wäre Kaiser geworden!" Wie denn das? „Nu, ich hätt' nur als Prinz geboren werden müssen!"

Schon lagen vierzig Jahre auf seinem Scheitel und noch immer zog er den Karren seines Lebens allein — nicht gerne zwar, denn sein Auge ruhte oft sehnsüchtig auf dem Fenster gegenüber, wo die Rehr Therese wohnte im Ausgeding, „bis die Liebliche sich zeigte" u. s. w. Sie war etwa fünf Jahre älter und hatte eine noble Vergangenheit, denn in ihrer Jugendschöne wurde sie, wie sie in begeisterten Momenten sagte, vom Doctor B. angebetet; sie begann alsogleich hochdeutsch zu sprechen, wenn sie sich an ihn erinnerte, und ihre runzlichten Finger

geriethen in Klavierzuckungen, zugleich zwängte sich ein altes Lied durch ihre Kehle, dessen tremulierender Klang und eine Thräne, die sich dabei in ihrem linken Augenwinkel zeigte, den Hörer rühren mussten. Dessenungeachtet hatte sie ein Auge für ihren Ritter Toggenburg, der schmachtend zu ihr hinüber und an ihr emporsah, denn sie war fast das größte Weib in Rosenthal, wie er der kleinste Mann.

Am ersten Faschingsonntag erschienen der Braumeister und der Böttcher schwarz gekleidet mit weißen Handschuhen und Halsbinden im Schneiderhäuschen, das am jüdischen Friedhof gelegen war. Der kleine Schneider musste sich in Staat werfen und ihnen folgen, denn er sollte bei der Hochzeit der Binderlise mit Schmiedefranz Junggeselle sein. Er fühlte sich offenbar geschmeichelt, denn er schaute hinter dem Schirm gar ansehnlich hervor und lächelte oft. Er musste in einen prachtvollen Schlitten mit Schellengeläute steigen, während die Beiden hinten aufsprangen; die Rosse trugen zwei purpurrothe Federbüsche auf ihrer Stirn und trabten königlich daher.

Plötzlich hörte man von allen Seiten lustige Peitschenhiebe und den Silberklang unzähliger Schellen; der ganze Flecken war zu Schlitten hinter dem kleinen Schneider her; als sie in den Ring einfuhren, erschollen über zwanzig Hoboen und Trompeten ihnen entgegen, und auf das Zeichen erschienen von der gegenüberliegenden „Fünffingergasse" andere Reihen von kostbar aufgeputztem Schlittengefährte, darinnen saßen Mägde in weißen Kleidern und hatten grüne und rothe Kränze in den Haarzöpfen; im ersten Schlitten aber saß strahlend vor Putz und Freude die Rehr Therese, als wäre sie eine Doctorsbraut! auch sie hatte einen weißen Kranz um ihr rundgelegets Zöpflein gesteckt und eine Rose sprosse an ihrem Busen.

Der kleine Schneider und die Rehr Therese sahen einander nicht an, denn sie hatten nicht Zeit genug, sich selber zu begucken und waren ganz selig in sich selber. Eine solche fürnehme „Huchst" hatte man in Rosenthal noch nie gesehen und wird auch in Zukunft nicht wieder kommen. Die Glocken

der vorderen und der hinteren Kirche wurden geläutet, als sollte der Bischof oder der Graf kommen, dabei feuerte man auf dem Pfarrberge einige Böllerschüsse ab und großes Jauchzen und Freudengeschrei erscholl in der reinen Luft. Da thaten sich die Kirchenthore auf, die Menge strömte herein und ihr entgegen wogte der volle Orgelklang, geweckt unter den Händen und Füßen des alten, halbblinden Schullehrers, der heute sein Meisterstück zu machen gedachte.

Das Volk vertheilte sich zu beiden Seiten in die Bänke und durch den Mittelgang schritten zuerst die „Kranzeljungfern" mit der Braut, dann folgten die schwarzgekleideten „Junggesellen" mit dem Bräutigam.

Schon wartete der Herr Pfarrer im Messgewande, zu beiden Seiten des Altars knieten die Ministranten. Jetzt geschah es, dass sich der kleine Schneider und die Rehr Therese einander am Altare gegenüber zu stehen kamen. Sie schienen beide etwas zu suchen, ungefähr wie der Erzvater Isak auf dem Berge Moriah das Opferlamm suchte; dann schauten sie einander erst schüchtern, dann immer beherzter an, und fingen endlich zugleich an zu schluchzen und zu weinen. Der Seelsorger hieß sie niederknien nebeneinander, und sie thaten es alsbald und beteten inbrünstig. Darauf mussten sie wieder aufstehen, und in der athemlosen Stille der Kirche hörte man auf die üblichen Fragen: „Matthias Hund, Schneidermeister zu Rosenthal, ehrbarer Junggeselle, willst Du die ehrbare Jungfrau, Therese Rehr, vor Gott und seinem gebenedeiten Sohne zum Ehegemahl?" ein schnelles, lautes Ja, und ebenso: „Therese Rehr, ehrbare Jungfrau, willst Du den ehrbaren Junggesellen Matthias Hund, Schneidermeister allhier, zum Ehegatten?" „Ja!" lispelte die Jungfrau schüchtern mit gesenkten Lidern und schamrothen Wangen. Man hatte ihnen köstliche Ringe an die Finger gesteckt, die nun gewechselt wurden. Auch fanden sie, Braut und Bräutigam, beim Opfergang Geld in den Taschen, und hatte ein guter Geist für männiglich gesorgt; auch die gesetzliche Aufbietung hatte an drei Sonntagen nacheinander stattgefunden.

Aus der Kirche wurde das Pärchen in's Wirtshaus geführt, und da fand es eine köstlich gedeckte Tafel, und während des Essens und Trinkens machte man vor den Fenstern fröhliche Musik und fanden sich auch buntgekleidete Schalksnarren, die witzige absonderliche Verse sangen und schamlose Reden vorführten. Und da war alles beisammen, Groß und Klein, Reich und Arm, und Lust an allen Ecken.

Man zwang die Braut mit vielem Zureden, den kleinen Schneider, ihren Bräutigam, zu küssen, und sie musste sich dabei biegen wie ein Rohr, und man hörte den Schmatz auf des Männleins Backe, und dann musste es sich auf einen Schemel stellen und der Braut den Mund küssen, was es mit aller Andacht vollbrachte. Es ward da bis in die späte Nacht gezecht und gejubelt; dann nahm man ein kupfernes Becken, stellte es auf den Tisch und Jeder, der etwas hatte, warf es hinein als Hochzeitsgeschenk, als da waren: Silber- und Kupfermünzen, verschiedene Geräthe, Kleider, auch eine goldene Nadel ward da geschenkt vom Herrn Director und ein Notenbuch für die Braut von der Frau Inspectorin! Das Paar wäre bald vor lauter Freuden gestorben.

Es wurde nun mit brennenden Pechfackeln und schallender Musik durch die Judengasse hinabgeleitet in das Häuschen des kleinen Schneiders, wo Alles festlich hergerichtet war, wie in einer königlichen Brautkammer. So feierte man diesmal den Fasching zu Rosenthal und auch gieng die Zukunft nicht leer aus, denn man schloss einen Verein zum Angedenken an diesen Tag für Kind und Kindeskinder, einen Verein zur Ausstattung für arme Brautleute, der noch heutzutage besteht und so Gott will noch lange bestehen wird. Es dürfte auch nicht uninteressant sein, zu hören, dass ein noch kleineres „Schneiderle" zur Welt kam, seit welcher Zeit man den kleinen Schneider mit seinem rechten Namen: Matthias Hund benamste, und dass die Rehr Therese von ihrem Doctor niemals mehr Erwähnung that.

Der Trutzian.

1854.

Der junge Erhard schien es von jeher darauf angelegt zu haben, die Erwartungen der Menschen zu täuschen; ganz Ottendorf hatte es dem alten Freischulzen prophezeit, aus dem Wildling werde nichts Rechtes werden; hatte jemand eine Katze, auf einem Brettchen angepicht, den Bach kläglich jammernd herabtreiben gesehen — wer es gethan? der junge Erhard; erzählte der Schullehrer, ein Bursche habe sein verzärteltes Bübchen in der Mühle an den Füßen gepackt und mit dem Kopfe über das rauschende Mühlrad gehalten — wer war es? der junge Erhard! Hatte Jemand mit einem Steinwurf die Kirchenfenster eingeschlagen — so krabbelte gewiss ohne Zögern der alte Schulze sogleich in seiner Geldschublade, um den Glaser zu bezahlen — denn so hoch traf nur die geübte Hand seines Erhard! — Was Wunder, wenn der geringste Häusler so gut wie der Herr Papa den Kopf dazu schüttelten, als der Schulze seinen Sohn für's Studium bestimmte, wozu doch nur ruhige, ofenhockende Bürschlein zu taugen pflegen. Nichtsdestoweniger war der Erhard durch sechs Jahre unausgesetzt der erste Prämiant, wiewohl er in den jedesmaligen Vacanzen seine gewohnten Stückchen forttrieb. Er war der einzige Sohn und hatte nach dem Tode seines Vaters das Freigut mit dem Schulzenamte, dazu noch eine Erbschaft von einigen Tausend Thalern zu erwarten.

Der Vater ließ die Leute reden und setzte auf seinen Erhard die größten, durch den unerwarteten Erfolg in den Studien wohlbegründeten Hoffnungen; er begnügte sich mit den zur Zeit pünktlich eingesandten Schulzeugnissen und hatte gar nichts dagegen, dass ihm sein Sohn nie eine Zeile schrieb, war er selber sein Lebtag ja auch nicht ein Freund von Reden

gewesen und hatte seine Freude stets am Thun gehabt, was doch bei den meisten Menschen gerade umgekehrt der Fall zu sein pflegt. So starb er auch ohne seines Sohnes andere Gegenwart als die in seinen väterlichen Gedanken, denn er wollte es nicht zulassen, dass man jenen von seiner Krankheit benachrichtige.

Nun hatte man in Ottendorf was zu plaudern; der sagte, der Erhard werde seine Studien nicht aufgeben, er sei immer herrisch gewesen und strebe hoch hinaus; der Andere: der Erhard verstehe nichts vom Bauern, er müsse die Felder verpachten und da werde er schlecht dabei fahren; — so suchten sie für ihre Wünsche oder Gedanken die Beweise zusammmen. — Aber wie ein Feldherrngenie die papierenen Pläne seiner Gegner mit einem kühnen Handgriff zerreißt, so war eines Tages der Erhard, wie er leibte und lebte, im Dorfe, auf seinem Freigut, hatte bereits seine luftigen Studentenkleider mit der massiven Bauerntracht vertauscht, sein langes Blondhaar hart an der Haut abgeschnitten und das leichte Spazierstöckchen mit einem derben Knüttel, die bernsteinerne Cigarrenspitze mit einer kurzen Bauernpfeife aus Birkenholz, den leisen Gelehrtentritt mit dem tiefspurigen eines festgegründeten Landmannes, der auf seiner eigenen Scholle einherschreitet, schnellfertig ausgewechselt. — Man machte gute Miene zum bösen Spiel, seine Weisheit so zu Schanden geworden zu sehen, und erschien in Sonntagskleidern rottenweise beim wohlbestallten Hause des neuen Freischulzen, sein Beileid wegen des Todten, seinen Glückwunsch dem Überlebenden darzubringen; aber mit langer Nase zog man von dem zweiflügeligen Hofthore wieder ab, denn da war mit viertelellenlangen Buchstaben Folgendes zu lesen: „Wer des Dorfes in Amtssachen mit mir zu thun hat, der öffne und trete ein; der lästige Besucher aber bleibe mir fern, sonst breche ich ihm den Hals. Erhard Schönlein m. p." — „Das ist deutlich genug", — „der fängt schön an", — „da war der Alte doch ein ganz anderer Mann; — mit diesen Riechfläschchen, die sie einander unter die Nase steckten, erweckten sie sich gegenseitig aus ihrem ohnmächtigen Erstaunen.

Der reiche Peter, der zwei Wirtschaften besaß und Pferdegeschirr trotz dem Freischulzen, ein gar kluges Männlein mit Millionen Pfiffigkeitsfältchen um die Augen, sagte lächelnd zum Nachbar Georg, dem Nachtwächter: „Wächtergeorg, hier hast Du meine rechte Hand! Du wirst länger in Ottendorf blasen, als der Erhard bauern!“ — „Wie käm' das, Vater Peter, he?“ — „Wie's käm'? hi, hi, hi! nu, wir haben ihm alle Taglöhner ausgedungen, er soll sich den Flachs selber jäten und das Korn schneiden — der Knirxs Wenzel, der Viehhirte, darf ihm auch nicht bleiben, so wahr ich schöneres Vieh habe als er!“ — Zeitig früh standen zur Heuerntezeit, die im Gebirge viel später eintritt, die Bauern Ottendorfs neugierig in Gruppen um das Freirichtergut her, sie schauten alleweil nach dem Thore, aus dem sie den Erhard selbst das Vieh treiben zu sehen hofften, und spasten, dass er sich werde in vier Stücke theilen müssen, wovon eines Hirte, das andere Knecht, das dritte Magd und das vierte Schaffer heißen werde. Während dieser Reden krachte plötzlich das Hofthor in seinen Angeln und sprang auf: wirklich erschien Erhard selber, die Sichel in der Hand, und zog recht demüthig vor jeder Gruppe besonders die Mütze — ein Gekicher entstand, ein helles Gelächter und sogar einzelne Witzreden stachen ihm nach — aber noch war er nicht so weit, als man eines Hirten Ruf hörte, als eine Schar fester Kerle mit Sicheln und Gabeln aus dem Thore hervorbrach, rothwangige Mägde mit Grastüchern folgten plaudernd, und ihren ziemlich langen Zug beschloss die stattliche Herde, hinter der ein pfeifender Hirte die Thorflügel schloss, nachdem er den Hund mit tschechischen Worten herausgerufen, der heute, weil ihm Alles fremd war, nicht recht dran mochte. Mit offenen Mäulern standen sie da die Bauern alle, welche die Zeit für ihre eigene Arbeit versäumt hatten, um ihrer Schadenfreude gütlich zu thun. Also Erhard hatte aus den tschechischen Dörfern Petschin und Slatina unvermerkt Taglöhner und Dienstleute heraufgebracht. Abermalige Enttäuschung des ganzen Dorfes.

Erhard hatte zuweilen ein Mägdlein in die Backe gekneipt, einem andern sogar einen Kuſs gegeben, was doch von einem vierundzwanzigjährigen Burſchen gar nicht zu verwundern iſt; ja, des Peters Liſla, obwohl eines Feindes Tochter, hatte er auf dem Baderſteige über einen Sumpf getragen. Darum war im Dorfe unterſchiedliche Rede. Der ſagt: der Erhard nimmt die Peterstochter, — ein Andrer: er heiratet gar nicht aus der Gegend, ſicher habe er in der Stadt irgend eine vornehme Liebe — ein Dritter: er ſcheine auf des Schullehrers Agnes ein Auge geworfen zu haben; — die betheiligten Schönen ſelber mochten ſich wohl ſchon als Freiſchulzinnen denken und kokettierten auf ihre Weiſe durch Verſchämtthun, durch Ausweichen, wenn er ihnen auf der Wieſe entgegenkam u. ſ. w. Erhard hatte ein ſcharfes Auge auf alle Dinge und gab ſich alle erdenkliche Mühe, ihre Meinungen zu beſtärken, ſo daſs man am Ende doch nicht recht klug aus ihm werden konnte. — Schon hatte der Winter das Dorf verſchneit, hie und da gefährliche Windwehen zuſammengewirbelt, ſchon hatten die Dreſchflegel ihren melancholiſchen Dreiſchlag beendigt und die Rockengänge begonnen: als von Haus zu Haus, nothdürftig in unzureichende Gewänder gehüllt, eine weibliche Geſtalt betteln gieng, deren Alter wohl kaum ſechzehn Jahre betragen mochte; ihre Geſichtsfarbe ſtach nicht ſehr vom Schnee ab, und wenn ſie den blaſſen Mund öffnete, um gierig das dargereichte Brot zu eſſen, kamen zwei Reihen der niedlichſten Zähne zum Vorſchein, die wohl auf feinere Koſt berechnet waren. Sie war ſehr ſcheu, denn man pflegt junge Leute, wenn ſie um etwas bitten, barſch anzufahren und auf's Arbeiten, das jederzeit ſeinen Mann nährt, zu verweiſen. Sie ſprach auch bei Peter ein, deſſen ſchönſte Kuh eben erkrankt, deſſen Laune daher eben nicht die Geberlaune war. „Bettelvolk! nichts da! geh hinüber zum Nachbar Erhard, der iſt ein Junggeſelle, der wird Dich gerne ſehen!" — So ſpottete der Harte ihrer, ſie verſtand ihn aber nicht ganz, ſondern flüchtete nur vor ſeiner rohen Stimme und der heftigen

Geberde so schnell sie konnte aus dem Hause, trat wirklich in ihrer Unschuld in den Freischulzenhof und öffnete die eichene Stubenthür mit zarter Mädchenhand. Es dunkelte bereits, denn des Gebirges Tage sind halbe Nächte; Erhard war im Zeichnen einer selbsterfundenen Dreschmaschine begriffen und wusste ziemlich lange nichts von der Anwesenheit des armen Kindes; sie machte ihn endlich durch die zaghafte Erzählung dessen, was im Nachbarhause ihr geschehen war, auf sich aufmerksam, sie fieng, indem sie Peters Worte wiederholte, bitterlich zu weinen an. „Du sollst zum Erhard gehen, der sei ein Junggeselle, und werde Dich gerne sehen, sagte er so? nun bei meiner Seele! er soll wahr gesprochen haben! komm' her, liebes Kind, setz' Dich her zu mir auf die Bank, ich werde Licht machen." Sie that nach Befehl, wusste aber nicht, was er eigentlich damit sagen wolle. Beim Licht ruhte sein großes blaues Auge, über dem die Augenbrauen ineinandergewachsen waren, mit sichtlichem Wohlgefallen auf der edelangelegten Mädchengestalt, die sich ruhig neben ihm niedergelassen hatte. „Mädchen, wie ist Dein Name?" — „Auguste!" — „Woher bist Du?" — „Aus Liebenthal." — „Hast Du noch Eltern?" — „Nein! mein Vater starb, als ich erst ein Jahr alt war, und die Mutter hab' ich im letzten Herbst begraben." — „Hast Du Geschwister?" — „Ich war meiner Eltern einziges Kind und dennoch zu viel!" — „Was zwang Dich zu diesem letzten Gewerbe?" Sie erröthete und sprach: „Meine Mutter hat mir keinen Groschen hinterlassen, vielmehr musste ich noch einige Schulden berichtigen; zum Arbeiten bin ich zu schwach und als Kindermädchen hab' ich noch keinen Dienst gefunden; aber könnet ihr mich als Ziegenhüterin brauchen, ich will ihnen nachklettern auf alle Felsen und soll mir keine zu Schaden kommen!"

Erhard lächelte und hieß die Groß-Magd, sie über die Nacht zu sich nehmen; er wollte des Morgens schon weiter mit ihr reden. Bei dem Sturm, der draußen heulte, musste dem unglücklichen Mädchen das Anerbieten sehr angenehm sein; sie wollte ihm die Hand küssen, nicht in sklavischer Gewohnheit,

sondern aus wahrer Herzensdemuth. Früh befahl Erhard, Auguste möchte das Frühstück besorgen, Auguste es auftischen; sie that das Befohlene gewandt und zierlich; hatte sie ja durch vier Jahre ihrer kranken Mutter Alles verrichtet, und anhaltender Übung folgt Grazie in jeglicher Arbeit. Hierauf musste sie vor seinen Augen spinnen, er hätte lieber selbst der Flachs in ihren Händchen sein wollen: das las man in seinem Blick, der dem tanzenden Rädchen leuchtend folgte. „Aber wie, Kind", sagte er, „wenn Du das Alles so hübsch verrichten kannst, warum Dich nicht damit ernähren?" — „Ja, lieber Herr Freischulze, nicht Jeder sagt, dass ich's hübsch kann; man probiert's gar nicht mit mir, man sieht mich nur so an und schickt mich fort." — Das gefiel ihm, es ließ sich nichts einwenden. Nach einigen Tagen, in denen er das Mädchen in verschiedenen Situationen beobachtet und dieses ihm immer mehr gefallen hatte, denn es konnte in Wahrheit kein gediegeneres Gold geben, sagte er zu ihr, indem er ihr auf die schon geröthete Wange ein Plätschchen gab: „Weißt Du was, Schätzel, ich heirat' Dich, und da gilt kein Peter und kein Paul, nicht umsonst heiß' ich der Freischulze von Ottendorf. Sonntag ist die erste Aufbietung, abgemacht!"

Wirklich war drei Wochen darauf Auguste die angetraute Gattin Erhards, des Freischulzen, zum großen Erstaunen, Bedauern und Ärger der Welt, zur Verzweiflung der anwartenden Bauerndirnen. Peter erinnerte sich seiner Hohnworte, und im Stillen gab er ihnen die Schuld am Tode seiner Kuh. Nun tröstete man sich mit der Hoffnung, das könne kein Gut thun, die Bettlerin müsse früh oder spät vom reichen Erhard fortgejagt werden, der verstorbene Freischulze werde sich im Grabe umkehren, er werde „umgehen" und die Mitternächte seines aus der Art schlagenden Sohnes beunruhigen. Man erzählte Geschichten, wie reich die Bettler alle von der Auguste beschenkt würden, und legte ihr dieses keineswegs zum Guten aus, was man im Hinblick auf die Hoffart der gewöhnlichen Emporkömmlinge und die Härte gegen Ihresgleichen doch hätte thun sollen;

man trachtete dem Gatten solche Verdächtigungen beizubringen und staunte, ihn sehr froh darüber zu finden. Der todte Freischulze rührte sich nicht, es blieb Friede im Hause, sie lebten wie die Tauben. Nun aber raunte man hie und da boshaft lächelnd einander in die Ohren, die Bettelschulzin sei unfruchtbar, wenn binnen Jahr und Tag kein Kind sich ergäbe, werde der Erhard böse werden und sich scheiden lassen. Als ob Gott mit nichts Anderem zu thun hätte, als die Erwartungen der Ottendorfer zu enttäuschen, genas Auguste alsbald eines Knäbleins voll Schönheit, dem ward von seinem Vater der Name Trutzian zum abermaligen Kopfschütteln der Welt, die natürlich das Kind schon mit des Vaters Taufnamen: Erhard beschenkt hatte. Der Pater wollte einschreiben „Kilian", da der Name Trutzian nicht unter den Heiligennamen zu finden sei, aber Erhard ließ sich's nicht nehmen, ihn Trutzian einmatrikeln zu lassen, denn er behauptete, ein Mensch, der so hieße, müsse jeden Augenblick, wenn man ihn riefe, gemahnt werden, seinem Namen keine Schande zu machen.

Erhard hatte den alten Schlendrian der Ottendorfer Bauern verlassen und ganz neue Wege der Agricultur betreten; er düngte nicht so tief, er kalkte nicht so häufig, er führte Dreschmaschinen ein, er versuchte das und jenes, man war in der ganzen Gegend nicht gut auf ihn zu reden, man behauptete allgemein, er müsse sich ruinieren, sein Vater habe auch was verstanden und wäre doch nicht von der gemeinen Bahn seitab gewichen. — Bei Alledem aber ward Erhard fett und fetter, seine Felder standen im blühendsten Zustande, sein Hof erweiterte sich, sein Vieh sah herrschaftlich aus, und Jedermann schätzte sich glücklich, der in seinem Dienste stand. Man vertröstete sich von Jahr zu Jahr, aber sein Sturz wollte nicht kommen. Vielmehr wuchs auch seine Familie zu vier Söhnen und zwei Töchtern an, lauter Trutziane, die ihrem umsichtigen Vater auf den Wink gehorchten, und an denen ihre immer frischblühende Mutter große Freuden erlebte. Man nannte sie zwar hie und da die Bettelkinder, aber der bekam sicher ein Loch in den Kopf, der es Einem von ihnen

ins Gesicht zu werfen wagte. Einstmals ward Vater Erhard gefährlich krank; nun sei keine Hoffnung zum Aufkommen mehr, hieß es, aber nichts desto weniger stund er wieder frisch und gesund auf. Als vor einigen Jahren Geschworne für das Kreisschwurgericht in Königgrätz gewählt wurden, nahm sich fast jeder Ottendorfer vor, den Erhard nicht zu wählen; aber es fiel kein Anderer aus der Urne — als eben Erhard, denn mit oder ohne ihren Willen mußten sie ihn wählen, da er weitaus der Gescheiteste unter ihnen war. Im vorigen Jahre starb er. Einige wollten ihm zu Ehren Böller abfeuern; aber noch im Grabe waren sie neidisch auf ihn und gaben es nicht zu; da erhob sich, als eben der Sarg in die Gruft gesenkt ward, ein Gewitter, und ihm zu Ehren donnerte der Himmel.

Die erschrockene Susanne.

1854.

Draußen vor dem Dorfe stehen auf einem Hügel acht Musikanten, alle mit Blasinstrumenten versehen; die im Westen niedertauchende Sonne spiegelt sich an ihren leuchtenden Trompeten und Waldhörnern, als wollte sie ihre Freude zeigen, die sie empfindet bei der Freude der Menschen. Sie blasen so gewaltig, dass das Kornfeld grüne Wellen schlägt und die Abendthauperlen zerplatzen, denn die Luft des Gebirges ist dünn und rein und pflanzt die leiseste Bewegung lange fort. Die Lerchen stehen hoch in den Lüften regungslos wie auf einer unsichtbaren Leiter und horchen den lustigen, herausfordernden Tönen von unten so andächtig zu, als wollten sie zu ihrem einzigen, uralten Liede, dem unveräußerlichen Erbstück, ein neues lernen; das Abendglöckchen läutet, aber es tönt wie schmollend, denn es ist gewöhnt wie ein verzogenes Kind, dass man jeden Laut von ihm auffängt, und nun ist es für alle jugendlichen Ohren taub; — gleich den Hohepriestern, welche siebenmal um die Mauern von Jericho die Bundeslade trugen und dann in die Posaunen stießen, dass sie einstürzten: so waren die Musikanten durch das Dorf gezogen, so ließen sie ihre Hörner erschallen, und in dem Geiste von Jung und Alt stürzte das ganze Dorf ein, nur das Wirtshaus allein, dessen neuer Tanzsaal heute als am Fest eingeweiht werden sollte, blieb stehen, leuchtend, blumengeschmückt! — Da muss man die Mägdlein nicht erst zu Wagen abholen und fußfällig bitten, dass sie mitkommen: nein, die frischen Dirnen in blühendweißen, kurzen Röcken, so dass die nicht minder weißen Strümpfe sichtbar werden, welche trefflich vom schwarzen Glanzschuh abstechen, mit Blumenkränzen im blonden Haar, finden sich von selbst ein, kichern und schäkern

lange mit einander, ehe die schwerfälligen Burschе erscheinen, die der Schall der Musik vom frohen Kegelspiel, vom herrlichen Scheibenschießen, vom reizenden Fischen im klaren Bache stört; denn es theilt der Mann seine Seele in so manche Spiele, das Weib kennt nur Eines — Musik und Tanz — Tanz und Musik! — Die rothen Bänke, welche rings um den Saal wie ein rother Kreis der Lebensfreunde laufen, füllen sich nach und nach mit den Vätern und Müttern, welche harren, bis die Sonne der Lust ihren mittäglichen Standpunkt erreicht hat, um ihre arbeitmüden Füße in den längstentwohnten Gang der Götter zu bringen. — In einem Winkel allein sitzt ein bejahrter, sehr sauber gekleideter Bauer mit halbem Bürgerschnitt; sein hellblaues Auge leuchtet, als ob der Ehrgeiz seine Fackel darin aufgesteckt hätte — die Bläſſe seiner Wangen und der fest geschlossene Mund zeigen von einem mehr innerlichen Leben; sein Blick folgt gespannt den Tänzern und gleitet von ihnen immer periodisch zur Thür ab auf ein Mädchen, das unter ihresgleichen gerade so allein zu stehen scheint, wie er unter seinesgleichen. Es scheint nicht mehr als dreizehn — vierzehn Jahre zu zählen, wenn man seine Größe und die Jugendlichkeit der Erscheinung erwägt, aber der üppige Haarwuchs, der sich umso deutlicher hervorthut, als er nicht zusammengezwängt ist in einem Scheitelzopf, sondern frei in zwei breiten, mit schmalen Rosabändchen durchflochtenen, goldenen Zöpfen bis zur Kniebeuge herabwallt, ferner ein gewisser Hauch der Melancholie, der über das leichtgefärbte, knospenhaft interessante Antlitz hinweht, sagt dem Kenner sogleich, dass das Mädchen älter ist, als es den Anschein hat. Auch sie wirft von Zeit zu Zeit einen schüchternen, ja furchtsamen Blick auf den alten Mann im Winkel des Tanzsaales — es scheint ein Gemisch von Zorn, Mitleid und Scham — aber das Mädchen wird noch bleicher, und ein leises Zittern pflanzt sich vom schmerzlich bewegten Herzen bis auf die Rose in ihrem Haare fort, welche sympathetisch bewegt scheint. Wer es noch nicht weiß, dem müssen wir es sagen; es ist der Vater und seine Tochter! — Man nennt ihn den Kaiserjosefbauer und sein

Kind die „erschrockene" oder die Geier-Susanne! Ersterer hört sich mit Stolz und Freude so nennen, denn der Namen vererbte sich auf ihn von seinen Urgroßvater herab, auf dessen Acker bei Kronstadt, einem städtischen Dorfe an der preußischen Grenze, Kaiser Josef, als er die böhmische Grenze bereiste, zur Erntezeit die Sense genommen und eine Garbe Korns geschnitten haben soll; allein, als er sie binden wollte, rissen ihm alle Strohbänder, denn es gehört nicht nur Kraft, sondern auch ein geschickter Handgriff dazu, die Garbe, die man geschnitten, auch zu binden! — Der Bauer ließ die Garbe, die der Kaiser nicht hatte binden können, auf dem Felde liegen. Ganz entgegengesetzter Art ist die Ursache des sonderbaren Namens, den man weit und breit der Tochter des Kaiserjosefbauern gab. Wie jene das Glück und die Freude, so ist diese das Unglück und der Schmerz des Hauses. Wir theilen die Thatsache mit, wie sie im Volksmunde lebt, und waffnen uns gegen den Vorwurf des Fabelhaften dadurch, dass wir auf ähnliche Vorfälle in der Schweiz uns berufen können. Susanne vermochte schon als Kind nicht das Geklapper der Mühle zu ertragen, denn sie war in ruhigem Bauernhause in Kronstadt geboren und sollte nun in Marienthal die Mühle bewohnen, welche ihr Vater in einer Laune gegen sein väterliches Erbgut eingetauscht hatte. Das Kind war nicht in der Stube zu erhalten, im Winter lief es (es konnte schon mit dreiviertel Jahren gehen) in die entferntesten Häuser des Dorfes und musste zum Essen und Schlafen abgeholt werden; im Sommer kletterte es auf die steilsten Gipfel, von wo es Kräuter nach Hause brachte, die der Vater mit Schrecken sah, denn sie wuchsen nur an gefährlichen Abhängen, oder es plätscherte tagelang im bräunlichblauen Wasser der Erlitz und fischte silberglänzende Kiesel heraus, die es im Wetteifer mit einem Knaben, der für ihr ganzes Leben wichtig und bedeutend werden sollte, auf dem Bache tanzen ließ. Es hatte auch in seinem ganzen Wesen eine Frische, eine Reinheit und Tiefe, wie nur solche Kinder sie zeigen, die mehr mit Busch und Berg und Bach als mit den meist verdorbenen Menschen

verkehren. Eines Tages saß sie am Rande eines Felsenkegels und ergötzte sich, da ihr Spielkamerad nicht kommen zu wollen schien, daran, Steine in den Abgrund hinabrollen zu lassen. Plötzlich überfiel sie mit Sturmesausen ein Geierpaar; sie ließen ihr nicht Zeit vor Entsetzen hinabzustürzen in die Tiefe, denn schon hatten sie sie mit ihren gewaltigen Krallen an beiden Ärmchen gefaßt, jeder nahm einen Fittig zu Hilfe, und indem sie mit dem anderen ruderten, trugen sie das Kind wie auf Gemälden schwarze Wolken lichte Engel zu tragen pflegen. Susanne glaubte, sie werde in den Himmel getragen, wo ihre Mutter wohnt mit zwei kleinen Brüderchen.

Es ward Abend und Nacht, Susanne kam nicht nach Hause, man brachte das ganze Dorf auf die Beine, man leuchtete mit Laternen in die Büsche, durchkroch alle Felsenspalten; man durchwatete den Bach eine Stunde weit — keine Spur von ihr! Auf jenem Felsenkegel fand ihr Vater jedoch ein Schühlein und war nicht weniger trostlos als Jakob, da man ihm den blutbefleckten Leibrock seines Lieblings brachte. Als es im Osten dämmerte und der erste Lichtstreifen gleich einer Friedenstaube über die Berge herflog, erscholl auf der höchsten Spitze der Umgebung, auf der Hochwurzel, ein Schrei — es war ein Schrei des Schreckens und der Freude, der Schrei des Vaters, der am bodenlosen Abgrund auf einem Heuschober, den man austrocknen ließ, sein Kind fand, heil und gesund schlafend. Als man ihren Leib untersuchte, ob sie keinen Schaden genommen, entdeckte man da, wo über dem Ellbogen die Fülle des Fleisches beginnt, ein blaues Mal, das sich gleich blieb wie ein Muttermal. Man quälte sie genug mit Fragen, sie nahm dann den Kopf in beide Hände und sann und sann — endlich rief sie entzückt: „Ich war bei der Mutter im Himmel!“ Erst viel später vermochte sie annähernd einen Bericht über ihr Erlebnis zu geben. Kehren wir nun, nachdem wir mit einigen Pinselstrichen den Hintergrund unserer Erzählung angedeutet, zum Tanze zurück, bei dem wir Vater und Tochter in gegenseitiger Verlegenheit sehen. Das nunmehr fast einundzwanzigjährige

Mädchen, das einem dreizehnjährigen gleich sah, wurde vom Vater in jede öffentliche Unterhaltung gezogen, ohne dass es jemals ungekränkt nach Hause gegangen wäre; man behandelte Susanne als ein Kind, und noch dazu als eins, das mit den Unholden der Schöpfung verbündet, kein Bursche tanzte mit ihr, keine Magd gesellte sich zu ihr; auch ließ man sie für den Stolz ihres Vaters büßen, mit dem sie eine Hinneigung zum städtischen Wesen gemein hatte. Und trotz alledem blieb er mit Susanne nicht zu Hause! wiewohl ihn die Behandlung tief verletzte, wollte er doch dagegen ganz gleichgiltig erscheinen! wiewohl er Susannen über Alles liebte, hatte er doch einen geheimen Groll gegen sie, dass sie so klein blieb, als ob sie die Schuld daran trüge, als ob ihre sehnsüchtigen Himmelsgedanken ihr irdisches Gedeihen verhinderten! er sah mit einer Art wollüstigen Grausens die Zuckungen auf ihrem Antlitz und murmelte, so oft ein Tänzer hart an Susannen ein ohnehin wogendes Mieder zur Arbeit aufforderte, sie zornig anblickend: „der Geier soll Dich holen, Du Zwerg!" — Sie hörte diesen Fluch mit den Augen und sogleich füllten diese sich mit Thränen, was wieder jener allsogleich bemerkte — und er zürnte noch mehr, aus zärtlicher Liebe. Diesem stillen Dialog zwischen Vater und Tochter sah in einer anderen Saalecke ein junger Mann zu; sein bis auf die Schultern herabwallendes lichtes Haar, die träumerisch nur über die Dinge hinschweifenden Augen, sein feiner Anstand gab einer Gruppe von Trinkern, welche nur mit ihren Blicken tanzten, und sich mit bissigen Bemerkungen über das und jenes Paar das schlechte Bier würzten, Gelegenheit, ihren Witz zu üben. „Wer ist denn jener Drathbinder?" frug der Glöckner Thomas, „er schaut ja auf die Geiersusanne immerzu hin wie auf einen guten Bissen!"

„Kennst Du den jungen Volkmer nicht, der im vorigen Jahre aus der Kutte gesprungen?" antwortete der blatternarbige Schullehrer, „der Tagedieb hat seiner seligen Mutter auf dem Todtenbette versprochen, Geistlicher zu werden, und hat nun so Wort gehalten!"

„Man spricht, er habe es um der Geiersuse willen gethan," warf ein stämmiger Bursche ein, „mit der er aufgewachsen ist, — aber der Kaiserjosefbauer hasst ihn wie eine Spinne, weil er zu nichts taugt, als mit den Gesichtern ehrlicher Leute sein Spiel zu treiben! das wär' mir ein rechtes Paar! Sie — ein Fräule, das den ganzen lieben Tag im Walde herumjagt und nach dem Himmel guckt, und er — ein Gesichterdieb! Ha, ha, ha!"

Während diese so über ihn scherzten, sah der Maler, welcher eben jener Knabe war, der mit Susannen die Kinderspiele getheilt, unverwandt auf sie hinüber; oft fährt ein Lächeln wie ein Sonnenblick über sein schönes Angesicht, aber bald lagert sich wieder der Schatten tiefsinniger Schwermuth darüber hin, so dass es einer Sommerlandschaft gleicht, über welche, wenn die Winde wehen, Wolkenschattenbilder fliegen. Er rief sich die süße Vergangenheit zurück: wie er mit Susannen im Bache Kiesel fischte, wie er dann auf das Gymnasium kam und in den Ferien seine Spielgenossin immer gleich groß antraf, während sie ihn immer um einen Kopf größer. Wie seine Gefühle daher immer gleich warm für sie blieben, ja noch inniger, je mehr sein Geist sich vertiefte, und er in ihr die Erfüllung des Evangeliums sah, das da sagt: „Werdet gleich den Kindern!" Wie der Gedanke mit ihr für das Leben sich zu verbinden, sein Odem war, bis die Mutter erkrankte, ihn rufen ließ, ihm den Eid abnahm, Geistlicher zu werden und in dem Glauben selig starb! Ach, jener innere Zwiespalt! wie er mit seiner Künstlernatur, mit seiner Liebe gerungen, von beiden bezwungen, seinen strenggläubigen Vater durch seinen Rücktritt in die Grube bringt, wie er Susannen, für die er den Schatten seiner Mutter beleidigt, voll Hoffnung entgegentritt, sich von ihr geflohen, gehasst, verabscheut sieht als ein Mensch voll Todsünden — er flieht zurück in die Stadt, bildet da sein Malertalent, kehrt aber wieder unter dem Vorwande auf seine Berge zurück, nur in der reinen Gebirgsluft, wo sich alle Dinge so scharf von einander abheben, könne das Auge gebildet, nur unter solchen

charakteristischen Köpfen, als seine Landsleute auf ihren breiten Schultern tragen, Studien gemacht werden, in Wahrheit aber nur um Susannens willen! — Bald entdeckt man bei ihm das Portrait eines in der Gegend bekannten Cretins, man fürchtet sich vor seinem Pinsel, denn jeder trägt zwar seine Fratze ungeniert zur Schau, aber man scheut sich vor ihr auf der Malerleinwand; er gibt diesem Gefühle der Menge Recht, quält sich mit Vorwürfen, dass er seine ideale Welt nur aus den armseligen Bruchstücken der Wirklichkeit zusammenstoppeln muss! und doch tröstete er sich damit, er wisse jede Gestalt aus ihrem Kerne zu entwickeln, er copiere nicht das Leben, sondern vielmehr das Leben ihn, er führe das aus, was die Natur wollte, er lese im Plane Gottes! — Das Alles wälzte der blonde Träumer in seine Seele, aber, aufgeweckt durch das schmerzliche Mienenspiel Susannens, that er einen Schritt vorwärts, sie zum Tanze zu holen — aber stand ihnen nicht ein Bauerntumult bevor? durfte er sie noch gröberen Beleidigungen aussetzen? Er gieng rasch aus dem Saale, erschien aber nach einer Viertelstunde wieder, drängte sich an Susannen heran und entfaltete plötzlich eine Papierrolle vor ihren Augen, die er unter dem Mantel verborgen gehalten — Susanne erröthet, blickt hinein, und siehe da: ihr eigenes Bild! sie tanzt mit himmlischen Chören auf der Hochwurzel den Reigen, er klimmt an dem Berge empor, aus ihrem Anblick stets neue Kräfte schöpfend; unten aber im neblichten Thale tanzen Irrlichter durch Sumpf und Moor. — Die Rolle blieb nicht unbemerkt, wiewohl Volkmer einen Moment gewählt hatte, da die Aufmerksamkeit auf eine Balgerei zwischen zwei Burschen wegen eines Korbes abgelenkt war — wie ein Wolf, der sich auf seine Beute stürzt, sprang der Kaiserjosefsbauer auf die Rolle los, warf einen halben Blick hinein, riss sie mit einem Ruck in zwei Hälften, die er in die Mitte des Saales schleuderte — „nieder mit dem Gesichterdieb! lehrt ihn Mores!" — „Gebt Acht, er stiehlt eure vertrackten Zifferblätter!" rief der Vater Susannens aus doppeltem Grimm, gegen den Maler und die Tänzer.

Niemand verstand das Bild außer dem Kaiserjosefbauer, aber sie behaupteten Alle, es sei himmelschreiend und bald sah sich Volkmer von allen Seiten bedroht — ruhig und Schritt für Schritt zog er sich zurück, bis dass sein Rücken von der Mauer gedeckt war — nun reckte Einer die Hand nach seinen Locken aus, er schlug ihn mit einem Ding über die Knöchel, das man bald für eine Pistole halten musste, als der Maler den Hahn ruhig knacken ließ — Totenstille herrschte mit einemmale, scheu wich die Menge zurück, man hörte das Sprudeln vom Troge hinter dem Hause; der Bedrohte gieng nun stolzen Schrittes, ohne sich umzusehen, aus dem Saale und das Volk schickte ihm in Ermangelung eines Wirksameren eine Salve groben Gelächters nach, ohne zu ahnen, dass es sich selber traf. Während des Tumultes hatte der Kaiserjosefbauer Susannens Schmach die Krone aufgesetzt, indem er sie Huckepack aus dem Saale trug, vor den boshaften Augen der aufgebrachten Dirnen. Vor dem Hause, das allein in grüner Wiese stand, angelangt, machte sich Susanne gewaltsam von ihrem Vater los, entsprang ihm lautschluchzend in die finstere Nacht, indem sie gewandt wie eine Gemse hinter eine Felsenwand schlüpfte. Jetzt fiel dem Alten sein Betragen wie ein Stein auf's Herz — er wollte ihr nach, sie um Verzeihung bitten, sie nach Hause bringen — „aber wie?" sagte er sich selber, „Du sollst Deinem Kinde nachlaufen, ihm Deine Reue zeigen, Abbitte thun? nimmermehr!" — er gieng langsam seiner fernhin klappernden Mühle zu, blickte oft unwillkürlich zurück, nahm trotz des kühlenden Nachtwindes oft seine Mütze ab, sich den Angstschweiß von der Stirne zu wischen, und als er an dem weißen Schulhause, welches eben vom Monde beleuchtet ward, vorbeigieng, las er, wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen, am Eingange derselben die Worte: „Lasst die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!" — Er ward davon derart ergriffen, dass er sich auf die Kirchhofschwelle niedersetzen musste, und, wie oft der Regen nur wartet bis sich der Wind legt, um herabzuströmen, so ergossen sich nun heiße Thränen aus seinen

Augen. „Gott läßt sie nicht wachsen, daß sie meiner Liebe nicht entwachse! und ich! —“ so sprach er tief seufzend, aber zu stolz, dem weitgeöffneten Ohr der Nacht eine volle Beichte abzulegen, fuhr er grimmig über die Augen, drückte den Schirm tief in's Gesicht und schritt mit einem kurzen Fluch rüstig über die Brücke, welche unter ihm dröhnte, seinem Hause zu; grade trug der Wind ein lustiges Tanzstück aus dem Wirthshaus herüber, als er wild seine Thüre hinter sich zuschlug. — Aber Susanne lief den Steg über dem Abhange weiter, als liefe sie in der Wette mit der mächtigrauschenden Erlitz dem Adlerflusse zu; sie wußte nicht, wohin sie ihr Fuß trug, es war, als würde sie von Geisterhänden fortgestoßen. Als sie zum erstenmal ihr Auge erhob, dunkelten ihr rechts und links düstere Fichtenwälder entgegen und darüberhin sandte der Liebesstern seinen goldenen Regen — sie blieb einen Augenblick stehen, schöpfte tief Athem, und blickte gegen Himmel, sehnsüchtig die Arme emporgestreckt, als wünschte sie, von den Geiern der Hochwurzel gefaßt, in die Arme ihrer Mutter getragen zu werden. Plötzlich rauschte es hinter ihr, sie wandte sich um, bemerkte aber nur eine im Nachtwinde wogende Buche, aus deren hellen Laube eine Nachtigall ihre flötende Stimme erhob. Sie riss sich gewaltsam los und forschte vor sich hin nach einem Ziele — da erschien ihr ein Lichtpunkt in der Ferne, auf den sie wie ein Nachtfalter losgieng. Wem der innere Leitstern fehlt, der folgt gern einem Äußeren. Bald zeigte sich in seinen unsicheren Umrissen ein Feldhaus, dessen helles Fensterchen sie angezogen hatte. Ein schnarrendes Getöse wie von einem Spulrad ward hörbar, bald wies es sich als eine gemißbrauchte Männerstimme aus, die sich nicht weniger Gewalt anthat, als die des Demosthenes, da er mit Kieselsteinen im Munde am Meeresufer seine Redeübungen hielt. Susanne legte sich, als sie das Häuschen erreicht hatte, ans Schiebfenster, um dem Ohre mit dem Auge beizustehen, sie lachte trotz ihrer düsteren Seelenstimmung hellauf, als sie den Complimentenschuster drinnen entdeckte, der, angethan mit seinem Doppelkragenmantel, dem

breiten Strohhut und den Daumenhandschuhen, von seinem Dreifuß herab unter fürchterlichen Geberden seine Pfingstmontagpredigt einem phantastischen Publikum von einem Bündel Wallerstäbe, die er des andern Tages an seine Herde vertheilen sollte, mit der Begeisterung eines Apostels herabdonnerte. Es war dies einer jener inspirierten Schuster, der zu dem mystischen Tiefsinn eines Jakob Böhme und dem Wortreichthum des Hans Sachs noch eine natürliche Rednergabe besaß, die er denn auch an jeglichem Pfingstmontage auf freiem Felde von den Stufen des rothen Kreuzes auf dem Silberberge herab über die Wallfahrer ausströmen ließ, die er als Führer und Vorbeter, als Moralist und Choralist nach Mariazell begleitete. Er gieng immer einige Tage zuvor von Haus zu Haus fragen, ob man an die Mutter Gottes ein Compliment ausrichten lassen wolle, wofür er so manchen Silbergroschen und den Namen Complimentenschuster davontrug. — Morgen sollte er eben seine Mission zum neununddreißigsten male antreten und man kann sich von der Achtung eine Vorstellung machen, die er gegen sein Publikum hegte, wenn man nur seinen Exercitien anwohnt, die er alljährig gewissenhaft anstellt, wiewohl er für und für eine und dieselbe Predigt hält, was jedoch bescheidentlich Niemand bemerkt. Als Susanne im ersten Augenblicke der Überraschung so hell aufgelacht hatte, hielt der Redner inne, stieg vom Dreifuß herab, und ergriff einen jener Stäbe, denen seine ernste Phantasie die Zuhörerrolle ertheilt hatte; es war ihm nichts Seltenes, dass gottlose Jungen, die aus dem Wirtshause heimkehrten und denen seine Frömmigkeit ein Dorn im Auge war, auf die Scheibe trommelten oder seine Stimme nachäfften; als er aber draußen Susannens weißes Gewand leuchten sah, entfiel ihm der Stab, sank er bebend auf die Knie und rief: „Heilige Mutter Gottes! bitt' für uns arme Sünder!" — Susanne trat sogleich vom Fenster weg, denn sie hielt es für sündhaft, einen Augenblick für die heilige Jungfrau gehalten zu werden. Nun erschien es ihr als ein Fingerzeig Gottes, gerade auf die Hütte des Wallfahrers gestoßen zu sein! Sie griff überlegend in ihre

Brust, um die Beweggründe ihrer Flucht sich selbst klar zu machen: „Du fliehst vor dem Hasse deines Vaters, Susanne?“ sagte sie halblaut, „und weißt doch, dass er dich nur aus leidender Zärtlichkeit zu Tode presst! und warum denn gerade heute in dieser Nacht? ist dir denn die grausame Art zu lieben noch so neu? kehre zurück und mach' ihm das Herz nicht schwer! — Aber Volkmer! treff' ich ihn nicht auf Weg und Steg? ist er nicht Sonntags in jener Kirche, wo ich bin, und lief' ich auch stundenweit, ihm auszuweichen? verfolgt er mich nicht mit seinen liebenden Blicken, seinen Worten und unbesonnenen Handlungen — der abscheuliche Sünder! habe ich, ein schwaches Mädchen, meine tiefe Neigung mit der Wurzel aus dem Herzen gerissen, und er, ein Mann, müsste feig unterliegen: O, er wird mich und unser Haus in seine Sündenbahn mit fortreißen und niemand wird sein, der reinen Herzens für ihn zum Himmel beten wollte und dürfte — flieh, Susanne, flieh nach Mariazell! wirf dich vor das Gnadenbild der Gebenedeiten und flehe sie mit heißen Thränen um eine Gestalt, wie sie andere deines Alters haben! bist du nicht wirklich ein Kind? man füttert, kleidet Dich wie ein Kind, man sorgt für dich wie ein Kind; fass einmal einen selbständigen Entschluss! tritt dir deine Füße wund, geh hinaus aus der Wiege der Heimat, die dich in ewigen Schlummer schaukelt, rühre deine Glieder und sie werden wachsen, und die heilige Maria wird deinen guten Willen sehen und das ihrige thun“, — ungefähr so sprach sie und trat entschlossen in die Hütte des Complimentenschusters.

Volkmer musste Alles daran setzen, den heute offen ausgebrochenen Zwiespalt zwischen Susanne und ihrem Vater für seine Liebe zu benützen; er schlich, als er den Kaiserjosefbauer die Hausthüre hinter sich zuschlagen hörte, Susannen nach; er war es, den sie hörte, als sie hinter sich sah, und nur eine im Nachtwinde bewegte Buche zu vernehmen glaubte; er hatte die Töne der Nachtigall nachgeahmt, sie zu fesseln — denn er konnte es mit allen Singvögeln aufnehmen; er hatte auch ihr Selbstgespräch, verborgen hinter den Holzstößen vor

klopfenden Herzens belauscht und darnach seinen Plan entworfen. Kühn trat er bald nach Susannen in die Hütte. Als er leise öffnete, hatte eben der Pilger ein gelbes Stück ausgearbeiteten Hirschleders aus der Brusttasche gezogen, aus mehreren Gebeten einen langen Zettel hervorgeholt, worauf die Namen seiner Schafe verzeichnet waren; unter diese schrieb er: „Susanne Wendelin, geb. aus Kronstadt, wohnhaft in Marienthal, vulgo: die Geiersusanne!" — „Wie alt bist Du, mein Lämmelein?" — Über und über roth vor Scham sagte sie kaum hörbar: „Nächsten Frohnleichnam einundzwanzig." — Der Inquisitor schüttelte den Kopf, lächelte schlau und rief laut wiederholend: „Einundzwanzig!" Da er aber die Thränen bemerkte, welche Susannne vergebens zurückzudrängen strebte, sagte er theilnehmend und väterlich: „Wenn Blinde sehend, Taube hörend und Lahme gerade gemacht hat die Gebenedeite von Mariazell, so wird sie auch das Kleine groß machen können — denn: wer sich erniedrigt, der soll erhöht werden! — Nun aber, Töchterchen, ein kleines Handgeld, dass der Teufel nicht dazwischen kommt! und somit streckte er ihr die fleischige Hand entgegen. Susanne wäre am liebsten in den Boden gesunken, denn sie hatte auch keinen Heller bei sich — sie sah nun erst nach der Thür, als sollte ein Engel vom Himmel Hilfe bringen, und Volkmer stand vor ihr, sie starrte ihn an, als wäre es ein Geist — „Wie," sagte er, „Susanne, so unüberlegt? in Ballkleidern nach Mariazell und ohne Geld? ohne Begleitung? Da war ich vorsichtiger! ich habe früher meine Anstalten getroffen."

„Gehen Sie denn nach Mariazell?" stammelte Susanne.

„Ich gehe!" erwiderte jener; „mich treibt meine Schuld! ich muss den zürnenden Geist meiner Mutter versöhnen, muss den Heiland um Vergebung auf den Knieen bitten vor seiner gnadenvollen Mutter — er weiß es, ich taugte nicht für diesen heiligen Stand, mein Herz ist weltlich, mein Leben wäre eine Lüge! — Susanne, Du verkennst mich, wenn Du meinst, ich habe die Bande heiliger Verpflichtung im Leichtsinn abgeschüttelt — o, es kostete der Kampf mein Herzblut; mein Herz strafte

meine Zunge Lüge — und ist es nicht besser mit dieser, als mit jenem einen Meineid zu begehen?" — Der Complimentenschuster, der sich's zur großen Ehre machte, den Maler unter seiner Herde zu sehen, und sowohl die Verantwortlichkeit, als auch die Verpflegung Susannens gern auf fremde Schultern wälzte, ohne selber sein Profitchen aufzugeben, secundierte Volkmern folgendermaßen: „Ja, er ist der verlorene Sohn, der zu seinem Vater zurückkehrt, und er wird mit offenen Armen empfangen werden! Ihr beide geht nun, da der Himmel schon lilienweiß im Osten wird, ehe die Rosen zu den Lilien kommen, nach Geiersberg voraus, dass ihr einen Vorsprung gewinnt und im schwarzen Rössel treffen wir uns um Mittag!" — Nun drückte er Volkmern und Susannen einen Stab mit einem Kreuzgriff in die Hand, empfieng vom ersterem einiges Silber und den Auftrag, Susannen die nöthigen Gewänder nachzubringen und reinen Mund zu halten, worauf er mit dem Angesicht gegen das Fenster niederkniete, denn die Zeit der Morgenbitte war da, und das Pärchen sich selber überließ.

Susanne wusste nicht, wie ihr geschah; sie ließ sich am Arme aus der Hütte führen; ach, wie süß durchzuckte sie der Druck seiner Hand! sie seufzte — sie zitterte am ganzen Leibe; vor seiner nahen Gegenwart flohen alle in der Einsamkeit ausgeheckten Bedenken und Zweifel — und ist er nicht reuig? und will er nicht soeben eine Büßerfahrt antreten? fallen unsere so lange getrennten Bahnen nicht in eine zusammen? Volkmer war ihr nur deshalb so sehr entfremdet, weil sie nichts Gemeinsames mehr miteinander hatten — nun war die dunkle Scheidewand zwischen ihnen eingesunken. Er schien ihr bis jetzt in Sphären zu wandeln, die ihr ganz fremd und unerreichbar lagen; und nun will er einfältigen Herzens wie sie wallfahren! Schon durch das Bild, das er ihr als eine Apotheose ihrer Kindheitsgeschichte im Tanzsaale vorgehalten, hatte das Eis um ihr Herz einen gewaltigen Stoß erlitten; nun brach es durch sein Reuebekenntnis und den frommen Entschluss der Wallfahrt nach Mariazell ganz ein, und die Liebe, deren Keim in ihrem

tiefsten Herzen überwuchert von den üppig sprossenden Kräutern der Religiosität verborgen gelegen, gieng nun am Sonnenstrahle des Vertrauens und der Gleichheit herrlich auf, hundertblättrig gleich der Victoria regia! Hatte die Religion vorerst die Liebe verdrängt, so musste jetzt eben die Religion dazuthun, jene wieder in ihre göttliche Rechte einzusetzen. Die Alten hätten gesagt, Schalk Amor habe eine Kutte angelegt, ein Gebetbuch in die Hand genommen, um in die Pforten eines Klosters einzudringen und mit der Altarkerze seine unauslöschbare Flamme zu entzünden. Volkmer beruhigte sein Gewissen derart: „Kann ich Susannen allein unter diesem rohen Haufen eine solche Reise unternehmen lassen? würde sie anders meine Begleitung angenommen haben? und ist denn mein Vorgehen eine bloße Lüge? kann denn irgend eine Philosophie die ursprünglichen Gefühle unseres Kinderglaubens vernichten? bemüht sich das Herz nicht, seine neuen Überzeugungen in das alte Gewand zu hüllen, den frischen Most in die alten Schläuche zu füllen? und ist ein frommer Betrug gegen unsere Nächsten nicht auch ein Betrug gegen uns selbst?" — Susannen that es so wohl, einen Freund, einen Beschützer neben sich zu sehen! Die schreckliche Einsamkeit, die alle ihre Gefühle von der Erde ab in den Himmel leitete, hatte nun ein Ende; ein Wesen, das ihr von Ewigkeit her zur Ergänzung bestimmt schien, mit dessen Verluste sie sich selber verloren gegangen war, hatte sich zu ihr gefunden mit demselben Gedanken, demselben Gefühle, das sie belebte und trieb! Sie sollte an seiner Hand, im traulichen Wechselgespräche mit ihm das traumgleiche Kinderleben erneuern, mit ihm Berg und Thal, Dorf und Stadt, Wald und Bach durchschreiten wie einst in Erlitz und Marienthal!

Sie schritten lange schweigend neben einander hin, ganz in die Wonne des Sicheinanderhabens verloren, während die schnarrende Stimme des Complimentenschusters durch die dünne Morgenluft, noch eine weite Strecke entfernt, zu ihnen drang. Der Morgen war herrlich, fettgrüne Thäler thaten sich vor ihnen auf, durchströmt von schäumenden Bächen; die Bäume streuten ihnen ihre

duftenden Blüten auf den Weg, die Wälder glänzten in der Morgensonne, ein rosiger Nebel umzog die fernen Berge — Lerchen sangen ungesehen in den Lüften, ein kleiner Spottvogel mit gelblicher Brust folgte ihnen von Baum zu Baum und ahmte die Weisen aller Vögel nach, als hätten diese ihn abgeschickt, dem Pärchen ihre Huldigung zu bringen. Die Wanderer, denen sie begegneten, blieben lächelnd stehen und sahen ihnen nach, denn beider Haar war von gleicher heller Farbe, beider Augen blau; ihre Schritte hielten, ohne dass sie es wussten, Tact, und derselbe Gegenstand zog immer zugleich beider Blicke an. So selten begegnet uns das Schöne auf der Erde, dass wir es seltsam finden!

Noch etwas lag Susannen schwer auf der Seele, sie wollte sich davon befreien und sprach, ihre klaren Augen gegen ihn emporgerichtet: „Sieh, Volkmer, die Bauern eggen auf den Feldern, in den Schmieden hämmert es, dass Funken stieben; die Webstühle sausen und jene Bauleute errichten Maibäume auf den Giebeln der Häuser. — Was bist Du, Volkmer, und was schaffst Du?" — „Susanne, ich bin ein Mensch! Du lächelst? Gott hat der Nachtigall eine Stimme gegeben zu klagen, der Lerche eine zu jubeln — und so hat jeder Vogel sein zugemessenes Theil! aber diesem Spottvogel, der uns da von Baum zu Baum singend nachhüpft, hat er alle Stimmen zugleich gegeben, auf dass das Gevögel ein Bild habe von sich, das alles enthalte, was sonst in allen einzelnen Vögeln zerstreut ist; die Einfalt hat ihn Spottvogel genannt, wie man mich zu Hause einen Spötter nennt, weil ich die Gabe besitze, der Menschen Leben in meinem Leben abzuspiegeln, ihnen ein Bild von sich zu geben! Darum nenne ich mich einen Menschen — diesen Spottvogel einen Vogel — sieh! er scheint mich zu verstehen; er singt alle seine Weisen zum Abschiede noch einmal und nun entfernt er sich, als hätte er mir nur den Dienst erweisen wollen, mein Dasein gegen Dich rechtfertigen zu helfen! — Die Künstler gleichen ferner den Seen; diese nehmen die einzelnen bewegten Ströme in sich auf, gebieten ihnen endlich ein-

mal Halt und ein gemeinsam ruhevoll beschaulich Leben, in dem der Himmel mit seinen Sternen, mit Sonn' und Mond sich reiner spiegeln kann, als im getrübten Einzellauf der Wasser; doch reißen sie sich wieder los, strömen einzeln wieder nach verschiedenen Seiten dem Meere zu, um in diesem eine letzte ewige Sammlung, ein ganzes Wiederfinden zu erlangen wie in Gott die Menschen, nachdem sie es im Künstler von Zeit zu Zeit in geringem Maße fanden."

„O, wie schön, wie so räthselhaft hast Du Deines Lebens Räthsel mir gelöst!" rief Susanne aus, „wie freu' ich mich des Dunkels, in dem die Welt mir noch verschleiert ruht, um es von Dir erhellt zu sehen, Du guter, lieber Mann!"

Volkmer umschlang das reizende Mädchen und drückte ihr auf den liebeglühenden Mund den ersten Kuss des Bräutigams — Susanne strahlte im doppelten Rothe des Morgens und der Scham — sie schwieg, denn sie glaubte, jedes Gefühl, das in ihr aufgieng, liege als Gedanke seinem hellsehenden Auge offen, er umspann sie ganz, wie der Äther die Welt umspinnt!

Während sich unser frommes Pärchen mit leichtem Flügelschlage hoch in die reinen Himmelslüfte schwang, zog sich über den Häuptern der irdischen Menschen das dunkle Gewölke der Sorge und Bestürzung zusammen. Sollte man nicht meinen, es müsse, wenn zwei Herzen in heiliger Lohe flammen, über die ganze Welt ein lichter Schein ausgehen? Während Susanne glaubte, schon jetzt die unsichtbare Hand der Mutter Gottes an ihrem Leibe zu fühlen, denn er schien sich unter dem Pulsschlag der Liebe, deren lebendige Ströme zu fluten begannen, zu strecken und zu dehnen — fühlte Susannens Vater die Qualen der Hölle; er strich im Gebirge umher wie ein Alpenhirt, dem sich ein Schäflein von der Herde verloren, kletterte von Fels zu Felsen, ja bestieg die berühmten Felsen der Hochwurzel, von wo man meilenweite Fernsicht hat, natürlich vergebens! Dann suchte er sich einzureden, es sei ihm alles einerlei — und kehrte in die Mühle zurück — aber bald jagte ihm sein warmes Vaterherz wieder auf und er machte auf's Neue die Runde; dem

Hausgesinde, das Susannens Abwesenheit auffallend fand, wollte er aufbinden, er habe sie über Feld geschickt — aber niemand glaubte daran. Der Complimentenschuster passte eine Zeit ab, da der Müller eben auf der Fährte seines Kindes war, um sich in Susannens Kämmerlein einzuschleichen, wo er hastig einiges Gewand in ein Päckchen band und dann wie ein Fuchs sich an der Mauer wegstahl. „Welche Sprünge der Vorsehung! Aus dem Tanzsaale auf die Pilgerschaft und von dieser Dornen- auf die Rosenbahn der Liebe!" so reflectierte der schlaue Halbgeistliche; ein superiöses Lächeln umschwebte seine vom Redefluss ausgeschweiften Lippen; er flickte im Gedanken an dem altersschwachen Mantel seiner Predigt eine aus Susannens Verschwinden, von dem unter den Leuten so die Rede gieng, als hätte sie wieder der Geier geholt, gezogene Moral als Kragenschmuck, wovon er sich die größte Wirkung versprach. — Der Silberberg war mit Menschen bedeckt, als wie mit einer Wolke und bald schwebte über ihnen der Prediger und zuckte das blitzende Schwert seines Wortes. Nachdem er wie gewöhnlich die heilige Anna angefleht hatte, die Gegend vor Feuer und Wasser, vor Hagel und Sturm zu bewahren, nachdem er auf die gefahr- und beschwerdevolle Reise die thränenerfüllten Augen der Menge gelenkt und durch eine beredte Schilderung aller Gnaden, die von Mariazell schon ausgeflossen, ihre Herzen erleichtert hatte, schlug er auf einmal Jesaiae strafenden Ton an: „Seht! Gott hat den Mann mit eignem Fleisch und Blut gestraft, dessen Hoffart gen Himmel stank; er hat seinen Raubvögeln herabzusteigen befohlen über das einzige Kind eines Sünders, der ohne Nachkommen in die Grube fahren soll; er sei eine, da wo die Wege des Himmels und der Hölle sich trennen, aufgesteckte Pechfackel, ein erstarrter Wegweiser, auf dessen nach seinem verlorenen Kinde ausgestreckten Händen mit Flammenlettern geschrieben steht: Hoffart kommt vor den Fall." — Hier ward der begeisterte Redner von einem Donner unterbrochen, der Himmel war rings umher schwarzblau umzogen, ein Sturm heulte durch die Schluchten wie ein hungriger

Wolf; die Menge zerstob in alle vier Winde — rothe Blitze durchschlängelten den Himmel, eine Kette von grollenden Donnern ihnen nach wie gefesselte Könige an dem Wagen des Triumphators — hierauf ein zermalmender Wolkenbruch, dessen Fluten neue Sturmbette gruben, Hütten wegschwemmten, Bäume entwurzelten; der Sturm trug die Dächer ab, ein Hagelschauer verfinsterte die Luft, ein letzter Blitz, ein letzter Schlag — und das rothe Kreuz am Silberberge war verschwunden.

Als sich die Wasser verlaufen hatten, des Himmels Stimme dumpf und dumpfer grollend in der Ferne verhallte, des Sturmes Fittig von den Bergen in die Thäler hinabgesaust war, und aus getheilter Wolke die gebenedeite Sonne Friede lächelte, da gieng ein jeder auf seine Felder, da lag das zum Blühen reife Korn wie eine jugendliche Leiche darnieder, der feingestängelte Flachs zerschmettert, die schönsten Fruchtbäume ihre Wurzeln klagend gen Himmel streckend, da gab es Seufzer, da flossen Thränen, da grollten Flüche, als wäre das Gewitter in die Menschenherzen herabgesunken — wie durch ein Wunder waren des Kaiserjosefbauern Äcker ganz verschont geblieben; kein Hälmchen bog sein Haupt, kein Zweiglein war geknickt, während die nachbarlichen Triften ringsumher verwüstet lagen.

Während sie hätten in sich gehen und die Eitelkeit menschlichen Segens und menschlichen Fluches vor Gott einsehen mögen, behaupteten sie, der Teufel mit seinen schwarzen Heerscharen habe des Müllers Gut bedeckt, und führten zum Beweise, dass es der Teufel, nicht aber Gott war, an, dass auch das rothe Kreuz am Silberberge zersplittert sei, worüber große Trauer herrschte. Das Unwetter kam dem Kaiserjosefbauer eben recht, es war nur ein Echo seiner Stimmung; auch er gieng auf seine Felder hinaus, denn das zu unterlassen vermag kein Ökonom, solange er noch ein Glied regen kann; begegnende Nachbarn lächelten unheimlich; er förderte besorgt seine Schritte: wie Wunderbalsam wirkte der Anblick seiner Früchte auf sein krankes Gemüth, er gieng von Rain zu Rain; in Milliarden Tropfen funkelte die Sonne, ein bläulicher Duft wirbelte zugleich

mit dem Gesange der Lerchen zum Himmel, die Schwalben tauchten zwitschernd ihre gebadeten Flügel in den goldenen Lichtstrom, aus der Ferne herüber tönte der Gesang der Wallfahrer, deren schwarzes Gewimmel jetzt um eine Felsenkante bog und endlich ganz verschwand — da falteten sich auch die Hände unseres Müllers und ein warmes Gebet bewegte seine Lippen.

Schon war die dritte Woche um seit der Predigt auf dem Silberberge, schon war ein neues Kreuz daselbst wieder aufgestellt, aber der Kaiserjosefbauer hatte noch immer keine Nachricht von Susannen. Das Gericht anzugehen, war er zu stolz; sein Kind durch die Behörde zurückzubekommen, hielt er für eine große Schande. Er suchte durch verschiedene Reparaturen im Hause seine Gedanken zu zerstreuen, die Mühlräder wurden eingeschützt und eine traurige Ruhe brütete über der Mühle. Die Dachkammer verwandelte er in ein nettes Stübchen für Susannen, wie die Alten für ihre Toten die Gräber zu Wohnungen mit allem Lebensbedarf umschufen. Da wurde ein Hochzeitsbette mit schneeweißen Überzügen aufgestellt — die Fensterchen mit feinen Battistvorhängen und rothen Troddeln versehen, wie überhaupt überall etwas Rothes angebracht, wodurch der Bauer aus dem Bürger hervorguckte. Da fehlte auch ein Sopha nicht, mit rothem Seidenkissen, auf der letzten Licitation gekauft, lange plagte er die Schreiner, sie möchten ihm einen Sessel machen, auf dem zwei Personen mit dem Rücken einander gegenüber sitzen können, wenn sie schmollten, aber näher und näher zu rücken, und endlich hart Seite an Seite bis zur Umarmung zu gelangen vermöchten — die armen Dorftischler zerbrachen sich darüber den Kopf und lachten ihn endlich aus, dass er etwas Närrisches verlange. Auch war die Mühle frisch von außen geweißt, und wie fromm eigentlich ihres Bewohners Herz war, zeigt der Spruch, den er vorne mit großen rothen Lettern anbringen ließ:

Ich habe sie gebaut,
Um meinen Wunsch zu stillen;
Gott sieht nicht auf's Werk,
Er sieht auf guten Willen.

Ich hab' nicht nur gebaut für mich,
Mein Nächster ist da Herr wie ich!
Mein Gott, sieh wohlgefällig an,
Was ich für mich und Dich gethan!

Er schickte zu seiner Schwester nach Kronstadt und zu einem Vetter nach Rosenthal, ob nicht Susanne zu ihnen ihre Zuflucht genommen, er sah fortwährend zum Fenster hinaus, ob der Bote Andres noch nicht zurückkomme. Er kam und brachte von beiden scharfe Tadelreden für den harten Vater mit. „So? gut! das Mädel darf mir nicht mehr in's Haus, sie sollen's zu sich nehmen, die gutherzigen Leute."

„Das weiß die ganze Welt, daſs Ihr ein rechtschaffener Vater seid!" sagte der Andres versöhnend, aber der Alte hob, da er ihn vor dem Hause empfangen hatte, einen großen Stein auf, den der Bote sicherlich an den Kopf bekommen hätte, wenn nicht im rechten Augenblicke ein gedrungenes Männlein mit einem Mantel, einem breiten Strohhut und Daumenhandschuhen, einen Stock mit Kreuzgriff in der Rechten, in der Linken eine Papierrolle, aus dem Weidengebüsch am Mühlgraben hervorgekommen wäre. „Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte der Complimentenschuster; „In Ewigkeit!" erwiderte der Kaiserjosefbauer und ließ den Stein fallen. „Kommt herein in's Haus", sagte er finster zum Boten, der sich am liebsten aus dem Staube gemacht hätte. Der Pilger trat ebenfalls ein. Der Müller setzte dem Andres selbst Brod, Butter und Käse vor und hieß den andern Gast auch zugreifen. „Ihr wisst, ich lasse so einen Antrag nie auf den Boden fallen", antwortete dieser, „aber dem ich Wermut darreichen will, von dem nehme ich keinen Honig." Eine traurige Ahnung stieg im Müller auf, Todtenbläſse bedeckte sein Angesicht; er ergriff hastig einen Schemel und setzte sich, fragte aber nicht weiter nach den Ursachen dieses sonderbaren Einganges. So saßen sie einige Minuten, stillschweigend da, man hörte nichts als die thätigen Mundwerkzeuge des Boten — da that der Complimentenschuster seinen goldenen Mund auf und drückte dabei die Äuglein andächtig zu: „Eure Susanne ist

todt!" Susannens Vater sank an die Lehne des Schemels, sprang aber sogleich wie elastisch empor und packte den Halbgeistlichen mit beiden Händen vorn an der Brust, dass er taumelte: „Du lügst! vermaledeites Betmaul, das ist unmöglich! warum hätte der Herr seinen Mantel ausgebreitet über meinen Feldern, dass das Wetter mir auch kein Hälmlein bog, wenn er nicht mein Kind hätte speisen wollen!"

„Weil er Euer Kind Euch nehmen wollte, deshalb gab er Euch die zeitlichen Güter, um Euch abzufinden mit Staub für Staub, denn des Kindes unsterblichen Theil habt Ihr mit Füßen getreten!" — So grausam beherzt wusste der Hartbedrängte mit seiner zweischneidigen Zunge den Siegfriedfleck des Gegners geschickt zu treffen. Er ließ von ihm ab und schien nach und nach sich in die Möglichkeit der Schreckenspost zu finden. „Wie ist das zugegangen?" frug er finster. — „Kurz und gut: Susanne liegt in der Marienkirche begraben! Ihr hättet sie sehen sollen, um eine halbe Elle war sie gewachsen, denn der Tod dehnt. Euer Kind war am Pfingstsonntage nachts schnurstracks zur Mutter Gottes nach Mariazell gelaufen, der Maler Volkmer ihr auf der Fährte nach, wie ich vermuthe, denn als ich mit meiner Herde hinkam, lag sie auf der Bahre und jener, zu ihren Füßen knieend, malte sie unter vielen Thränen; hier (und damit öffnete er die Papierrolle) ist das Bild, das mir der Maler, der sich gewiss ein Leides angethan, für Euch, den betrübten, sündigen Vater, eingehändigt hat." — Der Vater griff darnach — das lebendige Bild seines Kindes, wie er es oft im Schlafe gesehen, erschütterte sein Herz — er bedeckte es mit Küssen und Thränen — er küsste den Namen des Malers, der am Rande zu lesen war, aus dem natürlichen Gefühl der Dankbarkeit, dass er ihm einen Schatten seiner Tochter wiedergegeben.

„O, der Goldjunge, der ehrliche Gesichtsdieb! ach, wenn sie lebte! aber sie ist todt, todt!" — und er ließ die Rolle fallen, eilte hastig zur Raufe, nahm eine Sense und wollte zur Thüre hinaus. „Was thut Ihr da?" frugen die Anwesenden.

„Ich will keine Ernte von dem droben! ich will keinen Kuss auf die linke Backe, wenn er mich auf die rechte schlägt; es darf keine Ähre hinein in meine Scheuer von dem Blutacker!" — „Ihr sagtet vorhin", warf der Prediger ein, „o, wenn sie noch lebte, was thätet Ihr dann?" — Krampfhaft fasste der Müller ihn an der Schulter: „Ihr könnt fragen, Ihr habt kein Weib und Kind; nun, ich will's Euch sagen, was ich thäte. Der da (und hiebei deutete er auf die Rolle) müsste sie bekommen, weil er ein heiliger Mensch ist, der die Todten lebendig machen kann" — und er ließ die Sense fallen, ergriff wieder Susannens Bild und bedeckte es mit Küssen. Er strengte seine Phantasie an, in diesen gemalten Vergissmeinnichtaugen Susannens schöne Seele, auf diesem gemalten Kindermunde den süßen Hauch ihres Athems zu sehen. Während dessen hatte der Complimentenschuster, nachdem er Andres, der sich die Augen wischte, einen Wink gegeben, den Müller nicht aus den Augen zu lassen, sich zur Thüre hinausgeschlichen. Draußen überbog er seine Zunge und ließ einen durchdringenden Pfiff vernehmen, der aus dem Gebüsch aus dem Bache alsbald erwidert ward — er kehrte hierauf wieder in die Stube zurück, wo er den Kaiserjosefbauer, das thränendurchnässte Bild in der Hand, überwältigt von einer Mattigkeit, welche die Folge vieler durchwachter Nächte und der gewaltigen Ausbrüche seines Zornes und seiner Schmerzen war, in seinem Lehnstuhl eingeschlummert fand. Der Complimentenschuster schüttelte zufrieden sein weises Haupt und blickte oft nach der Thüre, die endlich aufgieng — herein trat Volkmer, Susannen an der Hand führend; der Complimentenschuster zwickte den Andres derb, weil er vor freudiger Überraschung aufschreien wollte. Susanne und Volkmer sahen besorgt auf den schlafenden Vater.

„Er schlummert sanft", beruhigte der Waller, „für diesen Schlaf will ich der Mutter Gottes eine schöne Wachskerze bringen und zehn englische Grüße täglich mehr beten!" — Zu beiden Seiten des Vaters knieten die Liebenden hin; es war eine Feiertagsruhe in der Stube; endlich unterbrach sie die

Stockuhr, welche ohne Rücksicht ihre Stunde ausschlug und ihr Liedlein ableierte — der Schläfer erwachte, er sah die Gruppe gleichgiltig an, rieb sich die Augen. — Nun rief Susanne überwältigt: „Lieber Vater! guter Vater!" Bei dem Tone ihrer Stimme sprang er auf „das war Susannens Stimme!" und schon fühlte er den warmen Hauch ihres Mundes auf seiner Hand. Er hob sie mit beiden Armen vom Boden auf und trug sie wie ein Kind lachend, weinend, küssend im Zimmer umher. Susanne weinte nun all die Thränen, die ihr Bild von des Vaters Augen eingesogen; sie umschlang den Nacken ihres Vaters ganz anders als damals, da er sie huckepack aus dem Saale getragen. Volkmer sah bescheiden schweigend und gerührt dem Wechselspiel zwischen Vater und Tochter zu; der Complimentenschuster dagegen hatte Sorge um ihn und redete den Kaiserjosefbauer an: „Was wolltet Ihr thun, Vater Wendelin, wenn sie lebte? Habt Ihr's nicht wieder verschlafen?"

„Glaubst Du, Mensch, ich bin so ein Lügner wie Du? wart', wir haben noch ein Capitel miteinander auszumachen! Aber was den guten, geschickten, bescheidenen jungen Mann hier angeht, so geb' ich ihm Susannen, sie mag wollen oder nicht! Denk' nur, Kind, ich glaubte Dich leibhaftig vor mir zu sehen — ich hab' ihn immer für einen Müssiggänger gehalten, aber wer so was kann, der mag sechs Tage in der Woche ruhen und am siebenten allein arbeiten und doch ist ein solches Bild mehr wert, als alles, was wir sonst mit unseren plumpen Händen schafften! Ich geb' ihm die Mühle, er soll sie verpachten, verkaufen oder selber müllern! denn, um Vergebung, essen läst sich doch nicht von solchen Dingern, wenn sie auch noch so gottsblitzwunderartig sind!" — „Verzeiht, guter Vater", erwiderte Volkmer lächelnd, und zog seine Brieftasche: „Seht Ihr, diese Tausendguldennote bekam ich in Wien für das Portrait einer Fürstin, hier sind noch mehrere solcher Zettel, wie Ihr seht, und alle wohlverdienter Lohn meiner Arbeit, Ihr könnt daher immerhin noch ein paar Jährchen Eure Wirtschaft treiben und für uns unbesorgt sein!" — Der Alte bekam grandiosen Respect

und machte, um seine Verlegenheit zu verbergen, einen tiefen Bückling; aber Volkmer gieng auf ihn zu, ergriff seine Hand und ward nun vom Kaiserjosefbauer innig umschlungen und wiederholt auf den Mund geküsst.

Einige Wochen später strömte das Volk über die Berge her in die Marienthaler Kirche zur Vermählung des Malers Volkmer mit der Geiersusanne. Als sie die Ringe wechselten, ließ ein Geierpaar sich auf dem Thurmknopf nieder, schlug dreimal vernehmlich mit den Fittigen und steuerte sodann raschen Fluges der Hochwurzel zu. — So wohnte das Pärchen nun in Wahrheit im Dachstübchen, das ihnen der Vater instinctiv vorbereitet hatte; die Mühlräder rauschten wieder fröhlich und der Maler entwarf bei offenen Fenstern, welche die herrlichste Aussicht auf Berg, Wald und Bach gewährten, das Bild Susannens, wie sie unter dem Auge Mariens aufblüht gleich einer Sonnenblume. Der Müller mit aufgeschürzten Ärmeln frisch bei der Arbeit, besucht „das Turteltaubenpaar" fast jede Viertelstunde und Susanne ist da und dort und überall in fröhlichster Geschäftigkeit bald Müllerstochter, bald Malersfrau, aber immer gleich liebenswürdig und schön. Der Complimentenschuster bekommt alljährlich seinen Botenlohn für einen schönen Gruß an die Mutter Gottes in Mariazell von der erschrockenen Susanne.

Der Onkel aus Petersburg.

1855.

Viele Jahre heißt es schon in Rosenthal: der Petersburger Onkel kommt! Einer frägt den Andern: „Woher weißt Du's?" — „Ich hab's vom Spitzwirt!" so genannt, weil er an der Spitze des Städtchens sein Wirtshaus hat; man geht zu diesem: „Woher hast Du's?" — „Ich hab's vom Buchbinder!" Man geht zum Buchbinder, dieser hat's vom Schullehrer, und der letztere hat es vom „Rubel," einem Tischler, so genannt von den Rubeln, die ihm sein Bruder, der Petersburger Onkel, zu schicken pflegt. Der „Rubel" aber weiß es nicht anders als durch den Postboten, der ihm gesagt, man habe in Reichenfeld einen Brief aus Prag erhalten, der Onkel sei schon mit seiner Frau und Tochter auf der Reise. Das Gerücht bestätigt sich, er ist schon von Wochenmarktfahrern in Reichenfeld gesehen worden — das Städtchen hält den Athem an; der Küster läßt beim Pfarrer fragen, ob er die Glocke ziehen solle, wenn er seinen Einzug in Rosenthal halten werde. Der Spitzwirt hat's gut, er muss ihn kommen sehen; der „Rubel" geht in Gloria einige Tage, die Hände auf dem Rücken, umher im Städtchen, fasst Jeden, dem er begegnet, zutraulich herablassend beim Knopf und verkündet mit strahlenden Blicken: Er sei nunmehr schon über den Klauseberg; seine Zunge lallt nicht wie gewöhnlich, wenn die Geister des Geistes sie gefesselt haben, dass er im Rausche nicht Geheimnisse verrathe — nein er hält sich mit Bewusstsein nüchtern, sein Weib hat ihm ja gedroht, ihn todtzuschlagen, wenn er Spectakel machen wolle, so lange der Petersburger Onkel da sein werde; sie hat ein Stübchen, das auf den Ring hinausgeht, für ihn nett vorbereitet; aber sie zittert, man werde sie ausstechen, denn der Herr Bürgermeister bereitet sich

auch vor, der Buchbinder nicht minder, ja und am eheſten der Spitzwirt.

Dieſer ſitzt zwei Tage lang mit einem Fernrohr auf dem Gipfel ſeines Daches und ſpäht auf dem Wege nach Reichenfeld unermüdlich — jetzt, das muſs er ſein! Er ſtürzt athemlos herab — vergebens, es war ein Wagen aus dem Schloſſe. Und wieder ſteigt er hinauf, bis er endlich wirklich kommt. Er fällt den Pferden in die Zügel, beſchwört, bittet, droht, der bleiche, lange, hagere Mann im Wagen macht ein ſehr ſaures Geſicht, aber er ſteigt ab und führt ſeine Frau und ſeine Tochter, ein rothbackiges, lebhaftes Mädchen von ſiebzehn Jahren, in das Spitzwirtshaus. Man will ihnen ſogleich auftiſchen, aber der Onkel weist gelinde ab und bittet um ein Zimmer, wo man ausruhen könnte; man führt ſie in ein wohleingerichtes Zimmer im erſten und letzten Stock. Der Spitzwirt ſinkt auf einen Seſſel in eine Art Lethargie von der übermäßigen Anſpannung aller Lebensgeiſter. Die Lüfte ſcheinen die Kunde weiter getragen zu haben, denn bald iſt der „Rubel" da, gleich hinter ihm der Buchbinder mit ſeinem hoffnungsvollen Sohne, den er an der Hand feſthält, ihn gleich präſentieren zu können; vor dem Wirtshauſe muſs der Sohn einige Scharrfüße machen zur Probe. Hinter dieſen kommt gleich der „Hundeton," ſo genannt von den Hunden, welche ihm herdenweiſe nachbellten, — er iſt bleich, ein Mann mit ſtruppigem Haare und einem langen Stab in der Hand, — er war eben noch krank von dem Spiritus, den man ihm ſtatt des ordentlichen „Ordinären" eingegoſſen, der Petersburger Onkel ſollte ihn vollends curieren. Hier kommt ein Müller, der einſt den Onkel auf den Armen getragen; dort ſchnatternde Muhmen und weitſchichtige Vettern. Das alles harrt unten im Gaſtzimmer, während der Spitzwirt in ſeinem ſüßen Schlafe liegt und von Lorbeeren und Rubeln träumt, während die Wirtin mit den Mägden in der Küche bäckt, kocht, ſiedet und ein bläulicher Duft das Haus würzig athmend durchſtrömt.

Er kommt, der große Moment! Man hört die Treppe herabſteigen, die Steine am Vorhauſe ſchallen, die Thür geht auf —

da stürzen der Buchbinder mit seinem Sohne, mit den Füßen wild ausschlagend, heran, da fliegen ihm die Vettern und Muhmen, Hundeton, der Müller u. s. w. entgegen, packen ihn, küssen ihn, drücken ihn, schreien alle durcheinander: „Willkommen, Herr Vetter aus Petersburg!" Hundeton sagt leise, aber bestimmt: „Rubel!" Man winkt ihm, man zieht ihn am Rock, man puffi ihn in den Rücken, er steht fest, lächelt und sagt lauter: „Rubel!" Die Leute wissen nicht vor Scham, was sie thun sollen (denn: sie sahen ihres Herzens tiefsten Wunsch an's Licht beschworen) und packen Hundeton sachte am Kragen. „Was ist das?" fragt der Onkel lächelnd; „ach! das ist ja Anton!" und reicht ihm freundlich die Hand, die Vettern und Muhmen raunen einander laut zu: „Wie er herablassend ist! so ein großer Herr und nicht ein Klümpchen Hoffart!" Hundeton aber sagt: „Rubel!" — der Onkel giebt ihm auch einige Silberlinge, aber ehrliches österreichisches Geld, was den Vettern und Muhmen gar nicht recht gefallen will. Der Buchbinder führt nun seinen Sohn auf, dessen Hirn sich gänzlich in den Hinterkopf zurückgezogen hatte, um in der Einsamkeit zu überlegen, was besser schmecke: eine geräucherte Wurst oder ein Stückchen Schweinefleisch mit Sauerkraut — die Stirne war durchaus nicht zu entdecken — er macht einige Kratzfüße und der Vater noch mehr. „Na! aufgeschossen!" meint der Onkel, „was soll er denn werden?" — „Nu!" meint der Buchbinder, „ich, für meine geringe Person habe ihn für das Studium bestimmt; es kommt darauf an, ob der Herr Vetter damit einverstanden ist!" — „O, bitte, ganz und gar!" erwidert der Petersburger Onkel, und macht Halbrechts, um ein Lächeln zu verbergen.

Hierauf präsentiert sich der Müller als einen einst auf den Armen Getragenen. „Sie sind ein ganzer Mensch geworden!" — „O, ich bitte, Herr Vetter, sagen Sie nur: Du bist ein ein ganzer Mensch geworden! 's klingt viel besser!" (der gute Mann glaubte, es klingt wie Rubel.) Jetzt kommt „der Rubel," des Onkels Bruder, vornehm hüstelnd, ganz steif herab aus dem ersten Stock, nimmt hier einen Vetter, der ihm unlängst ein

„Stamperl" hat einschenken lassen, unter den Arm und führt ihn hinauf zur Frau Muhme und dem Fräulein; so sieht sich der Onkel bald dem Buchbinder und seinem den Musen geweihten Sohne in schrecklicher Einsamkeit gegenüber; er erkundigt sich, absichtlich ausweichend, nach fernliegenden Dingen, aber immer hält der Vater den Sohn an der Hand und führt ihn vor wie zur Quadrille, und dieser scharrt wie ein Schlachtross. „Mein Sohn" — stottert der Alte endlich — „Ihr Sohn — ja, ist sehr gewachsen, stark geworden, muss vortrefflich sein für anstrengende Profession!" — „Profession!" schreit der Buchbinder entsetzt, und der Sohn scharrt und ruft auch: „Profession!?" — „Herr Vetter vergessen — er soll studieren!" — „Ah, was Sie da sagen! das kostet ja viel Geld!" — Drum eben! wir meinten, Herr Vetter —" — „Nun, was meinten Sie?" — „Dass wir in Petersburg einen Gönner haben würden!" schmunzelnd der Vater und der Sohn schmunzelt nach: „Ja, einen Gönner!" — „Meinen Sie den Kaiser Nikolaus?" — „Ach nein! Herr Vetter scherzen — wir glaubten der Herr Vetter —" — Hier ward die Audienz durch einen neuen Besuch unglücklicher Weise aufgehoben, und scharrend entfernten sich Vater und Sohn.

Nun gieng es zur Kirche. Der Ring war voll von Aufwartenden; man erwartete, der Onkel werde in der Kirche die Orgel spielen, denn er war, hieß es, Kammermusikus beim russischen Kaiser; das Mädchen sollte singen auf dem Chor. Endlich giengen sie, begleitet vom Spitzwirte, den man mit Blicken gern getödtet hätte, vom „Rubel" und dem Letztangekommenen, der ein Jugendfreund des Onkes war, zur Kirche — der Buchbinder und Sohn schlossen sich dem Zuge an, und sobald der Onkel sich ein wenig zurückwandte, zogen die Beiden die Hüte und scharrten mit den Füßen. Man staunte, dass die Frau aus Russland auch die Nase in der Mitte des Gesichtes hatte, und dass sie nicht in pures Gold gekleidet war; die Bürgermädchen passten genau auf den Kleiderschnitt der Tochter, um gleich so ein Kleid zu bestellen; „Rubel" wandte sich nach *rechts und links* und grüßte statt des Herrn Bruders.

Auf dem Rückwege fragte der Onkel nach einem im Städtchen lebenden Poeten, von dem er Manches gelesen und über den er in der Residenz günstig urtheilen gehört hatte; man staunte mit offenen Mäulern, dass der Petersburger Onkel den Menschen besuchen wolle, von dem man gar nicht wusste, was er denn eigentlich wäre! Der Spitzwirt hielt sich seinem Gaste eng an die Fersen und kam mit hinauf in das Dachstübchen des Poeten, wo kein anderes Möbel war, als ein Tischchen mit einem Blumenstrauß darauf und einigen Büchern, ein Sessel und ein Bett; der Poet musste stehen, damit sein Gast sich setzen könne, der Spitzwirt stemmte sich mit den Ellbogen an den Sesselrücken des Onkels. Dieser begann mit dem Poeten französisch zu sprechen, der Spitzwirt spitzte die Ohren und riss den Mund auf. „Sie wohnen hier sehr bescheiden!" sagte der Onkel.

„O, ich bin ganz glücklich!" erwiderte der Poet, „dort in weiter Ferne sehe ich die blauen Berge, den Vermählungskuss des Himmels und der Erde, grüne Wiesen ziehen sich bis zu meinem Fenster, die Bäume des Kirchhofes rauschen, Schwalben und Bienen fliegen bei mir ein und aus, ich fühle mich glücklich!"

„Ich beneide Sie!" sagte der Onkel mit einem Seufzer; „sehen Sie mich an, man hält mich für glücklich und nicht einmal das Glück eines Wanderburschen lässt man mich genießen, der nach mühevoller Wanderschaft in die Heimat zurückkehrt. Das Eis Russlands legte sich kalt um meine Seele, die Sehnsucht erwachte in mir, all' die gewaltsam zurückgebannten Ströme des Gemüthes einmal zu befreien. Ich wollte meine lieben Berge wiedersehen, wo das Wort nicht auf der Zunge erschrickt, wo die Brust frei athmen darf, wo die Herzen wärmer schlagen — ich träumte von dem Empfange, den mir meine Jugendgefährten bereiten, von der Auferstehung, welche meine Seele feiern würde — und was fand ich? Eigennutz, nichts als Eigennutz! man erwartet kalifornische Schätze von mir; Jeder, auf den mein Auge sieht, will Geld! Da kam ein alter Freund zu mir; ich jauchzte im Herzen: Nun, der wird's doch aufrichtig meinen! Ich fand ihn aber zurückhaltend, sparsam mit Worten,

kalt; ich bemerkte, daſs ſeine Kleider etwas abgetragen ſind und machte ihm mit der Frage Muth, ob ich ihm mit Etwas dienen könne? Er rückte nun mit der Sprache heraus, denken Sie nur, er hat gehofft, ich werde ihm tauſend Gulden geben können, Schulden zu bezahlen und ſich wieder auf die Beine zu helfen! Ich gab ihm ein mögliches Geſchenk — enttäuſcht zog er ſich zurück; mein Herz blutete mir. Von ſechs Meilen Entfernung her bekomme ich Boten mit Briefen, welche alle Ein Wort ausſprechen: Geld! Schon iſt Ebbe in meiner Taſche, kaum werde ich auf die Rückreiſe genug haben; ſogar Hundeton geht mir nicht von den Ferſen und ich fühle mich hundertmal unglücklicher, als in Petersburg!"

Der Spitzwirt verſtand die Wörter „Hundeton" und „Petersburg" und ſagte gleich überall herum, der Onkel werde Hundeton nach Petersburg mitnehmen, was wie ein Lauffeuer durch das Städtchen gieng. Nur Hundeton wollte nichts davon wiſſen, er ſagte: „Nicht Petersburg — Rubel!"

Der arme Onkel muſste ſich im Spitzſaale an einem Sextett betheiligen; er ſtrich die Geige und muſste ſich von den Leuten loben hören, die ihm das Trommelfell zerriſſen mit ihren Mißtönen; ſtumm ſaß er da, bleich, mit zuſammengezogenen Brauen; ſeine Tochter zeigte an einem anderen Tiſche den Vettern und Muhmen ihre Zeichnungen und machte ſich recht fein luſtig über ſie; die alte Frau ſprach mit einer wirklichen Muhme, welche weinend vor ihr ſtand und von den Wohlthaten redete, die ſie ſchon von ihr erhalten, um neuen entgegen zu gehen. Ein junger Arzt beſchäftigte ſich um die ſiebzehnjährige Ruſſin, welche in Petersburg ein Haus erben ſollte — der Onkel ſchoß grimmige Blicke auf ihn, die er nicht ſehen wollte, und legte endlich mitten im Spiel die Geige weg, ſtand auf, gieng aus dem Saale hinauf in ſein Zimmer, wo er hinter ſich abſperrte, ſich in einen Großvaterſtuhl warf und heiße Thränen weinte.

Plötzlich ſprang etwas an ihm empor, leckte ſeine Hände, ſein Geſicht und bellte fröhlich wie in einzelnen Poſaunenſtößen

— er sah den Hund an, fuhr über die Stirne — „Mein Gott!“ rief er aus, „das ist des alten verstorbenen Schullehrers Hund, der mich immer begleitete, als ich Schulgehilfe war! — Also du bist das einzige Wesen, das ohne Egoismus sich meiner erinnert, das sich wahrhaft meiner freut? Oder willst auch du etwas von mir?“ — Der Hund legte seinen Kopf in den Schoß des Onkels und muckste nicht, wie im Hafen der Glückseligkeit.

Der Onkel beschleunigte seine Abreise; der Spitzwirt machte ihm eine große Rechnung mit aller Freundschaft, sein Bruder, „der Rubel,“ trank Eins zu viel aus Verzweiflung, dass er zum Mittagessen beim Doctor nicht auch geladen war, und machte dem armen Musicus noch mehr Verdruß, wofür ihn sein Weib ohrfeigte; der Buchbinder mit seinem Sohne harrte aus, bis der Onkel im Wagen saß und beide scharrten mit den Pferden zugleich; der Doctor trug sich zur Begleitung an und machte beim Fräulein den Ritter; Hundeton ward nicht mitgenommen nach Petersburg, wohl aber der Hund, welcher sich dem Onkel allein ergeben gezeigt hatte — bitter enttäuscht fuhr davon, enttäuscht war das Städtchen Rosenthal. Der Poet sah lächelnd dem Abschiede aus seinem Dachstübchen zu und sagte laut zu sich selber: „Der arme Mann wollte die Poesie in der Wirklichkeit finden! mir freilich ist sie poetisch, diese Wirklichkeit, — weil ich hier oben ruhig stehe und Diese belachen, ihn traurig belächeln kann — ohne Ärgernis!“

Anmerkungen.

in den Januar 1857 fällt, also in die Zeit der tiefsten Vereinsamung und krankhaftesten Erregung Reichs, und dass Nissel das traurige Ende Reichs herzlich beklagte.

Im folgenden gebe ich Rechenschaft über die einzelnen Drucke und füge, wo es nothwendig erscheint, Sacherklärungen bei.

Gedichte.

Nahezu sämmtliche hier reproducierte Gedichte sind ungedruckt. Von den meisten sind mehrere Handschriften vorhanden: erst flüchtig auf einzelne Blätter hingeworfen, dann in lose Hefte eingetragen, wurden sie schließlich, nach manchen Änderungen und Verbesserungen in sauber gebundenen Büchlein verzeichnet. Ich bringe hier durchgängig die letzte und am meisten durchgefeilte Niederschrift.

Seite 51 bis 52 ungedruckt.

Seite 52, Krieg im Frieden abgedruckt bei Langer S. 145.

Seite 52 bis 57 ungedruckt.

Seite 57, Großvater mein abgedruckt bei Langer S. 144. Dieses und die beiden vorhergehenden Gedichte beziehen sich auf den Anfang Mai 1851 erfolgten Tod von Reichs Mutter. — Am Rhein ist Reich in Wahrheit niemals gewesen.

Seite 58 bis 59 ungedruckt.

Seite 59, die Klause ist ein Flüsschen bei Rokitnitz.

Seite 60, Die nächtliche Wanderung behandelt die auch in „Nur ein Schreiber" berührte gespenstige Localsage von „Schwarzel."

Seite 62, Gebirgslieder abgedruckt bei Langer S. 146.

Seite 63, Epistel an Julius Hanisch. Über die berührten persönlichen Beziehungen vergl. die biographische Einleitung.

Seite 65, An Josefine und Seite 66, Sonette an Josefine. Josefine ist eine junge Landsmännin christlichen Bekenntnisses, die Reich durch viele Jahre verehrte; sie ist noch am Leben und seit Jahrzehnten verheiratet. Einzelne der „Sonette an Josefine" suchte Reich im Sommer 1856 ohne Erfolg im „Deutschen Museum" von Robert Prutz unterzubringen.

Seite 75 bis 77 ungedruckt.

Seite 77, Jehova. Abgedruckt bei Langer S. 152. Pantheistisch-spinozaistisches Glaubensbekenntnis. Vielleicht das tiefste Gedicht Reichs.

Seite 78, Ein Empedokles. Abgedruckt im „Album der Erinnerungen," herausgegeben von W. H. Landt 1855, S. 165 mit Auslassung der dritten und fünften Strophe und mit kleinen sprachlichen Änderungen, dann bei Langer S. 151 genau nach der Handschrift. — Empedokles von Agrigent, geb. nach 500 v. Chr., hielt in seiner Lehre die Mitte zwischen den Eleaten und Heraklit. Durch Liebe und Streit entsteht Mischung und

Trennung des Stoffes. Die Materie besteht aus vier Elementen, ebenso die Seele und jedes Element ist Seele.

Seite 79, Auf dem Laurenziberge abgedruckt bei Langer S. 14 1

Seite 80 bis 82 ungedruckt.

Seite 83, Die Kohle. Abgedruckt unter dem Namen „Der Ast und die Kohle" im „Salon" 1854, II. Bd., S. 411 mit kleinen metrischen Verbesserungen und Auslassung der zwei letzten Schlusszeilen; ganz ebenso bei Langer S. 149.

Seite 84, Der Tod. 1855 an Gutzkow gesendet, von diesem aber nicht angenommen.

Seite 86, Sprich zum Fröhlichen nicht ... abgedruckt in Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herde" 1855 3. Bd., S. 112 mit Umstellung der Hälften des letzten Pentameters.

Seite 89, Ode an die Jünglinge (ungedruckt). — Von den politischen Anspielungen dürften allenfalls jene auf Seite 90, Zeile 7 ff. eine nähere Aufklärung benöthigen. „Als der Bourbon".... u. s. w. geht auf die Verschwörung des Oberstlieutenants Riego; Riego proclamierte am 1. Januar 1820 die alte spanische Verfassung von 1812, die einzuhalten Ferdinand VII. in seinem Manifest vom 24. Mai 1814 versprochen hatte, ohne aber sein Versprechen einzulösen. Dies führte zum Congresse von Verona (1822), auf dem die bewaffnete Intervention Frankreichs beschlossen wurde. Die Gesandten der Großmächte forderten die Wiederherstellung der königlichen Souveränität, was Ferdinand zum Scheine verweigerte. Im April 1823 rückte die französische Interventionsarmee in Spanien ein, worauf sich der König mit den Cortes nach Cadiz flüchtete. Cadiz wurde nun durch Monate belagert und bombardiert, bis am 28. September die Cortes dem Könige die absolute Gewalt zurückgaben. Die Reaction brachte dann das berüchtigte Treiben der „Glaubensbanden," das durch die bis 1828 im Lande verbleibenden Franzosen gefördert wurde. Die Charbonnerie (Karbonari) war in der That stark an den Unruhen betheiligt. — Zeile 15 „Söhne Hellas"... u. s. w. bezieht sich auf die elfmonatliche Belagernng Missolunghis durch den Kapudan-Pascha (das ist den obersten Flottencommandanten) Ibrahim in den Jahren 1825—26. Berühmt ist der Ausfall der zweitausend, die sich glücklich bis Nauplia durchschlugen und die Heldenthat der zurückgebliebenen Dreihundert, die sich, als die Türken eindrangen, mit diesen durch Minen in die Luft sprengten. „Das fliegende Schlachtross" des Flottencommandanten ist allerdings ein etwas kühnes Bild, vielleicht aber auch eine specielle Anspielung. — Die Gestalten Kosziuszkos, Garibaldis, Bems, des Helden von Ostrolenka, des Oberfeldherrn Kossuths und späteren Amurat Pascha, Görgeis, des Dictators und angeblichen Verräthers Ungarns, sind noch in allgemeiner Erinnerung.

Seite 91 bis 92 ungedruckt.

Seite 92, Das Weberlied, abgedruckt bei Langer S. 142.

Seite 92, Die Hymne auf den großen Napoleon in Klein-octav (ungedruckt) geht auf Napoleon den III. Das Historische in dieser Satire ist die kurze Internierung Cavaignacs, den Louis Napoleon bei der Präsidentenwahl am 10. December 1848 besiegt hatte, in Ham nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1851, zu welcher Zeit auch Thiers für ein Jahr „ins Ausland entlassen" wurde. Graf Montalembert (1810—1870) ist der Begründer der extrem-clerikalen Partei in Frankreich.

Seite 99 bis 100 ungedruckt.

Seite 100, Jean Paul. Abgedruckt im „Salon," I. Bd. 1853. S. 360.

Seite 100, An Goethe. Abgedruckt bei Langer S. 147.

Seite 100, Judenbrauch. Abgedruckt im „Salon," I. Bd., 1853, S. 359.

Seite 101, Goethes letzte Incarnation. Abgedruckt im „Humorist" vom 26. November 1853, Nr. 272.

Seite 103 ungedruckt.

Novellen.

Nur ein Schreiber. Erster Druck in Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herde" 1854, II. Bd., S. 1 ff., von da wörtlich in die Sammlung „An der Grenze" hinübergenommen. Gutzkow verweigerte erst die Annahme der Novelle, weil er an der Liebschaft Springers mit der Oberamtmännin, dann an Springers illegitimer Herkunft Anstoß nahm, und nur im Selbstmorde Springers die richtige Lösung erblickte. Indessen fügte er sich schließlich nnd nahm nur mäßige Änderungen vor. Wenn er an Reich schreibt, dieser werde seine Erzählung kaum wieder erkennen, so ist das — vielleicht der Honorarleistung wegen — stark übertrieben. Er hat lediglich aus der Oberamtmännin die Braut des Oberamtmannes gemacht, die beiden anderen Punkte aber ungeändert gelassen. Ferner hat er einzelne locale Erörterungen, besonders solche über die Lage der Juden in Rokitnitz, gestrichen, auch die Vorgänge beim Königschießen gemildert. (In Reichs Handschrift war der Oberamtmann vor Springers endgiltigem Siege bereits zum Schützenkönige gekrönt.) Etwas breiter ist bei Reich der Schluss gedacht, der ausgreifende Pläne für Springers Zukunft bringt. Langer („Aus dem Adlergebirge" S. 114) erkennt in dem alten Grafen den Grafen Josef Nostitz, den Gutsherrn von Rokitnitz in den vierziger Jahren. Das Modell für Springer soll ein Actuar Postel in Rokitnitz gewesen, ebenso sollen alle übrigen handelnden Personen den Rokitnitzern wohl bekannt sein. Richtig bemerkt Langer, dass das Tagebuch Springers einen Abriss von Reichs eigener Lebensgeschichte enthalte; über sein Schülerleben, über den Tod seiner Mutter und sein Verhältnis zu Heller findet sich Charakteristisches. Treffend lässt Reich den Schreiber des Tagebuches

sagen: „Ich glaubte (gegen den hilfsbereiten Freund) um so viel gröber sein zu müssen, als ich nach Verlust der Lectionen von ihm den Unterhalt bezog."

Der Geleitsmann. Erster und einziger Druck im „Salon" 1854, Bd. III, S. 257.

Der Jäger auf den Bergen. Erster Druck in Cerris „Iris" 1855. Wörtlicher Wiederabdruck in „An der Grenze" S. 177 und Reclam Nr. 2690, S. 5.

Nachtstücke.

Der Invalide. Erster Druck: „Faust" 1854. Wörtlicher Wiederabdruck: „An der Grenze" S. 43. Nach Langer (S. 107) diente in manchen Punkten — wie in der sonderbaren Fluchformel — der Stadtpolizist und spätere Schuhmacher Ignaz Reis in Rokitnitz zum Modell.

Der halbe Kaspar. Erster Druck: „Ostdeutsche Post" 1854, Nr. 100. Wörtlicher Wiederabdruck „An der Grenze" S. 143. Reclam Nr. 2690, S. 96.

Veilchen. Erster Druck: „Salon" 1854, Bd II., S. 1. Wörtlicher Wiederabdruck „An der Grenze" S. 151. Nach Langer (S. 119) soll sich ein ähnlicher Fall in Raudnitz zugetragen haben.

Doctor Jakel. Erster nnd einziger Druck: „Ostdeutsche Post" 1854, Nr. 75.

Der Kinderhandel ist ungefähr gleichzeitig in zwei verschiedenen Redactionen erschienen: in einer kurzen und knappen in der „Donau" vom 31. Januar 1856, (die hier wiedergegeben ist), und in einer 11 Capitel zählenden im „Illustrierten Familienbuch, herausgegeben vom Österreichischen Lloyd." Auf Reichs Wunsch wurde die Erzählung nicht in die Sammlung „An der Grenze" aufgenommen. Die Darstellung im Familienbuche unterscheidet sich dadurch, dass die Ursache der Entzweiung beider Väter, der Pferdehandel, genau mitgetheilt und der Groll und der starre Charakter des Deutschen ausführlich vorgeführt wird. Das Motiv von der Stiefmutter fällt weg, ebenso der Umstand, dass beide Jungen nach drei Jahren nicht mehr heim wollten. Der Deutsche wird zwar durch seine Liebe zu Johanka, der schönen und guten Tochter des Tschechen, gefesselt, besucht aber in der Zwischenzeit immer wieder Vater und Mutter und freut sich der nahenden Heimkehr. Tobischka ermordet den Franz nicht aus Übellaune, sondern weil er seit Jahren dem Deutschen grollt, der sich durch Fleiß und Tüchtigkeit in den Besitz der Felder des gänzlich verlotterten Tschechen gesetzt hat. In Johanka und in der Mutter Franzens sind zwei Gestalten dazu gekommen, die wirksam zwischen den Mördern und ihren Opfern stehen. — Langer (S. 127) verwechselt die beiden Drucke.

Mariechen. Erster und einziger Druck: „Pest-Ofner Zeitung" 1856, Nr. 7.

Humoresken.

Der Schrank. Erster Druck: Meynerts „Faust" 1854. Wörtliche Abdrucke „An der Grenze" S. 37, Reclam Nr. 2690, S. 85. — Der deus ex machina in Gestalt des Gutsherrn ist nach Langer (S. 109) wieder der Graf Josef Nostitz.

Die Hochzeit des kleinen Schneiders. Erster Druck: Meynerts „Faust" 1854. Wörtliche Abdrucke: „An der Grenze" S. 43, Reclam Nr. 2690, S. 90. Der kleine Schneider ist eine in Rokitnitz unter dem Namen „Schneider Fips" wohlbekannte Gestalt und soll noch nicht allzu lange todt sein. Auch der Schullehrer und der Braumeister sind dort stadtbekannte Figuren. (Langer S. 103 ff. 109).

Der Trutzian. Erster Druck: „Salon" 1854, Bd. I., S. 313. Wörtliche Abdrucke: „An der Grenze", S. 159, Reclam Nr. 2690, S. 59. Der Held dieser Erzählung ist — nach Langer S. 120 — der Rokitnitzer Schuhmachersohn Erhard Rücker, der in den vierziger Jahren lebte und es bis zum Schulzen in Marienthal brachte; vielleicht also der Sohn des Helden des „Geleitsmann".

Die erschrockene Susanne. Erster und einziger Druck: „Salon" 1854, IV. Bd., S. 237.

Der Onkel aus Petersburg. Erster Druck „Sonntagszeitung" vom 20. Mai 1855. Abdrucke: „An der Grenze" S. 168, Reclam Nr. 2690, S. 67. Der Held hieß Josef Hunke aus Rokitnitz und starb erst vor wenigen Jahren. (Langer S. 123.)

Der Vollständigkeit wegen verzeichnen wir noch folgende im Drucke erschienene, in unsere Ausgabe nicht aufgenommene Arbeiten Reichs:

Gedichte: Im „Wanderer" (November, 25. December 1853, 8. Januar 1854). — In Nordmanns „Salon" (1853, I. Bd., S. 359 ff. und 1854, II. Bd., S. 411). — In Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herde" (1854, II. Bd., S. 608).

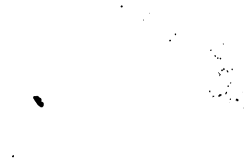
Erzählungen: Die Wiedergeburt, „Faust" 1854, „An der Grenze" S. 26. — So oder so, „Faust" 1854, „An der Grenze" S. 49. — Jons Michels Jon, „Wanderer" 1854, Nr. 53 und 61. — Aus dem Leben, Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herde" 1855, III. Bd., S. 609. — Mammon im Gebirge, „Pest-Ofner Zeitung" vom 4. April 1856 („Mammon auf den Bergen"; auszugsweise), „An der Grenze" S. 203, Kurz' und Heyses „Novellenschatz" 2. Serie, III. Band, Reclam Nr. 2690, S. 28. — Das Jägerhaus, „Illustriertes Familienbuch, herausgegeben vom Österreichischen Lloyd" 1856, S. 37, „An der Grenze" S. 54. — Drei Hochzeitstage, „Pest-Ofner Zeitung" 1856. — Eine Schlesierin in Amerika, „Donau" 1856. — Kleine Thiergeschichten, „Pest-Ofner Zeitung" 1856, Nr. 111.

Zeitungsfeuilletons: Gedichte — hm? „Wanderer" 17. December 1853. — Noth bricht Kohlen, „Wanderer" December 1853. — Variationen über Goethe und Lenau, „Wanderer" 29. December 1853. — Wien und Prag, „Ostdeutsche Post" 14. Januar 1854. — Reisen und Lesen, „Wanderer" 21. Januar 1854. — Tagebücher und Briefe, „Wanderer" 31. Januar 1854. — Formmangel und Brotmangel, „Wanderer" 25. Februar 1854. — Die Frühlingsfrage, „Wanderer" 26. Februar 1854. — Besteigung des Stephansthurmes, „Faust" 1854. — Wiener Umschau, „Unterhaltungen am häuslichen Herde" 1854, II. Bd., S. 364. — Ein Ausflug von Wien, „Unterhaltungen am häuslichen Herde" 1855, 3. Bd. S. 289. — Die Reinlichkeit, „Unterhaltungen am häuslichen Herde" 1855, 3. Bd., S. 15. — Bilder aus dem Leben, „Ostdeutsche Post" 30. März 1855. — Ein Ausflug von Wien, „Oesterreichische Zeitung" 3. Mai 1855. — Hermann Lingg, „Donau" 31. Mai 1855. – Über Wiener Litteraten, „Pest-Ofner Zeitung" Herbst 1856 (war in dem mir zugänglichen Exemplar nicht enthalten.)

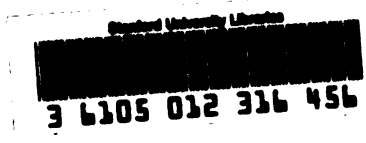
Druckfehlerverzeichnis.

Seite	2,	Zeile	10	v. u.	lies:	den ſtatt: dem.
„	3,	„	1	„ u.	„	ſeinem ſtatt: einem.
„	16,	„	12	„ o.	„	2. ſtatt: 1.
„	19,	„	13	„ u.	„	denken ſtatt: danken.
„	20,	„	11u.12	„ u.	„	den ſtatt: die.
„	23,	„	11	„ u.	„	dem geiſtreichen ſtatt: den geiſtreichen.
„	34,	„	18	„ o.	„	1857 und 58 ſtatt: 1858 und 59.
„	36,	„	7u. 8.	„ u.	„	einen Kauz ſtatt: einem Kauze.
„	37,	„	17	„ o.	„	ein ſtatt: eine.
„	38,	„	18	„ o.	„	Schwiegertochter ſtatt: Schwiegermutter.
„	43,	„	2	„ u.	„	geworden ſtatt: erzielte.
„	44,	„	12	„ u.	„	derbem ſtatt: derben.
„	91,	„	9	„ o.	„	zehrt ſtatt: zährt.
„	103,	„	6	„ o.	„	Schweig ſtatt: Schweigt.
„	109,	„	6	„ o.	„	faſt ſtatt: faſst.
„	110,	„	9	„ u.	„	aus ſtatt: auf.
„	146,	„	9	„ u.	„	ihn ſtatt: ihm.
„	151,	„	10	„ u.	„	Porte d'epée ſtatt: Porte epée.
„	181,	„	14	„ u.	„	einem ſtatt: einen.
„	246,	„	6	„ o.	„	Lebensfreude ſtatt: Lebensfreunde.
„	252,	„	5	„ u.	„	desſelben ſtatt: derſelben.
„	260,	„	2	„ u.	„	ihn ſtatt: ihm.
„	272,	„	16	„ o.	„	ſchmunzelt ſtatt: ſchmunzelnd.

*PB-34717-SB
5-03
CC
B/T



T 1
3835
B5



CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.

DATE DUE

SEP 1 8 2000
OCT 1 1 2000